N 30

Yf. sing. 511 m (1

Erste Ausgabe.
Verf. C. G. Küttner
(4.-B IV, 11573)

1414/2

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

12. 10. 87

B

46

<36605788160018

<36605788160018

Bayer. Staatsbibliothek

[Küttner, C. G.

Wanderungen

durch die

Niederlande, Deutschland, die Schweiz

und Italien

in den Jahren 1793 und 1794.

Erster Theil.

Leipzig, 1796.

bei Voß und Kompagnie.

Wb/65/2466

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Niederland, Deutschland
Schweiz und Italien.

1 Theil

Vorerinnerung
des
Verfassers.

Man würde mir sehr unrecht thun, wenn man glaubte, daß ich mit diesen Briefen eine Beschreibung der Länder liefern wollte, durch die ich gegangen bin. Es sind hingeworfene Bemerkungen, die ich für einen Freund und für meine eigene Rückerinnerung niederschrieb.

Ich schmeichele mir nicht, viel Neues zu sagen; Aber es gibt der Arten eine und dieselbe Sache zu sehen, so mancherley und ein jeder hat seine eigene. Wenn diese Briefe einem Theile meiner Leser einige Unterhaltung in müßigen Stunden verschaffen, und andere in den Stand setzen, das und jenes, was sie aus umständlichern und bessern Werken gelernt haben, sich in das Gedächtniß zurück zu rufen, so ist meine Absicht erreicht. Uebrigens gibt es in allen Ländern so viele Dinge, die sich ohne Unterlaß ändern, und so hat der, welcher zuletzt darinne war, immer etwas zu sagen, das seine Vorgänger nicht sagen konnten.

Was den Kirchenstaat und das Königreich Neapel betrift, so habe ich lange angestanden, ob ich nicht alles, was sich auf die Alten beziehet, ausstreichen wollte. Ausgeschrieben habe ich niemanden: und was sich hier findet, ist wirklich an Ort und Stelle niedergeschrieben worden. Allein man hat der Werke über Italien so viele, daß es kaum möglich ist, sich auf eine Stelle Horazens oder Virgils zu beziehen, auf die sich nicht auch schon ein anderer, früher oder später, bezogen hätte. Indessen hat man mir gerathen, auch diese Stellen so drucken zu lassen, wie ich sie geschrieben hatte, um die Reihe des Ganzen nicht

zu unterbrechen, und gewisse Dinge nicht dunkel zu machen, oder in einem zu kahlen Gerippe hinzustellen.

Im Juny 1795.

Inhalt
des ersten Theils.

Erster Brief.
Die Niederlande.

Ostende . . . . . S. 3
Brügge 9
Gent 14
Antwerpen 18

Mecheln . . . . . S. 26
Brüssel 28
Löwen 38
Tirlemont und St. Tron . 39
Betragen der Franzosen in den Niederlanden im Jahr 1793 . 42

Zweyter Brief.

Deutschland.

Lüttich 47
Spa 52
Verviers 55
Aachen 58
Jülich 64
Neuß – Düsseldorf . . 66
Cölln 69
Bonn 76
Gottesberg – Klosterwerth oder Rolandsecke – Andernach . 84

Neuwied – Coblenz – (Ehrenbreitstein – Embs – Nassau – Nastetten – Langen-Schwalbach – Wisbaden – Bemerkungen über den Zustand des Landes zwischen Lüttich und Frankfurt – Höchst – Frankfurt . . S. 89
Oppenheim – Stuttgardt – Tübingen – Hechingen – Doneschingen 107
Deutschland ist in vielen Gegenden ein beschwerliches Land für Reisende in Rücksicht auf Posten, Postillons, Straßen u. s. w. 116

Dritter Brief.

Die Schweiz.

Eglisau – Zürich – Frauenfeld – Costanz – Utwyl – Roschlach – (Bigotterie; Bettler) St. Gallen 121
Canton Appenzell: Der Speichert – Trogen – Gayß – Appenzell – der hohe Kasten . . 133

Chur — Bad und Kloster Pfeffers — das Rheinthal — Wallenstadt S. 152

Canton Glarus: Möllis — Neffels — Glarus — Große Ebene mitten in den Alpen vom Bodensee bis Chur und von da nach Wallenstadt und Wesen bis nach Zürich oder Linnthal — Linnthal — die Pantenbrücke . . 166

Canton Uri: Der Paß aus Linnthal über den Klausenberg ins Schächenthal nach Altorf — Tells Kapelle — Rütty — am Steg — Hospital — die Kapuziner auf dem St. Gotthardt . 180

Der Paß über die Furca und von Obergestelen über den Grimsel nach dem Spital, Guthannen und Meyringen im Canton Bern — der untere Gletscher an der Furca und der große Gletscher auf dem Grimsel — der Neufenen, der Klausberg, die Fur-

ca und der Grimsel sind die beschwerlichsten Schweizer-Pässe S. 194
Conton Unterwalden der schönste unter den übrigen. — Besondere Charakteristik desselben: Viehzucht, Hirten, gemachte Straßen für Fußgänger, Eigenthümlichkeit der Flecken und Häuser. Saxelen — das Rozloch . 200
Luzern — Canton und Flecken Schweiz, Einsiedeln; Rapperswyl — Basel — Bern . . . 211
Uiber die verschiedenen Arten die Schweiz zu bereisen . 219

Vierter Brief.

Fortsetzung über die Schweiz.

Reise von Bern nach Lauterbrunnen und von da bis mitten in die Berner Alpen — der Staubbach und andere Wasserfälle . . 231

Reise von Lauterbrunnen nach dem Grindelwald und von da über Zweylütschenen, Leusingen, Aeschi, Wimmis nach Freyburg S. 238

Von Freyburg über Cotterd (bei Avenche) Anet Erlach u. s. w. nach Lausanne . . . 251

Fünfter Brief.

Der Paß über den St. Bernhardt.

Von Martinach über St. Branchier, Orsiere, Lydde, und St. Pierre bis auf das Kloster der Augustiner Domherren . . 257

Die Italienische Seite des St. Bernhardts ist nicht so rauh. – St. Remy – (Hannibals Weg über die Alpen) – Thal und Stadt Aosta . . . 276

Sechster Brief.

Reise von Aosta nach Turin.

Das Herzogthum Aosta: mahlerisch und romantisch — merkwürdige Straße durch das ganze Herzogthum — Bardo — Yvrea — Kröpfe — Posten . . S. 288

Die Gegend um Turin — die Collina — die Superga . . 298

Turin 302

Nebenreise von Turin nach Rivolo — Aviliano — Ambrogio — Schloß Veneria . . . 310

Siebender Brief.

Reise von Turin nach Genua.

Die Collina mit ihrer Aussicht — Asti — Novi — die Borchetta mit ihrer weiten und schönen Aussicht — Aeuserst lebhafte und schöne

Straße von Campo Marone bis Genua . . . S. 317

Genua 323

Achter Brief.

Reise durch die Herzogthümer Mayland, Piacenza, Parma und Modena nach Bologna.

Pavia – Kloster Certosa – fruchtbares Land zwischen Tortona und Mayland . . . 335

Mayland . . . 375

Fruchtbares Land zwischen Mayland, Piacenza und Parma. – Lodi – Piacenza . . . 382

Parma 388

Reggio – Modena . . S. 402
Bologna 410

Neunter Brief.

Reise von Bologna nach Florenz.

Paß über die Apenninen – Unterschied des Clima auf beiden Seiten der Apenninen – Italienische Bäume, Früchte u. dgl. . 419
Florenz: Schätze der Kunst – Wenig Caminfeuer – Mücken – Sprache – Fiesole – Kunstfabrik der Pisani . . 431

Zehender Brief.

Reise von Florenz über Prato und Pistoria nach Lucca, – Pisa – Livorno . . . 446

Reise von Florenz über Siena &c. und Viterbo nach Rom. – Wüste im Kirchenstaat, besonders zwischen Viterbo und Rom . S. 454

Die Niederlande.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Die Niederlande.

Ostende.

May 1793.

Endlich, mein liebster Freund, finde ich mich wieder einmal auf dem festen Lande! Wir wurden durch allerlei Umstände zu London aufgehalten, seitdem ich Ihnen meine nahe Abreise ankündigte, besonders durch den ausländischen Staatssekretär, welcher die Empfehlungsschreiben an die Brittischen Gesandte auf dem festen Lande gibt, so daß wir London nicht eher als Abends um sechs Uhr

verlassen konnten. Wir kamen gleichwohl den folgenden Tag sehr zeitig zu Dover an, fanden aber das Packetboot der Regierung mit funfzig bis sechzig Franzosen angefüllt, so daß wir für uns keine Betten und für den Wagen keinen Platz finden konnten.

Sie werden sich erinnern, lieber Freund, daß durch die sogenannte Alien-Bill (Fremden-Bill) das Schicksal der Ausländer in England größtentheils in der Gewalt des Königes und seiner Minister steht, und daß die Krone, so lange diese Bill dauert, jeden Ausländer, der in einer gewissen Zeit in England angekommen ist, aus dem Lande schicken kann, ohne irgend Jemanden Rechenschaft davon abzulegen. Seitdem hat man eine Menge Fremde, besonders Franzosen, aus dem Lande geschickt; aber man hat die Aufmerksamkeit für sie, ihnen ihre Uiberfahrt auf den Paketbooten der Regierung umsonst zu geben. Ja ein Franzose, auch ohne von der Regierung aus der Insel entfernt worden zu seyn, bekommt seine Uiberfahrt frei, sobald er nur darum anhält.

Die Paketboote oder Postschiffe sind die einzigen, welche man itzt für sicher hält. Dieses Zutrauen beruht auf dem Umstande, daß sie insgesammt sehr gute Seegler und gehörig bemannt sind, auch ihre Hauptleute eine lange Erfahrung des Meeres haben, durch das sie gehen. Bedenken Sie nur einen Augenblick die Wichtigkeit eines Postschiffes und Sie werden begreifen, daß der Hauptmann alles thun wird, um es nicht in des Feindes Hände fallen zu lassen. Seit einiger Zeit sind diese Postschiffe auch bewaffnet; allein dieß ist eine wahre Posse. Ihr Verdeck ist so mit Menschen und Gepäcke beladen, daß sie es nimmermehr zu einem Gefechte räumen könnten, wenn man auch von den wenigen Kanonen, die man dahin gepflanzt hat, Gebrauch machen wollte. Uibrigens haben alle Hauptleute der Postschiffe den Befehl, vor dem Feinde zu fliehen und nur dann sich zu vertheidigen, wenn die Flucht schlechterdings unmöglich ist.

Der Unsicherheit der übrigen Fahrzeuge ungeachtet, wagten wir uns doch in ein ei-

genes Boot, welches wir mietheten und —

audaces fortuna iuvat!

kamen glücklich zu Ostende an, nach einer kurzen Uiberfahrt von zwölf Stunden.

Noch glaube ich in England zu seyn, denn hier sehe ich nichts als Engländer. — Der ganze Hafen ist mit englischen Schiffen angefüllt, die Truppen sind Englisch und überall sahe ich englische Aufschriften an den Kaufmannsläden. Die mehresten Wirthshäuser gehören Engländern, wir durchwanderten nicht weniger als viere, ehe wir unterkommen konnten, und auch dieses gehört einem Engländer und hat Englische Aufwärter. —

Die Ursachen, warum es zu Ostende so viele Englische Wirthshäuser und Englische Läden giebt, sind mehrere, hauptsächlich aber der gegenwärtige und der Amerikanische Krieg. In diesem letztern war Ostende lange Zeit der einzige Hafen im Canale in der Nordsee, in welchen England die Postschiffe schicken konnte. Nicht nur alle Reisende, sondern auch viele Waaren, die vorher nach Calais, Hel-

vetsluys und Rotterdam gegangen waren, mußten iezt zu Ostende landen oder sich da einschiffen. Für Reisende war es so zu sagen der einzige Hafen, durch den England noch mit dem festen Lande zusammenhieng, weil den mehresten die Schiffarth nach oder von Hamburg zu beschwerlich ist. Ostende erhielt also eine Zeitlang eine Thätigkeit und Nahrungszweig, die mit dem Frieden wieder verschwanden. Seit dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges fängt diese Stadt wieder zu leben an. Zwar geht auch ein Englisches Postschiff zwischen Harwich und Helvetsluys; allein die Uiberfahrt von Dover oder Margate nach Ostende ist kürzer, und dann geht das mehreste, das die Armee auf dem festen Lande betrifft, über Ostende.

Ostende selbst verdient nur wenig Aufmerksamkeit. Die Stadt ist klein, wurde aber einst für eine gute Festung gehalten, so daß es zu Anfang des 17den Jahrhunderts eine Belagerung von vier Jahren aushalten konnte, wobei die Spanier 80,000 Mann verlohren haben sollen.

Das schönste, was ich hier sahe, waren die Englischen Transportschiffe, womit gegenwärtig der ganze Hafen angefüllt ist, und die zwei Englischen Regimenter Dragoner, bei deren Anblick ich mich kaum der Tränen enthalten konnte, wenn ich ihre Bestimmung bedachte. Ehe das Regiment Townsend ans Land gesetzt wurde, ging ich in eins der Transportschiffe und besahe die schönen Pferde, deren manches Parade im Stalle eines deutschen Fürsten machen würde und wovon in kurzem vielleicht die Hälfte zerstümmelt werden und elendiglich umkommen wird.

Ich bin ein Liebhaber von Pferden und redete viel von ihrer Schönheit und von dieser ihrer traurigen Bestimmung, bis es endlich dem Lord * * * auffiel, welcher mich fragte, warum ich immer nur an die Pferde und nicht an die Menschen dächte? — Die Bemerkung war natürlich und ist, unter abgeänderten Umständen, sehr oft gemacht worden. Gleichwohl ist sie, wenn sie in der Gestalt eines Vorwurfs erscheint, sehr oft

ungerecht. Es giebt so manche Leiden, bei denen ein gutmüthiger Mensch der Thiere und nicht der Menschen gedenkt, der Menschen oft schon darum nicht gedenkt, damit seine Rede nicht einem Gemeinplatze ähnlich sehe. Der Englische Soldat, der nicht, wie der Deutsche, zum Dienst gezwungen wird, sondern aus eigener Wahl gehet, weiß seine Bestimmung im voraus, und unterwirft sich, indem er diesen Stand wählt, allen den Leiden, die dieser gelegentlich auf seine Kinder bringt. Auch handelt der Soldat die ganze Zeit über, nach einem bestimmten Zwecke, lebt mit Bewußtseyn und kann sich durch Gründe trösten, die ihm seine Vernunft an die Hand giebt. Daß er, dem allen ungeachtet, noch immer sehr zu bedauern sey, versteht sich von selbst.

Brügge.

Auf dem halben Wege zwischen Ostende und Brügge hatte ich eine höchst unangenehme Empfindung. Man sagte uns, daß man

auf dieser Straße nicht weiter fortkommen könnte, weil der ganze Weg von der Armee bedeckt und verstopft sey und daß man vor den Franzosen flöhe. Der Postillon, der in Schrecken gerieth, wollte sogleich umkehren. Ich befahl ihm fortzufahren, bis wir an diese Truppen kämen, (denn noch sahe ich Niemanden) und zu versuchen, was sich thun ließe, da wir ja noch nicht einmal wußten, was es für eine Armee sey, ob ich schon Ursache hatte, Holländer hier zu vermuthen. In einer Viertelstunde kamen wir an eine Menge Bagagewägen, die allerdings die Straße versperrt hatten. Der Postillon sagte, sie wären Holländer und könnte nicht mit ihnen reden. Ich stieg aus, und suchte Jemanden zu finden, der Französisch spräche. Der erste, an den ich mich wendete, antwortete mir mit einem: „Schwerenoth Schinder!" und wendete sich von mir. Ich fand mich also mitten unter Landsleuten, wie sie mir durch ihre kraftvolle Sprache sogleich bewiesen. Freilich mußten diese wackern Deutschen Jemand, der in der Französischen Sprache sie

anredete, und den sie vielleicht eben deswegen für einen Franzosen hielten, nur sehr wenig in einem Augenblicke willkommen seyn, in welchem sie, eben um dieser Franzosen willen, ihren Marsch nicht weiter fortsetzen konnten. Ich bemerkte, daß die Weiber, mit denen die mehresten Wagen beladen waren, einen Jargon sprachen, der der Deutschen Sprache glich. Kurz, es war die Bagage des Deutschen Regiments Waldeck, welches so eben Befehl erhalten hatte, nicht weiter vorzurücken, weil die Franzosen von Dünkirchen aus, einen Einfall in Flandern gethan und den Tag vorher Furnes eingenommen hatten, welches sie dreizehn Stunden lang plünderten, dann aber wieder nach Hause giengen. Und dieß war die ganze Geschichte, in der der Gott R u f seine gewöhnlichen Streiche spielte; ich erfuhr sie aber erst nachher, denn die Weiber redeten alle auf einmal und sprachen sowohl als die Soldaten eine solche Sprache, daß ich nicht sie, und sie nicht mich verstunden. Indessen machte ich mich doch so weit verständ-

lich, daß sie ihre Wagen etwas auf die Seite führten. ——

Ein Vormittag reicht zu, alles von Brügge zu sehen, was man etwan zu sehen wünschen möchte;

Quantum mutatus ab illo!

Es ist jedoch noch immer eine feine, ansehnliche, reiche Stadt und nach Gent die beste in dem Oesterreichischen Flandern; aber daß sie einst die Königin vom westlichen Europa war, lange noch, ehe Antwerpen groß wurde, und zu einer Zeit, wo Amsterdam eine Pfütze war, — das sieht man ihr eben so wenig an, als die Eleganz und den Luxus, über welchen sich einst eine Königin von Frankreich beschwerte und klagte, daß ihr Putz von dem Putze so mancher Bürgersfrau in Brügge übertroffen würde.

Hier stiftete Philipp der Gute, Herzog von Burgund, bei seiner Vermählung mit Isabella von Portugall 1430. den Orden des güldenen Vließes, auf dessen Großmeisterthum Spanien und Oesterreich zugleich Anspruch machen.

Man besieht hier das Rathhaus, die Wasserkunst und einige von den vielen Kirchen der Stadt, besonders die Cathedralkirche, welche ein sehr gutes Gebäude ist. – Es wird Ihnen bekannt seyn, daß ohngefähr jede Niederländische Stadt ein Glokkenspiel hat. Die mehresten sind sehr ansehnlich, und so verliebt ist der Einwohner in diese Musik, daß manche alle Viertelstunden und einige noch öfterer spielen. Das zu Brügge hat acht und vierzig Glocken, und der meßingene Cylinder, der das Ding treibt, hat über fünf Schuh im Durchschnitt.

Ich stieg auf den Thurm des Rathhauses und fand mich reichlich durch die Aussicht in ein äusserst fruchtbares Land belohnt, in welchem, bei einem vortreflichen Anbaue, doch so viele Bäume umher verstreut sind, daß sie in der Ferne das Ansehen von Wäldern geben. Das Meer sieht man hier von zwei Seiten.

Die Franzosen haben hier wenig Schaden gethan; doch waren sie kindisch genug, einer Menge alter Kaiser, deren unförmliche

Statuen ein öffentliches Gebäude zieren, die Köpfe abzuschlagen.

Gent.

Von Brüge giengen wir nach Gent in einer großen Barke, die den Staaten von Flandern gehört und die eine gewisse Ehre darinnen suchen, sie auf den großen und schönen Fuß zu erhalten, der alles übertrifft, was ich von der Art gesehen habe. Erinnern Sie sich dessen, lieber Freund, was ich Ihnen einst in Holland über die Treckschuyts schrieb. *) Diese Barke ist dreimal so groß,

*) Die Treckschuyte ist ein Fahrzeug, das bisweilen vierzig, gewöhnlich gegen funfzig und manchmal auch sechzig Schuh lang, selten aber über sieben Schuh, auch wohl darunter breit ist. Auf dem Kiele sind diese Fahrzeuge ohngefähr wie andere Barken gebaut, sind aber, etwa fünf Schuh an jedem Ende ausgenommen, mit einem Hause bedeckt, das für einen langen Mann gerade hoch genug ist, um darinne zu sitzen. Auf beiden Seiten sind Bänke, und in der Mitte legt man das Gepäcke der Passagier und andre Ladungen. Am Ende dieses Hauses ist eine Absonderung, welche ein

und hält bisweilen über hundert Menschen aller Stände. Ausser zwei Zimmern für die bessere Gesellschaft und dem ganz mittlern Theile, welcher für gemeine Leute ist, hat sie noch auf dem hintern Theile des Verdecks einen großen Baldachin, welcher auf allen Seiten Vorhänge hat und unter welchem dreißig Personen sitzen können. Unsere Wagen, eine Last von Waaren und Gepäcke, Bediente und andere Leute in Menge füllten noch immer nicht den übrigen Theil des Verdecks.

besonderes Zimmer ausmacht und 6 Schuh lang ist. Man bezahlt etwas mehr dafür und in diesem hat man Glasfenster, gepolsterte Bänke und einen Tisch in der Mitte. Auch erhält man mit diesem Zimmer ausschließend die Freiheit, auf der Deke des ganzen Fahrzeugs umher zu gehen oder zu sitzen. — Die Treckschuyten werden von einem, bisweilen auch von zwei Pferden gezogen, und gehen, da die Kanäle keine Bewegung haben, so sanft, daß man lesen, schreiben und schlafen kann; denn man wird es kaum gewahr, daß man sich bewegt. Sie kommen beinahe zur bestimmten Minute an und gehen eben so regelmäßig wieder ab, wie öffentliche Postwagen.

In den zwei angeführten Zimmern, deren eins mit einer geschmacklosen Pracht meublirt ist, speißt die erste Gesellschaft für 15 Stüber, und hat für ohngefähr 9 Groschen eine Mahlzeit, die man zu London kaum für 3 Schillinge haben würde. An der zweiten Tafel speißt man für zehn Stüber.

Diese Art zu reisen scheint hier zu Lande die gewöhnliche zu seyn und die Menschen sehr verschiedener Stände finden sie gleich bequem. Aber man geht so langsam, daß wir nicht Lust hatten es noch einmal zu versuchen, um so mehr, da die Barken, die man in andern Theilen der Oesterreichischen Niederlande findet, nicht ganz auf den nämlichen Fuß sind. Die Barke, die uns von Brügge nach Gent führte, hatte vier Pferde und doch brachten wir an die sieben Stunden zu.

Gent ist, wie Brügge und fast alle Niederländische Städte, überaus niedlich und rein und hat eine Menge guter Gebäude. Die Gemäldesammlung des Herrn Lorriton ist ansehn-

sehnlich und wohl unterhalten, besteht aber größtentheils blos aus niederländischen Meistern.

Ich fragte nach dem Hause, worinnen Kaiser Karl der Fünfte gebohren ist; allein man hat es vor einiger Zeit niedergerissen. Dieser Kaiser ist seit kurzem hier sehr unglücklich gewesen; denn außerdem, daß man sein Haus abgetragen hat, haben auch die Franzosen eine alte hölzerne Statue, in der er hier glänzte, nach ächten demokratischen Grundsätzen verbrannt.

In der schönen Cathedralkirche bemerkte ich, daß über allen Kapellen und Denkmälern etwas ganz kürzlich abgenommen war. Dieß waren lauter Wappen, welche die Obrigkeit, kurz vor der Ankunft der Franzosen abbrechen ließ, weil man erwartete, daß die Franzosen es thun würden, und daß sie vielleicht nicht so sanft bey der Arbeit verfahren möchten, als hiezu bestimmte und bezahlte Arbeiter.

Das sämtliche Kirchengeschirre kam mir unbedeutend vor. Ich machte diese Anmer-

kung und erfuhr, daß man das beste einige Zeit vor der Ankunft der Franzosen, auf die Seite geschafft hätte. Wenn es wieder zum Vorschein kommen wird — das überlasse ich Ihnen zu errathen.

Aus dem, was mir hier begegnete, sahe ich, daß der Verkehr und der Geldumsatz keinesweges so ausgebreitet sind, wie in Holland. Wir brauchten Geld, wünschten aber nicht hier zu ziehen, sondern Guineen umzuwechseln. Ich gieng zu mehreren Banquiers, und überall bot man mir mehr für das Pf. Sterling als für die Guinee; und überall gab man die nämliche Ursache, weil man die Guineen nicht wohl umzusetzen wüßte. In Holland haben die Guineen in jeder Stadt ihren Cours, der durch Umstände bestimmt wird, der aber eben so allgemein ist, als der Cours der Pfund Sterlinge.

Antwerpen.

Ich kenne wenig Striche Landes, die mir so viel Vergnügen gemacht hätten, als der zwischen Gent und Antwerpen. Und doch ist

das ganze Land flach, so wie alles, was ich von Ostende bis Brüssel gesehen habe. Aber schönere, reicher aussehende Dörfer hab ich selbst in Holland nicht gefunden; überall scheint Reinlichkeit, Ordnung und Wohlstand im höchsten Grade zu herrschen. Das Städtgen St. Nicolas, zwischen Gent und Antwerpen gefiel mir ganz vorzüglich. Es war Sonntag, und auf dem schönen Marktplatze, wo wir Pferde wechselten, sahe ich unsern Wagen von mehreren Hunderten von Menschen umringt, die alle vollkommen wohl gekleidet waren. Kurz, Flandern und Brabant gehören noch immer unter die besten Länder von Europa, und mich dünkt, daß Riesbeck, der Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen, ihnen nicht hat Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Auch scheint das, was er über die Schelde zu Antwerpen sagt, welche so von den Holländern verstopft worden seyn soll, daß kaum ein mäßiges Boot hinauf kommen könne, ganz falsch zu seyn; denn es ist eine ausgemachte Sache, daß vergangenen Winter

vier französische Fregatten, wovon eine von 36 Kanonen war, vor der Stadt lagen. Nun erfordert aber eine Fregatte von 36 Kanonen mehr Wasser, als das größte Kauffartheyschiff, die Ostindischen ausgenommen.

Die Schelde ist hier ohngefähr so breit, als die Themse zu London, wo sie am breitesten ist. Und dieser edle Fluß hat keine Schiffe, die ins Meer gehen *). Ich genoß seinen Anblick auf unserer Ueberfahrt, aber mehr noch von der Hauptkirche zu Antwerpen, von der man einen ungeheuern Strich Landes und eine große Menge Städte sieht, unter denen man auch die Holländischen, Breda, Lillo und andere entdeckt. Daß man sehr weit sehen kann, ist der Fall mit allen Thürmen, die ich nicht nur hier, sondern auch in andern Städten der Niederlande bestiegen habe.

Alle diese Städte, als Ostende, Brügge, Gent, Brüssel, Mecheln und selbst einige kleinere Orte sind noch immer, samt und

*) In diesem Frühjahre 1795 hat die freye Schiffahrt auf der Schelde ihren Anfang genommen.

sonders, schön, wohlhabend, reinlich, am allermeisten aber Antwerpen (in Brabant) welches mir so wohl gefällt, daß ich nach London und Paris keine Europäische Stadt ihr zu vergleichen weiß. Eine Gasse besonders ist so breit und so schön, daß ich nur zu London ihres Gleichen finden kann. Auch scheint mir alles zu Antwerpen auf einem bessern Fuß zu seyn, als in den übrigen Städten, durch die ich auf dieser Reise gekommen bin. Die Zahl der Kutschen, die ich an einem Sonntage Abends an einem einzigen Thore, und in kurzer Zeit vom Lande in die Stadt kommen sah, fiel mir außerordentlich auf.

Die große Börse giebt einem einen traurigen Begriff, wenn man das, was hier einst geschah, mit den gegenwärtigen Geschäften vergleicht. Noch trauriger aber fiel mir die Akademie der Künste auf, welche in diesem Gebäude oben auf ist: jetzt in jeder Betrachtung schlecht und unbedeutend. Und dieß war einst der Sitz eines Rubens!

Indessen sind von diesem Künstler noch Meisterstücke in den hiesigen Kirchen, die

einzig und allein eine Reise nach Antwerpen verdienen. Wer kennt nicht seine berühmte Abnahme vom Kreuze in der Cathedralkirche! Diese Kirche war mir in mehreren Betrachtungen äusserst merkwürdig! Wie oft ist nicht ihr Inneres von mehrern der besten Niederländischen Künstler gemahlt worden; welchen Schatz von Gemälden enthält sie nicht! Hier ist unter andern der bekannte Fall der Engel, welcher das beste Gemälde des Franz von Vrindt seyn soll. Auf dem Hintern eines der bösen Engel ist jene berühmte Fliege, welche der Hufschmidt Quintyn Mathys gemahlt haben soll, nachdem er ein Mahler geworden war, um Vrindts Tochter zu erhalten. Auch ist es angenehm, die Meisterstücke eines Rubens mit den Gemälden zweier seiner Meister hier zu vergleichen. Das Aeußere dieser Kirche entspricht aber keineswegs ihrem Innern. Uiberhaupt kenne ich in England wenigstens ein Dutzend Gothischer Kirchen, denen auch nicht eine in den vierzehn Provinzen, die ich von den siebenzehn Provinzen der gesamten Niederlan-

de gesehen habe, gleich kommt. Der Hauptcharakter der Belgischen Kirchen ist nicht sowohl äußere Schönheit der Baukunst, als innerer Reichthum und Verzierungen durch die Künstler des goldnen Alters der Niederländischen Schule. In dieser Rücksicht stechen sie mit den Englischen Kirchen sehr ab, deren Charakteristik im Innern äußerste Einfalt und Nacktheit ist. Desto schöner aber ist der Thurm der Cathedralkirche zu Antwerpen. Nach dem Thurme der Cathedralkirche in Straßburg ist dieser hier vielleicht das vollendetste Gebäude dieser Art, das ich irgendwo gesehen habe.

Die Kirche der Carmeliten verdient auch gesehen zu werden, schon um des todten Christus willen, der im Schooße des Vaters ruht, von Rubens. Hier ist eine Kapelle ganz von Marmor, wovon man überhaupt in den siebenzehn Provinzen so viel findet, nicht nur in den öffentlichen Gebäuden, sondern auch in den Privathäusern. Der Marmor ist überall mit solchem Uiberfluß angebracht, daß dieß so ganz das Mar-

morland zu seyn scheint. Es ist damit, wie mit der feinen Wäsche in England; man hat da weder gute noch schlechte Linwand, so wie hier weder Steine noch Marmor, und da man einmal den Transport bezahlen muß, bringt man lieber das beste.

Uiber das hiesige Rathhaus muß ich Ihnen ohngefähr das wiederholen, was ich einst über das Amsterdamer schrieb. Diese beiden Gebäude, welche vom nämlichen Meister, Cornelius de Vrindt, Bruder des Mahlers, seyn sollen, sind nicht weniger als schön, so viel man auch in der Welt davon redet. das hiesige hat fünf Archidektonische Ordnungen, eine auf der andern und fängt sich unten mit der rustischen an.

Die Citatelle von Antwerpen fand ich in einem höchst traurigen Zustande. Zwei Französische Bomben, die übrigens ohne hinreichende Ursach hinein geworfen wurden, zündeten das Getraidemagazin an, welches ich noch ganz in seinen Trümmern fand, so wie die nebenher zerstörten Häuser. Ich sahe noch große Haufen verbranten Getraides da

liegen, und die ganze Citadelle schiem mir öde und wüste, um so viel mehr, da sie gegenwärtig ohne alle Garnison war.

Die St. Michaelisabtey liegt angenehm am Ufer des Flusses, und in dem Hause des Abts sind artige Gemälde.

Auch hier, zu Antwerpen, bemerkte ich, so wie zu Gent, daß die Reichen und Grossen sich vor dem Volke weit mehr fürchteten, als vor den Franzosen. Die wenigen Bekenntschaften, die ich zu Gent machte, zeigten mir hinlänglich, wie sehr man vor einem Theile seiner eignen Mitbürger zittere. Auch habe ich durch die gesamten Niederlande erfahren, daß das Unheil, das ein Theil des Volks anrichtete, durchaus größer war, als das, welches die Franzosen thaten. Antwerpen und Mecheln scheinen mir übrigens die Städte zu seyn, in denen man am meisten mit den Franzosen zufrieden war; besonders schienen die Gastwirthe ihre Rechnung dabei gefunden zu haben, deren mehrere mit vieler Behaglichkeit mir sagten, wie gut die Franzosen mehrentheils bezahlt

hätten. Daß aber die Reichen und Großen, auch selbst zu Antwerpen nicht so zufrieden mit dem Besuche der Franzosen (im Winter 1793) waren, als die Gastwirthe, bemerkte ich aus mancherlei Umständen und besonders schien es mir, als wenn ein großes Mißtrauen zwischen den bessern und schlechtern Theile des Volks übrig geblieben wäre. Alle diejenigen, die etwas merkwürdiges zu zeigen haben, schienen noch immer äusserst schüchtern damit zu seyn. So weiß ich z. B. daß es zu Antwerpen mehrere gute Privatsammlungen von Gemälden giebt, von denen ich nur ein einziges gesehen habe. Von der einen sagte man, sie sey schon längst nicht mehr gezeigt worden, von der andern, der Besitzer habe sie eingepakt u. s. w.

Mecheln.

Dieser Ort, obschon die Hauptstadt einer besondern Provinz *) und der Sitz des

*) Nämlich die Herrschaft Mecheln. Sie wurde einst zu den siebenzehn Niederländi-

Erzbischoffs, welcher itzt auch Kardinal ist, scheint unter den Städten Brügge, Gent, Antwerpen und Brüssel gegenwärtig die unbeträchtlichste zu seyn und diejenige, welche den Reisenden am wenigsten darbietet.

Die Cathedralkirche, welche sehr groß ist, und in einem andern Lande vielleicht schön und prächtig heißen möchte, gehört unter die schlechtesten, die ich in den Oesterreichischen Niederlanden gesehen habe.

Eine meiner angenehmsten Unterhaltungen in flachen Ländern ist, den höchsten Thurm eines jeden Orts zu besteigen. Obschon der hiesigen Hauptkirche der oberste Theil fehlt, so waren wir doch hoch genug, um eine weit ausgedehnte Aussicht auf ein höchst fruchtbares Land zu haben. Antwerpen, Gent, Brüssel, Dendermonde, Löwen und einige andere sind die Städte, die man hier sehen kann.

schen Provinzen gerechnet-) gehört aber nicht zu Brabant, hat jedoch noch immer ihr eigenes Wappen und gewiße Freiheiten.

Brüssel.

Das Land zwischen Vilvorde und Brüssel, ist vielleicht der schönste Strich in den Oestreichischen Niederlanden. Immer fahren Sie an einem großen Canale hin, der auf beiden Seiten mit hohen alten Bäumen besetzt ist. Die Zahl der Landhäuser ist sehr groß, aber noch weit reizender waren mir die niedlichen Wohnungen der Landleute, die einen Wohlstand verrathen, der nicht zu verkennen ist, und den man in so wenigen Theilen von Europa findet, Holland ausgenommen und einige Striche von England, und selbst in diesen in einem geringern Maase. Das nähmliche gilt ohngefähr auch von dem Striche zwischen Gent und Antwerpen, wo ich Dörfer sahe, dergleichen man in England vergebens sucht. Fast überall sind die gepflasterten Landstraßen vortreflich unterhalten, so wie die Alleen von Bäumen und die Landhäuser umher. Daß diese Provinzen einst die reichsten in Europa waren, zeigen die ungeheuren Massen von Marmor, die man in ihren Kirchen sieht, die vielen

und vortrefflichen Gemälde, und die Last von Gold und Silber; daß aber auch jetzt Wohlstand und selbst Reichthum sie noch nicht ganz verlassen haben, beweisen viele von den Strichen, durch die ich gegangen bin. Bettler fand ich äuserst wenige, bis ich nach Brüssel kam, es sey denn die Kinder der Landleute, die hier, wie in mehreren andern Ländern, dem Wagen eines Reisenden nachlaufen.

Brüssel, die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs der gesamten Oestreichischen Niederlande, liegt bergigt, ist nicht gar groß aber äusserst bevölkert. In geographischen Werken finde ich die Volksmenge auf 80,000 angegeben, aber man sagt mir hier, daß sie 100,000 Seelen enthalte.

Hier giebt es so viel Bettler, so viel Koth in den Gassen und eine solche allgemeine Unreinlichkeit, daß diese Stadt kaum unter die Niederländischen zu gehören scheint. Die Gassen sind fast durchaus enge und unangenehm, und ob es schon viele gute Häuser und andere stattliche Gebäude hier giebt, so sind doch wenige darunter, die den wah-

ren Geschmack der Baukunst zeigen, so daß ich Brüssel zwar eine ansehnliche aber keinesweges eine schöne Stadt nennen möchte, wenn es nicht einen ganz neuen Theil gäbe, der auf der höchsten Höhe liegt und dem ich an Schönheit und heiterm gefälligem Ansehen wenig zu vergleichen weiß. Kaum sind es zwanzig Jahre, daß man dieses Unternehmen anfing.

Das große Viereck, welches freilich nur hier groß genennt werden kann, gehört unter die schönsten, die ich bisher irgendwo gesehen habe. Aus diesem geht man auf einem sehr großen Platz, welches eine Art von Englischem Garten ist, der mir so sehr gefällt, daß ich, in den Mauern einer Stadt, seines Gleichen nicht kenne. Alleen und regelmäßig gepflanzte Bäume wechseln da ab, uud in einigen Häusern, welche neben sich Lauben und Sommerhäuser haben, verkauft man Eis und allerlei Erfrischungen. Des Abends sieht man viele hundert Menschen aller Stände hier spazieren gehen, und für diejenigen, die nicht gehen wollen, giebt

es Bänke und Stühle. Dieser Platz oder Garten ist auf allen Seiten gegen die Straßen offen, und diese Straßen haben auf der entgegen gesetzten Seite, jede eine Reihe Häuser. Eine dieser Reihen ist sehr lang, und ich habe nicht ein einziges schlechtes Haus darinne bemerkt. Diese Häuser werden von reichen Leuten bewohnt, hauptsächlich von Ausländern, unter denen es vorzüglich eine Menge von Engländern und Irländern giebt.

In der Mitte dieses neuen Vierecks sahe ich die riesenförmige Statue Carls von Lothringen liegen, die die Franzosen im vorigen Winter niedergerissen haben. Sie ist von Bronze und wird in kurzem wieder aufgerichtet werden, indem ich mehrere Zeichnungen zu einem neuen Gestelle sah. Von Seiten der Kunst hat sie keinen besondern Werth.

Der Pallast des Gouverneurs ist ganz nahe bey diesem Vierecke, aber in einer schlechten Lage und elendiglich verbaut; doch haben einige Zimmer eine hübsche Aussicht über die Stadt hinweg auf das Land. In diesem

Augenblicke war nichts darinnen zu sehen, als leere Wände und einige Merkmale von Pracht und Größe, die man mehr aus gewissen Theilen folgerte als sahe. Die Franzosen haben nicht nur die besten Meubeln, Gemälde, Tapeten u. s. w. verkauft, sondern auch manches aus blosem Muthwillen zu Grunde gerichtet.

Das Rathhaus ist ein vorzüglich schönes Gothisches Gebäude, mit einem leichten, 364 Fuß hohen, vortrefflich gearbeiteten Thurme. Es steht auf einem Platze, der von guten Häusern umgeben ist, unter denen sich aber kein einziges findet, daß sich durch den Geschmack seiner Architektur empfiehlt. — Der Saal, in welchem sich die Staaten versammeln, ist überaus reich, und ich sahe hier Brüßeler Tapeten so gut und schön, daß sie, dünkt mich, denen von Gobelin nur wenig nachgäben.

Die Kirche der heiligen Gedula gehört unter die bessern Gebäude dieses Landes und hat einige gute Gemälde alter Meister. Die Canzel von Eichenholz ist ein vortrefliches

ches Stück Bildhauerarbeit, von Verbruggen. In dieser Kirche liegen mehrere Herzoge von Brabant begraben.

Das Schauspielhaus ist weder groß noch schön. Ich fand es so schlecht beleuchtet, daß ich selbst mit einem Glase die Kleidung derer nicht unterscheiden konnte, die in den Logen mir gegen über waren. Die Zahl der Zuschauer war gering, und die Schauspielergesellschaft ziemlich schlecht. Als die Franzosen die Stadt inne hatten, war die Monpensier von Paris hier, allein man vertrieb sie, als die Oesterreicher wieder kamen.

Auch Brüssel hat eine Akademie der Künste, und sie ist allerdings auf einem ganz andern Fuß, als die zu Antwerpen. Aber das alles will doch wenig sagen, und die sämtlichen Niederlande haben schon längst aufgehört, das Vaterland der Künste zu seyn. Herr Lees, von Antwerpen gebürtig, ist ein guter historischer Mahler und ein Mann von Verdienst, und so sind es noch einige andere. Aber etwas vorzüglich hervorstechendes, etwas, das auch nur einigermaßen mit den Künstlern

des 16den und 17den Jahrhundrrts sich messen könnte, ist mir im ganzen Lande Nichts vorgekommen. — Herr Dannoot, ein Banqvier, hat eine gute Sammlung von Gemälden.

Zu Brüssel macht man die besten Kutschen, die ich außerhalb England gesehen habe. Paris hat nie in dieser Art von Kunst einen besondern Ruf gehabt, und ich ziehe Brüsseler den Straßburgern vor. An allen andern Orten, wo ich Kutschen gesehen habe, ist man noch unendlich zurück, und mancher Fürst paradirt in einem Wagen, in welchem ein Mann aus den bessern Mittelständen in England nicht durch eine Gasse von London fahren würde. Der Mann zu Brüssel arbeitet ziemlich in Großem, obschon seine Fabricke, mit der eines Hatchet oder Godsale verglichen, zu Nichts verschwindet. Ich sahe mehrere sehr vollendete Wagen und in einem bessern Geschmacke, als was man, außer England, in andern Ländern sieht; besonders macht man hier einen sehr guten Lack. Ich erkundigte mich nach dem Preise einer ganz

vollständigen Reisechaise und erfuhr, daß er 180 Schildlouisd'or war. Für 200 Guineen bekommt man eine sehr gute Reisechaise in England, aber ich habe auch einige gesehen, die, ohne prächtig zu seyn, über 300 kamen.

Es versteht sich, daß wir diese Stadt nicht verließen, ohne einige Garnituren Brüsseler Spitzen zu kaufen. Im Auslande braucht man gewöhnlich den allgemeinen Ausdruck Brabannter Spitzen; allein der Unterschied zwischen den verschiedenen Arten ist sehr groß. Die Brüsseler Spitzen sind die schwersten und kostbarsten, und die, welche man vorzüglich so nennt, können nur im Winter getragen werden. Die, welche ich bey van der Borcht vom niedrigsten Preise sahe, kosteten, eine Garnitur für eine Mansperson, fünf Schildlouisd'or und so steigen sie bis auf dreyßig. Zu Mecheln hatte ich sehr erträgliche Spitzen für wenig mehr als die Hälfte dieses Preises gekauft, aber sie sind freylich von einer ganz andern Art, und taugen nur für den Sommer, höchstens für das Frühjahr und den Herbst. Schon das,

was man le point nennt, ist in beiden sehr verschieden; auch werden die Verzierungen in den Mechliner Spitzen auf dem Kissen zugleich mit dem Grunde, oder dem Ganzen gemacht. Die Verzierungen der Brüsseler Spitzen hingegen werden nicht mit dem Grunde auf dem Kissen gearbeitet, sondern aus freyer Hand mit der Nadel äuserst mühsam gemacht, und dann angenähet, oder vielmehr eingenähet, denn man läßt gleich, beym Klöppeln der Spitzen, Platz oder Oeffnungen für die Verzierungen. — Der Flachs, den man zu diesen Spitzen gebraucht, wächst im Lande. Der Faden, den man zu den feinsten Spitzen nimmt, ist so fein, daß er nach dem Gewichte, theurer als Gold ist. Man sagte mir, daß eine Frau, die die beste Art von Fäden macht, nicht über zwey Unzen in einem Jahre verfertigen kann, vorausgesetzt, daß sie eine gute Arbeiterin ist. —

Eine kleine Stunde von Brüssel ist Schooneberg, ein Sommersitz, den der Herzog Albert von Sachsen-Teschen mit vieler Schönheit und Geschmack gebaut hat.

Die Lage ist vortrefflich, und die dazu gehörigen Ländereyen sind so angelegt, daß sie einer Englischen Anlage weit mehr gleichen, als was man in Frankreich gewöhnlich als einen Englischen Garten zeigt. In einiger Tiefe vom Hause sieht man den großen Canal, welcher Brüssel, Mecheln und Antwerpen verbindet. Da das Land hier nicht so einförmig flach ist, als in andern Gegenden von Flandern und Brabant, so hat man hier sowohl als von den Wällen zu Brüssel, eine schöne Aussicht. Hier ist auch eine Pagode, und von der hohen Spitze derselben, genoß ich die Aussicht auf dieses schöne Land umher, mit einem wohlthätigen Gefühle.

Die Franzosen haben das Schloß zu Schooneburg mit vieler Milde behandelt, und äuserst wenig Schaden gethan. Es wird jetzt vom Erzherzoge Carl bewohnt, der nur gelegentlich nach Brüssel geht, um dort in dem leeren Schlosse eine Art von Hof zu halten. Allein selbst hier muß er sehr unbehaglich leben, denn die mehresten Meublen, die der Herzogin von Sachsen-Teschen gehören, sind

entweder vergangenen Winter nach Holland geschickt worden, oder liegen noch hier in Kisten eingepackt.

Löwen.

Die hiesige Universität ist bekannt und berühmt. Man studiert hier gewissermaßen auf Englische Art, nämlich in Collegien, deren diese Stadt an die funfzig hat. Diese Collegien ausgenommen, deren einige ziemlich groß sind, aber nicht die Englische Reinlichkeit, Nettigkeit und Eleganz haben, ist die Stadt ziemlich schlecht gebaut. Doch ist das Rathhaus ein außerordentlich schönes Gothisches Gebäude.

Das Seminarium für junge Geistliche, ist wegen seines ungeheuern Umfanges merkwürdig. Hier ist Platz für viele hundert Leute. Auch besahe ich die öffentlichen Hörsäle, die denn doch wenigstens besser als die zu Leipzig und mehreren andern deutschen Universitäten sind. Das anatomische Theater und der daran stoßende botanische

Garten sind sehr beträchtlich. Kurz, weder zu Leiden noch zu Utrecht und noch weniger hier hab' ich irgend etwas gesehen, das den Englischen Universitäten im Aeußern gleich käme.

Tirlemont und St. Tron.

Von Löwen giengen wir nach Tirlemont oder Tienen, einer wohlgebauten und beträchtlichen Stadt.

So wie man von Brüssel und Löwen dem deutschen Reiche näher und näher kommt, ändert sich auch allmählig die ganze Ansicht des Landes, die Canäle hören auf, die Bettler nehmen zu, die Dörfer verschlimmern sich, die Landleute sind schlechter gekleidet und die Felder weniger gut gebaut.

Sie können leicht vermuthen, lieber Freund, daß ich mich auf dieser ganzen Reise nach den Schlachtfeldern erkündiget habe, die seit einigen Monaten so berühmt geworden sind. Der Eisenberg, (montagne de fer) wo die Französische Armee sich auf kurze Zeit

niederließ, ist nichts anders, als eine mäßige Anhöhe, eine halbe Stunde von Löwen. Die Landstraße führt darüber, wenn man von Brüssel nach Löwen kommt.

Zwischen Tirlemont und St. Tron ist das traurige Schlachtfeld, wo so viele Tausende auf beiden Seiten in dem Treffen fielen, welches mehrere Tage dauerte und nach welchem die Franzosen kurz nachher die Niederlande räumten. Nie vielleicht schlug man sich auf einer so großen Strecke Landes.

Von Tirlemont aus sieht man auf der Landstraße drei Stunden lang die Spuren dieser Schlacht. Gleich bei dieser Stadt fangen sich die Zeichen an, die die Kanonenkugeln an den Bäumen auf beiden Seiten der Straße gelassen haben. Welche ungeheure Menge von Kugeln gefeuert worden seyn muß, schließe ich aus der Menge derer, welche gegen die Bäume verloren gingen. Ich kann wohl sagen, daß auf dieser Straße jeder dritte oder vierte Baum, mehr oder weniger, das Merkmal einer Kanonenkugel trägt. Die Dörfer Orsmael und Tourmael sind eben so

bezeichnet, da man an den mehresten Häusern die Spuren sieht, die die Kugeln gelassen haben. An beiden Seiten der Straße sieht man in den Gräben frisch aufgeworfene Erde, unter welcher ein Theil der Erschlagenen ruht.

Und doch war hier nicht die eigentliche Hauptszene des Treffens; diese ist etwas zur rechten Hand der Landstraße in der Nähe von Neerwinden, etwa eine kleine Stunde vor den Dörfern Orsmael und Turmael. Das Land zwischen Tirlemont und St. Tron ist flach, doch so, daß sich der Boden hin und wieder in langen und schmalen Schwellungen hebt. Man zeigte mir, an der linken Seite der Straße, eine mäßige Anhöhe, von der die Oesterreicher herabkamen und sich dann quer über die Straße schlugen. Es ist merkwürdig, daß gerade vor hundert Jahren, 1693 auch eine Schlacht bei Neerwinden geliefert wurde, wo aber die Franzosen die Sieger waren und einen wichtigen Sieg über die Engländer und Baiern erfochten. — Den Feldern selbst sieht man es ganz und gar nicht

an, daß vor einigen Monaten eine Armee von 100,000 Mann sich darauf schlug; sie sind samt und sonders angebaut.

Betragen der Franzosen in den Niederlanden, im Winter 1793.

Ich kann die Niederlande nicht verlassen, ohne die allgemeine Bemerkung zu machen, daß man es dem ganzen Striche, durch den ich kommen bin, schlechterdings nicht ansieht, daß es vor kurzem eine so thätige Szene war. In den Englischen Zeitungen habe ich ohne Unterlaß von den Verheerungen gelesen, die die Franzosen in den Niederlanden angerichtet haben, und ohnstreitig werden die deutschen Zeitungen nicht weniger damit angefüllt gewesen seyn. Die Wahrheit spricht für sich selbst — und wenn die öffentlichen Blätter unter andern sich auch dieses zur angelegentlichen Sache gemacht haben, daß sie die Franzosen und ihr politisches System in dem gehäßigsten Lichte darstellen, um andere Völ-

ker von einem ähnlichen Unternehmen zurückzuschrecken, so fürchte ich sehr, daß eine absichtliche Entstellung der Wahrheit den gewünschten Erfolg ganz und gar nicht heben werde.

Ich habe schon lange vor dem 10den August 1792 aufgehört, Achtung oder gute Wünsche für dieses Volk zu hegen, denn mit dem Ende der ersten Nationalversamlung hörte alles auf, was entweder Weisheit oder Religion oder Grundsätze verrieth. Wenn Sie aber genau wissen wollen, was die Franzosen in den Provinzen, durch welche ich so eben gekommen bin, gethan oder nicht gethan haben, so will ich Ihnen sagen, was ich gesehen oder gehört habe. In den Städten Ostende, Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Löwen, haben sie Kirchen und Häuser weder zerstört noch beschädiget. Privathäuser haben sie nicht geplündert noch irgend Jemandes Eigenthum gewaltthätig angegriffen. Eben so haben sie auch die Kirchen, Klöster und Stiftungen nicht beraubt. Viele derselben hatten einen Theil

ihrer Kostbarkeiten versteckt, ehe die Franzosen ankamen. Zu Mecheln nahm man zwar auf Befehl der Kommissarien das Silbergeschirr aus der Kirche und brachte es nach Brüssel, allein Dümourier, den die Einwohner sehr rühmten, schickte es kurz nachher wieder zurück. Der Erzbischoff hatte sich versteckt; die Franzosen suchten ihn in seinem Pallaste zu Mecheln auf; allein man sagte mir, daß es das Ansehn gehabt hätte, als wäre dieses Suchen wenig mehr, als zum Scheine gewesen, und da man ihn nicht fand, hat man sein Haus nicht geplündert. Zu Brügge haben sie einige alte steinerne Figuren an einem Hause, welche Kaiser vorstellten, abgebrochen, und eben so hin und wieder einige steinerne Wappen. Zu Gent zernichteten sie eine hölzerne Statue Carls des Fünften, welche auf einem öffentlichen Platze stund. In der Hauptkirche der nämlichen Stadt fand ich, wie ich schon weiter oben erzählt habe, alle steinerne Wappen über den Kapellen, Schwiebbogen u. s. w. abgebrochen, welches die Stadtobrigkeit hatte

ke thun lassen, aus Furcht, daß die Franzosen es thun und die Kirche beschädigen möchten. Zu Antwerpen und Mecheln entdeckte ich nicht die geringste Spur von Schaden, die Citadelle von Antwerpen ausgenommen, von der ein beträchtlicher Theil abbrannte, indem die Franzosen zwei Bomben hineinwarfen, ehe sie sich ergab. Was sie im kaiserlichen Pallaste zu Brüssel thaten, hab ich schon gemeldet. Gerade das nämliche thaten sie auch, um es hier gleich mit anzuführen, im Bischöfflichen Pallaste zu Lüttich, der, obschon Dümourier selbst da wohnte, doch so aufgeräumt wurde, daß ich nichts als leere Wände fand. Der gegenwärtige Bischoff, ein Graf von Mean, hat entweder kein Geld oder fürchtet einen zweiten Besuch; denn er hat im ganzen Pallaste blos zwei Zimmer, welche sehr einfach meublirt seyn sollen. In die Cathedralkirche zu Lüttich legten sie dreihundert Pferde und die Soldaten beschädigten einiges Bronze- und Eisenwerk. An mehrern Orten dieser Stadt bemerkte ich, daß man die steinernen Wap-

pen über den Thüren abgebrochen hatte. Zu Brüssel und Gent litten mehrere Privatpersonen Beleidigungen und Verlust durch die Sanscülotten des Orts, d. h. durch einen Theil der Einwohner aus dem Pöbel. Zu Gent scheint diese Partei noch jetzt einige Stärke zu haben, denn ich bemerkte, daß man sich vor einem Theil des Pöbels sehr fürchtete. Zu Aachen hatte man die Kostbarkeiten in der Cathedralkirche auf die Seite geschafft, ehe die Franzosen ankamen.

Zweiter Brief.

Deutschland.

Lüttich.

Juni 1793.

Von dem Meere an bis nach Brüssel ist das ganze Land eine ununterbrochene Ebene; ich bestieg in allen ansehnlichen Städten einen Thurm und belustigte mich sehr mit der weiten Aussicht auf unzähliche Städte und Dörfer, und auf ein fruchtbares angebautes Land. Zu Brüssel, Löwen u. s. w. fängt der Boden an, hin und wieder zu schwellen,

auch bemerkt man hier und dort einige kleine Hügel, die aber sehr unbeträchtlich sind, und so geht es fort, bis in die Gegend von Lüttich. Hier, an den schönen Ufern der Maas, werden die Hügel beträchtlich, und die Stadt selbst liegt in einer ansehnlichen Tiefe, dicht von steilen Höhen umgeben, so daß sie wenig Platz hat, äusserst enge gebaut ist, stinkt und ungesund seyn muß. Die Gesichtsfarbe fast aller Einwohner, die ich sahe, war ein schmuziges Gelb, welches zum Theil auch von ihrer anscheinlichen Unreinlichkeit herkommen mag. Die Gassen sind schmuzig und enge und die Häuser hoch. Einige derselben sind groß und ansehnlich aber von wenig Geschmack und Architektur.

Der Bischöffliche Pallast ist ein ansehnliches Gebäude, dessen vier Seiten einen Hof einschließen. Inwendig sind auf allen Seiten Arkaden, die aber durch eine Menge Buden entstellt sind, gerade wie ich es in einigen großen Hotels zu Paris gesehen habe, besonders in dem des Herzogs von Penthievre. Den Bischöfflichen Pallast fand

ich

ich in einem traurigen Zustande. Die Franzosen haben ohngefähr alles heraus genommen, was sie fanden und darunter selbst alle Tapeten, die einigen Werth hatten. Manches haben sie auch aus bloßem Muthwillen zu Grunde gerichtet. Dümourier wohnte mehrere Wochen hier. Der gegenwärtige Bischoff, Graf von Mean, hat den Pallast weder ausgebessert noch neu meublirt; es sey nun, daß er einen zweyten Besuch befürchtet, oder kein Geld hat, oder daß er den Pallast in dem Zustande zu zeigen wünscht, in welchem ihn die Franzosen gelassen haben; oder aus allen drey Ursachen zusammen.

Die Cathedralkirche ist ebenfalls ein großes und schönes Gebäude, aber ihr Inneres kommt den Kirchen in Flandern nicht bey. Nur ein einziges gutes Gemälde bemerkte ich, und eine artige marmorne Statue der Jungfrau Maria. Merkwürdig ist das große Thor, dessen sehr tiefe Bogen mit einem ungeheuern Vorrathe von Bildhauerarbeit geziert sind, die keineswegs zu verachten ist. Ich bemerkte eine Menge kleiner Figuren

und Gruppen, die weit über den Stil sind, den man gewöhnlich an solchen Arbeiten findet. Der Liebhaber könnte sich hier lange belustigen, und der Bemerkungen mancherley machen.

Die Franzosen hielten 300 Pferde in dieser Kirche, und die Soldaten haben hier und da einiges beschädiget, doch nur sehr wenig. Aus einer andern Kirche machten sie ein Schlachthaus.

Ich besahe noch zwei andere feine Kirchen, die sich aber durch nichts besonders auszeichneten.

Die Citadelle liegt auf einer Anhöhe, fast möchte ich sagen perpendikular über der Stadt. Von ihr hat man eine überaus schöne Aussicht auf die Stadt, den Fluß und die dicht daran stoßenden Hügel. Von der Citadelle gieng ich auf dem entgegen gesetzten Wege in ein artiges romantisches Thal, das mich, unterhalb der Stadt, in eine schöne Allee brachte, welche sich längs dem Flusse hinab ziemlich weit dehnt.

Die Brücke über die Maas ist ein gutes Gebäude, schwerlich über zweyhundert Schuhe lang, mit einer beschwerlichen Anhöhe in der Mitte.

Auch hier redet man von 100,000 Einwohnern; aber ich halte die Zahl für außerordentlich übertrieben, besonders jetzt, da so viele sogenannte Patrioten das Land verlassen haben. Diese Patrioten fanden vor drey Jahren, daß die Citadelle wohl zu nichts andern dienen könne, als die Stadt in Furcht und Gehorsam zu halten, und so rissen sie alle Festungswerke an der Stadtseite nieder, und wollten Gärten daraus machen. Auch die eine Seite der Gebäude hatte dieses Schicksal. Jetzt aber, da der Bischoff wieder eingesetzt ist, läßt er und die Stände diese Citadelle wieder bauen, und schon sahe ich eine Reihe neuer aber noch unvollendeter Gebäude.

Die Sprache der gemeinen Leute in der Stadt sowohl als auf dem Lande, ist ein Patois; die bessern Classen reden Französisch. Die Leute, mit denen ich zu thun hatte, und die also Französisch mit mir sprechen mußten,

sprachen äußerst schlecht, und öfters ganz unverständlich.

Spa.

Sobald man über die Maas gegangen ist, muß man auf der Straße nach Spa einen steilen Hügel ersteigen, von dem man ein schönes, romantisches Land sieht. Es sind drey kleine deutsche Meilen von Lüttich nach Spa, fast ganz in Hügeln, mehrentheils durch schöne interessante Gegenden abwechselnd. Besonders entzückte mich die letzte halbe Meile von Theux nach Spa, wo der Weg ohne Unterlaß sich durch ein enges waldiges Thal dreht.

In der That sind die Gegenden von Spa sehr schön, aber ich erstaunte nicht wenig, als ich fand, daß an diesem berühmten Orte die Hand der Menschen so gar wenig gethan hat. Ist es möglich, rief ich aus, daß diese Bischöffe von Lüttich, welche ansehnliche Einkünfte aus Spa ziehen, so gar nichts gethan haben, diesen Ort den Fremden, welche fast

aus allen Theilen von Europa hieher kommen, angenehm zu machen! Wäre der Ort in England, so würden es Privatpersonen, bloße zeitige Gäste, durch Subscription gethan haben. Kurz, der Regierung hat man hier gar nichts zu verdanken. Selbst die Wege zu den verschiedenen Quellen, die ziemlich weit von der Stadt entfernt liegen, sind größtentheils schlecht, und die Gebäude an denselben wenig besser, als Hütten. Nahe an einer dieser Quellen sind schlängelnde Wege durch ein Wäldchen gemacht, an einem äußerst romantischen Flecke; aber diese Wege ließ die jetzige Herzoginn von Orleans machen. Dicht an der Stadt erhebt sich ein Hügel fast perpendikular, über den man Wege in Schlangenwindungen geöffnet hat; aber diese verdankt den Ort einem Engländer. Die Quelle, die mitten in der Stadt ist, hat nicht einmal ein Gebäude über sich, oder um sich, daß die Trinkenden gegen das Wetter sicherte.

Die Einwohner sind arm, wie gewöhnlich an allen Orten, wo man blos von

Zugvögeln lebt, die nur einen Theil des Jahres bleiben. Zu Anfange des 1sten Juni stutzt ein jeder sein Haus zu, weißet es, streicht es an, und thut, was er kann, um es aufs beste entweder ganz oder theilweise zu vermiethen.

Ein jeder lebt in seiner Wohnung wie er will, und sieht von der allgemeinen Gesellschaft so viel oder so wenig, als er will. Wer nicht Lust hat, eigene Haushaltung zu führen, findet in den Wirthshäusern öffentliche Tafel, wo er auch Zimmer haben kann.

Der große und allgemeine Versammlungsort ist die Redoute, wo der Gott des Spiels seinen Thron in seiner erhabensten Majestät aufgeschlagen hat. Da ich die Wirkungen kenne, die Spa auf gewisse Leute und auf ganze Familien gehabt hat, so sahe ich die großen, förmlich gearbeiteten Tafeln für Krebs und Pharaoh mit einem Gefühle, ohngefähr wie ich auf gewissen Rathhäusern die verschiedenen Werkzeuge der Tortur gesehen habe. — Das Gebäude der Redoute ist groß und schön. Man tanzt auch da, und im Hintertheile ist ein kleines Theater.

Der öffentliche Spatziergang an einem Ende der Stadt ist französisch aber artig.

Nicht weit von der Stadt ist ein sogenanntes Vauxhall; es ist aber nichts, als ein großes Haus ohne Garten, wo man ebenfalls spielt, bisweilen tanzt und häufig frühstückt.

Noch ist ein anderes großes Gebäude hier, welches von Privatleuten, besonders von einem Irländer, errichtet worden ist, und welches zu vielem Verdruße und Mißhelligkeiten Anlaß gegeben hat, weil es eine Art Secession von der großen Redoute ist.

Verviers.

Von Spa aus sollten Sie erwarten, daß der natürliche Weg über Limburg nach Aachen gehe; allein es ist blos ein Weg für Pferde und Fußgänger. Wagen müssen eine Stunde lang auf Theux zurück und von da über die Berge nach Verviers gehen. Welchen Wohlstand, welche Heiterkeit, welches

Leben verbreitet umher ein Ort, welcher Fabriken hat!

Verviers, das noch zum Bisthum Lüttich gehört, ist eine sehr hübsche Stadt, und alles umher sieht so ganz anders aus, als das übrige Land, durch das ich gekommen bin. Man verfertiget hier sehr gute Tücher, die in großer Menge ins Ausland gehen und deren Ertrag sich in der Stadt sowohl als in den Häusern auf dem Lande umher gar merklich zeigt.

So wie Sie durch die Stadt gegangen sind, welche in einem Thale liegt, müssen Sie einen langen Berg ersteigen, auf dessen Höhe Sie sich in einem Lande befinden, als lieblicher, schöner, idyllenmäßiger Sie sich nichts leicht denken können. Es ist theils noch das Bisthum Lüttich, theils die Niederländische Provinz Limburg. Hier sehen Sie einen Theil jener reichen Triften, in denen der sogenannte Limburger Käse gemacht wird. Auch ist da sehr viele Holzung, grüne Hecken, und in diesen Bäume wie in England, lachende Thäler und liebliche Hü-

gel. Das Land ist überaus stark bewohnt; ich sehe nicht nur eine Menge guter Dörfer, sondern auch, – was weit schöner ist, eine gewaltige Menge einzeln liegender Bauerhütten, die dem Lande das patriarchalische und schäfermäßige Ansehen geben, das so sehr und so angenehm auf die Einbildungskraft wirkt und – freilich nur da sein Daseyn hat. O lieber Freund, wie viel würde ich über diese Gegend vor sechszehn, siebenzehn und achtzehn Jahren zu sagen gehabt haben! Was ich damals schrieb, war der reine Abdruck eines Herzens, das in der Natur sich selbst wiederfand und in ihr athmete und lebte; die Genüsse, die ich damals hatte, waren Wonnegefühle, die ich jetzt blos durch eine ferne und schwache Rükerinnerung kenne. – Vergebens würde ich mich jetzt bemühen, Ihnen eine darstellende Beschreibung dieser Gegenden zu geben; lassen Sie mich Ihnen daher blos sagen, deß es ein schönes, ein liebliches Land ist.

Aachen.

So wie man Aachen näher kommt, ändert sich das Land, und statt der schönen Gegenden sahe ich einige Kupferbergwerke, die denn das Ansehn eines Landes immer trauriger und unfruchtbarer machen. Man geht dann durch Sand und Waldungen über einen Berg und über eine Straße, die in jeder Betrachtung schlecht ist. Innerhalb einer halben Meile von Aachen wird das Land wieder schön und schön sind die gesammten Gegenden um diese Stadt: welches wohl eine von den Ursachen seyn mag, warum sich Engländer hier bisweilen auf einige Zeit niederlassen; denn der Ort selbst hat schlechterdings nichts anziehendes.

Städte, die weder einen Hof noch Handel und Fabriken oder wenigstens wohlhabende Leute haben, haben für mich ein trauriges, ödes und gewöhnlich altfränkisches Ansehen. Daß Aachen die vornehmste unter den freien Städten des heiligen römischen Reichs ist;

daß man in ihren Mauern einen Theil der Reichskleinodien aufbewahrt und Karls des Großen Schwert und Degengehänke und das Blut des heiligen Stephanus in einem mit Diamanten besetzten Kästchen zeigt und was dergleichen mehr ist: das alles macht die Stadt einem Reißenden nicht viel interessanter. Hier scheint weder Betriebsamkeit noch Geld, noch Eleganz und Geschmack zu seyn. Indessen will ich nicht sagen, daß Aachen ganz und gar keine Fabriken habe. Das Aachner Tuch ist bekannt, wiewohl man öfters kein anderes dadurch meynt, als das, welches zu Verviers gemacht wird. Auch verfertiget man einige Artikel in Kupfer und Messing. Das alles zusammen will aber nur wenig sagen.

Aachen hat für seinen Umfang nur wenig Einwohner. Wahr ist es, wir sahen eine Menge Menschen in den Gassen, aber dieß waren größtentheils ausgewanderte Franzosen; und da die mehresten von diesen nicht wissen, was sie mit sich selbst anfangen sollen, so gehen sie ohne Unterlaß in den Gas-

sen umher, und besuchen alle öffentliche Orte.

Die mehresten Gassen sind schlecht und, einige wenige neue Häuser ausgenommen, begnügt sich die gegenwärtige Generation mit denen, die in vorigen Jahrhunderten gebaut wurden. Die Gasse jedoch, in welcher die Redoute steht, ist ansehnlich und hat mehrere gute Häuser.

Auf dem Markte steht eine alte kleinliche steinerne Figur, welche Carln den Großen vorstellt. Einigen Franzosen, nach einer ihnen ganz eignen Abgeschmacktheit, fiel es ein, diese Statue niederzureißen, weil der, den sie vorstellen soll, einst ein König, oder, welches noch schlimmer ist, gar ein Kaiser wäre. Inzwischen setzte einer aus Spas dem Männchen eine rothe Mütze auf. Sogleich schrie man: Barmherzigkeit! Er sey nunmehro ein Citoyen, oder wohl gar ein Sansculotte, man sollte ihn verschonen ꝛc. Und so entgieng er seinem Untergange, mit dem Verluste einiger Zacken an seiner Krone.

Auf dem Rathhause ist wenig zu sehen; doch war mir der große Saal merkwürdig, in welchem die Bildnisse aller der Gesandten hängen, die hier 1748 der Friedensunterhandlung beiwohnten.

Von der alten Haupt- oder Marienkirche, die Carl der Große gebaut haben soll, ist nur ein Theil übrig und in diesem zeigt man denn Carls marmornen Stuhl, seinen Schädel und einige Knochen, die man aus dem Grabe genommen hat, um sie in einer reichen Einfassung zu zeigen. Diese Knochen, wenn sie anders ihm gehörten, bestätigen vollkommen alles, was man so oft von seiner Grösse gelesen hat.

Sein marmorner Stuhl ist so schwer und plump, daß wenn seine übrigen Meubeln die nämliche Form und Arbeit hatten, keiner unserer armen Handwerksleute seiner Majestät dafür danken würde, wenn er sie ihm etwan mit der Bedingung schenken wollte, daß er Gebrauch davon machen müßte. Indessen sagt man, daß 13 Kaiser auf diesem Stuhle und in dieser Kirche gekrönt worden sind.

Sein Evangelienbuch ist wirklich ein schönes Manuscript, das mir auch deswegen auffiel, weil die Buchstaben denen sehr ähnlich sind, die sich in dem Alexandrinischen Codex befinden, den das Brittische Museum zu London besitzt. Ich muß aber dabei erinnern, daß dieses griechisch und das Evangeliumbuch lateinisch ist. Jeder Kaiser legt bei dem Krönungseide seine Hand auf das erste Kapitel St. Johannis. *)

Was die übrigen Reliquien und Schätze betrifft, deren Werth sehr groß seyn muß, wenn anders alles noch wirklich ächt ist, so können Sie leicht glauben, lieber Freund, daß wir uns das alles zeigen ließen, wozu aber ein Priester nöthig ist, der jedoch, wie andere Leute, Geld nimmt, nur daß man ihm so viel mehr giebt. Allein eine Beschreibung von solchen Dingen würde Sie wenig

*) Eine kurze Beschreibung der sämtlichen Reichskleinodien, die zu Nürnberg und Aachen aufbewahrt werden, finden die Leser in dem beliebten Gothaischen Hofkalender aufs Jahr 1791. Seite 51. u. d. f.

unterhalten, um so mehr, da Sie wohl das alles in den weitläuftigern Beschreibungen von Deutschland gelesen haben. Und am Ende wären dieses doch nur die kleinen Schätze und Reliquien; die großen und wichtigen aber, welche in Windeln, Tüchern und andern alten Lumpen bestehn, müßte ich doch übergehen, denn diese hab ich selbst nicht gesehen. Diese werden nur selten und bei gewissen Gelegenheiten gezeigt, und da uns unser Glücksstern nicht zu einer solchen Zeit durch diese Stadt geführt hat, so mußte ich auf die Seligkeit Verzicht thun, einen Rock der heiligen Jungfrau, das Tuch, worauf Johannis Kopf gefallen und andere solche Schätze zu sehen. Zwar können große Herren, wodurch vemuthlich regierende Fürsten verstanden werden, ein Dekret vom Senat erhalten, das ihnen diese Herrlichkeiten öffnet; allein es gehört unter die Verfeinerungen des *achtzehnden* Jahrhunderts, daß die grossen Herren, so höflich geworden sind, daß sie, wie ich höre, nur selten dem Rathe diese Bemühung machen.

Die mineralischen Wasser, um derentwillen Aachen berühmt ist, sind mitten in der Stadt und dienen zum Trinken und Baden. Das Wasser gehört unter das heiseste, das ich kenne, und ich glaube wirklich, daß es um einige Grade heiser ist, als das zu Leuk im Walliserlande und als die heiseste Quelle zu Bath in England. Die öffentlichen Bäder sind schmuzig und ekelhaft und die Hitze darin erstickend. Allein es giebt mehrere Häuser in der Stadt, wo man das nämliche Wasser in Privatbädern haben kann.

Die Redoute ist ein großes schönes Gebäude, und dient, wie zu Spa, zum allgemeinen Versammlungsplatze, wo man spielt, tanzt und allerhand Erfrischungen findet.

Jülich.

Die Gegend um Aachen ist etwas hüglig, verliert sich aber gar bald in jene ungeheure

geheure Pläne, die das Herzogthum Jülich ausmacht. Dieses Land erinnert mich lebhaft an die Gegenden, in denen ich gebohren bin und die ich nun seit so vielen Jahren nicht gesehen habe! Nichts als flaches Land, unabsehbare Kornfelder und eine Menge von Bäumen umgebene Dörfer, deren Kirchthürme mit ihren Spitzen in der todten Pläne eine Figur machen, zu der sie in keinem andern Lande berechtigt sind.

Jülich, der Hauptort des Landes, liegt an der Ruhr und ist eine kleine aber ziemlich artige Stadt mit einigen Festungswerken, die jetzt recht reinlich und gut aussehen.

Zwischen dieser Stadt und Aachen ist das Schlachtfeld, wo Miranda dieses Frühjahr geschlagen wurde. Die Franzosen waren auf einer Anhöhe, die eine gute deutsche Meile von Jülich entfernt und im Grunde unbeträchtlich ist, die aber in einem so flachen Lande einen ansehnlichen Strich beherrscht. Die Kaiserlichen giengen nahe bei Jülich über die Ruhr und ein Theil derselben griff die

französischen Vorposten an, während daß ein andere einen beträchtlichen Umweg machte und den Franzosen auf der genannten Anhöhe in den Rücken fiel. Die Franzosen wurden aus dem Felde geschlagen und die, welche nach Achen flohen, in den Gassen der Stadt niedergehauen. Einige verbargen sich in Häusern, wurden bei den Haaren auf die Gasse geschleppt und da erschlagen.

Neuss — Düsseldorf.

Von Jülich giengen wir über Fuird nach Düsseldorf und von Fuird bis dahin geht die Straße durch das Churfürstenthum Cölln und ist sehr schlecht. Wir giengen mit Wagen und Pferden, in einer Fähre über den Rhein und wurden von den Bootsleuten auf doppelte Art betrogen. Sie forderten nicht nur mehr als die Gebühren, sondern ließen sich auch zum zweitenmale für das Pferd bezahlen, auf welchem unser reitender Bediente eine Stunde früher angekommen war.

Da Sie ein Liebhaber des Altdeutschen sind, so muß ich ein paar Worte über einen Ort sagen, durch den wir auf unserm Wege von Jülich nach Düsseldorf kamen. Dieß ist das Städtgen Neuss, ein sehr alter Ort, wo Drusus einen von den 50 Orten errichtet haben soll, mit denen er die römischen Besitzungen von dieser Seite decken wollte.

Hier ist das adeliche Frauenstift St. Quirin, das eine hübsche Kirche hat. Es wurde schon 825 von Eberhard von Cleve gestiftet, welcher Fürst von Neuss war, und von seiner Gemahlin, die von Carl dem Großen abstammte. Es mag Ihnen sehr unbedeutend seyn, aber mir ist der Umstand traurigwichtig, daß dieses kleine schlechte Städtgen, außer dem Frauenstifte noch ein anderes für regelmäßige Domherren und fünf Klöster obendrein hat.

Düsseldorf, der Hauptort der Grafschaft Berg, am rechten Ufer des Rheins, ist eine sehr artige kleine Stadt und stark bevölkert, ob ich schon kaum glaube, daß sie vier und zwanzig, zwanzig und achtzehntau-

send Einwohner enthalte; denn dieß sind die drey verschiedenen Angaben, die ich davon erhalten habe.

Das Schloß, das am Rheine liegt, sieht noch immer sehr gut aus, obschon seit dem Jahre 1716, kein Churfürst (von der Pfalz) hier gelebt hat.

An das Schloß stößt das Gebäude, wo in fünf Zimmern oder Sälen die herrliche Bildergallerie aufbewahrt wird. Ich sage Ihnen nichts von dieser Gallerie, denn das läßt sich nicht beschreiben, Sie können sich aber einen Begriff davon machen; wenn Sie das Werk des Herrn von Mecheln gesehen haben, der die ganze Gallerie in Kupfer gestochen hat, aber so klein, daß es in der That nur ein Spielwerk ist. Der Catalogue raisonné, den Pigage dazu machte, ist jetzt in einem Octavbande auch besonders gedruckt.

Wir haben aber nunmehr ein weitläuftigeres Werk von dieser Gallerie zu erwarten, das in England herauskommen wird. Man hat schon seit einigen Jahren Zeichner hieher geschickt; es ist aber noch nichts erschienen;

und natürlich muß es mit einem Werke dieser Art sehr langsam hergehen: Der Unternehmer zu London heißt Green, und der Churfürst soll sich anheischig gemacht haben, vierzehn Jahre lang Niemanden zu erlauben, ein ganzes Gemälde zu copieren, obschon wohl einzelne Theile.

So wie mich die Reinlichkeit und Nettigkeit von Düsseldorf überhaupt mit angenehmen Empfindungen füllte, so gefiel mir vorzüglich das reinliche Ansehen der Pfälzischen Soldaten, denn seitdem wir die Englischen Truppen zu Ostende verlassen haben, hatten die wenigen, die wir hie und da angetroffen, ein äußerst schmutziges und unsoldatisches Ansehen. Ueberhaupt scheinen mir die Pfälzischen Truppen in vielen Rücksichten sehr zweckmäßig gekleidet zu seyn. Man sagt, daß das alles das Werk des General Thomson, Grafen von Rumford, sey.

Cölln.

Wir verließen an einem Nachmittage Düsseldorf, giengen wieder über den Rhein

auf der fliegenden Brücke, und kamen Abends in dem garstigen, öden, unreinen, altväterischen, heiligen Cölln an. Dieser Ort scheint so recht das animal d'antipathie der Reisenden zu seyn, und so werden Sie wohl genug davon gelesen haben. Wenn ich Ihnen also über Cölln etwas schreiben sollte, das Sie unterhalten könnte, so müßte ich einen ganz neuen Weg einschlagen, d. h. ich müßte Ihnen recht viel Gutes von dieser Stadt erzählen. So viel sie aber auch dessen haben mag, so bin ich nicht lange genug dort gewesen, um es ausfindig zu machen. Wohl aber sind mir in der kurzen Zeit einige Dinge vorgekommen, die mir nicht wenig aufgefallen sind.

Der Geistliche, der uns die Herrlichkeiten der Ursulakirche zeigte, wo sich die Körper der heiligen Ursula und der sogenannten 11,000. Jungfrauen befinden, verrieth einen Aberglauben, eine Unwissenheit und eine Barbarey, die ich kaum in den entlegensten Winkeln von Spanien und Portugall zu finden, erwarten würde. Ich schämte mich anfangs,

über die Geschichte dieser eilftausend Jungfrauen etwas zu sagen, weil ich solche Männer immer bedaure und vermuthe, daß sie sich der Antworten schämen, die sie einem neugierigen Reisenden geben müssen. Allein dieser Pfaffe zeigte uns den Schädel der heiligen Ursula mit so vieler Ehrfurcht, und erzählte ihre Geschichte mit so vieler Zuverläßigkeit, daß ich gar bald bemerkte, daß alle Discretion von meiner Seite hier vollkommen am unrechten Orte wäre. Ich that nun einige Fragen, die er mit einer solchen Unwissenheit von Geschichte, und mit einem solchen groben Glauben beantwortete, daß ich wahrhaft in Erstaunen gerieth. Das schlimmste aber war, daß der Mensch nunmehro glaubte, daß mich das Ding wirklich interessire, und so nahm er den in Silber gefaßten und mit Steinen besetzten Kopf einer Heiligen nach der andern heraus, entblößte den Schädel, sagte mir den Namen einer jeden, den ich übrigens selbst lesen konnte, denn er ist allemal darauf gegraben, und wurde so umständlich, daß Lord * * * mich um Gotteswillen bat, abzubrechen. Ich riß

mich nunmehr mit Gewalt los, allein er hielt mich eben so gewaltsam zurück, um mir noch das brachium (nicht etwan den Arm oder Armknochen) der St. Ursula zu zeigen. Hier hätte ich mich beynahe wieder mit dem Manne ausgesöhnt, denn ich sahe aus seinen letzten Worten, daß er die Dichtkunst verstand. Denn hat man uns nicht einst gelehrt, daß der Dichter, um oft sehr gemeine Dinge auszudrücken, sich veralteter, wenig bekannter oder ausländischer Worte bedienen, und so seinem Gedichte einen Schwung geben solle, den es durch die Gemeinheit seiner Gedanken und Bilder nimmermehr erreichen würde. Also, das brachium mußte ich noch sehen, aber auch weiter keinen Knochen, und wenn es einer von der heiligen Jungfrau selbst gewesen wäre.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen geht, wie mir: Ich habe so oft über die Geschichte der eilftausend Jungfrauen gelesen und geschwatzt, und so manchen witzigen Einfall über den Unterschied der Zeiten gehört, indem man in unsern Tagen behauptet, daß diese Waare

gar nicht so gemein sey, daß man in der Geschwindigkeit eilftausend Stück auftreiben könnte. Allein das Umständliche der Geschichte habe ich nie gewußt und nie mir die Mühe genommen, mich genau darüber zu unterrichten. Hier haben Sie die Geschichte von der höchsten Auctorität, nämlich vom Priester und Bewahrer des Heiligthums selbst. St. Ursula, sagte er, war eine Königin von England, im vierten Jahrhundert, mit einem Englischen Prinzen, Etherius versprochen, dessen Körper in der nämlichen Kirche zu Cölln begraben liegt. Ehe sie sich verheiratheten, ließen sie sich von ihren Geistlichen bereden, die Apostel zu Rom zu besuchen. Sie machten sich wirklich mit Bischöffen, Prälaten und Aebten auf den Weg, und kamen glücklich zu Rom an. Allein dort ließen Sie sich bereden, auch den Heiden am Rhein einen Besuch zu machen. Sie schifften sich wieder ein, (und hierüber haben wir ein ganz vortreffliches Gemälde von Claude Lorrain, das ich vor sechs Jahren zu London für 1500 Pfund Sterling preißgeboten fand) erreichten das Land ihrer Bestim-

nung, und wurden alle von dem Könige der Hunnen ermordet.

Um den Glauben an die zwey Pferde, die, wie Jedermann weiß, aus einem Dachfenster heraussehen, muß es nicht so recht mehr stehen, und ich fürchte, daß in dieser Rücksicht die Freygeisterey, die immer mehr über Hand nimmt, selbst bis nach Cölln ihren Weg gefunden habe. So viel ist gewiß, daß schon vor mehreren Jahren eins von den Pferden herabgefallen ist, und daß der Besitzer noch bis auf diesen Augenblick es nicht der Mühe werth geachtet hat, ein neues aufstellen zu lassen.

In der Peterskirche ist ein Altarblatt von Rubens, die Kreuzigung dieses Apostels, welches ich in Ansehung der Stärke und des Ausdrucks, nach allem, was ich in England und ganz kürzlich zu Düsseldorf und in den Niederlanden von diesem Meister gesehen habe, unter seine besten Werke rechne.

Vom Dome sieht man gerade genug, um zu sagen, (und ich glaube mit vollkommener Wahrheit zu sagen) daß, wenn er voll-

endet wäre, er das erhabenste und größte Denkmal der Gothischen Baukunst seyn würde. Der westliche Theil ist auf einen so ungeheuern Plan angelegt, daß, wäre das Ganze darnach geendiget worden, alles, was ich sonst von dieser Art gesehen habe, davor verschwinden müßte. Aber nur ein sehr kleiner Theil ist vollendet, und doch ist dieser kleine Theil genug, um zu einem sehr ansehnlichen Magazin zu dienen, welches jetzt die Hauptbestimmung dieser Kieche zu seyn scheint, so wie einiger andern, die ich gesehen habe: eine Erfindung, die wir den Franzosen zu verdanken haben, die wir noch immer nachahmen, während daß wir das Original verschreyen.

Das Grab der heiligen drey Könige, das in der Domkirche befindlich ist, kann blos in Beyseyn eines Domherrn vom Stifte gezeigt werden. Dieses Grabmal übertrifft an schwerer Goldmasse, an feiner Arbeit, antiken Gemmen, Edelsteinen aller Art, kurz an Reichthum, Pracht, Schönheit und Werth alles, was ich je gesehen habe. — Auch sahen wir den sogenannten Schatz, welcher ungeheuer

ist, und die Gegenwart von zwey Priestern erfordert, um gezeigt zu werden.

Wer ein merkwürdiges Gemische von Colifichets und wirklich merkwürdigen und zum Theil sehr seltenen Dingen sehen will, muß die Sammlung des Herrn Baron von Hüpsch besuchen, der sie mit vieler Gefälligkeit und Güte zeigt.

Bonn.

Von Cölln nach Bonn sind drey deutsche Meilen. Ohngefähr auf dem halben Wege liegt zur Rechten, nicht weit von der Landstraße, der Churfürstliche Sitz Brühl, welcher jetzt selten bewohnt wird, ob schon die Lage schön ist. Es sollen gute Gemälde da seyn.

Ich bedaure sehr, daß diese schönen Gegenden um Bonn uns blos unter einem Flore erschienen sind, denn es hat diese Tage her viel geregnet. Dem ohngeachtet giengen wir diesen Vormittag sechs Stunden lang umher, und besahen das Merkwürdigste in der Stadt sowohl als auf dem Lande in der Nähe.

Bonn hat nur weniges, das den Reisenden anziehen kann, indessen blieben wir einige Tage hier, um einige Ausflüge in die schönen Gegenden umher zu machen.

Das hiesige Schloß ist von ungeheuerm Umfange und eines der größten, die ich irgendwo gesehen habe. Es brannte vor sechzehn oder siebenzehn Jahren fast ganz ab, und das ist wohl die Ursache, warum es größtentheils schlecht oder gar nicht meublirt, und theils nicht ausgebaut ist. Allein der Theil, welcher nicht mit abbrannte, ist reich meublirt, im alten Geschmacke. Hier wohnen die auswärtigen Fürsten, die etwan hieher kommen. Der Churfürst selbst wohnt in einem ganz kleinen Gebäude, welches etwan den zehnden Theil des ganzen Schlosses ausmacht.

Unter den Dingen im Schlosse, die Aufmerksamkeit verdienen, ist ein Cabinet von Lava, das ein Geschenk des Königes von Neapel ist. Es soll alle Lava Arten des Vesuv enthalten, in geschliffenen und polirten Tafeln, jede etwan vier Zoll ins Gevierte.

Die Bibliothek, ebenfalls im Schlosse, ist ziemlich beträchtlich und zu gewissen Stunden täglich offen, und ich weiß, daß es Leute zu Bonn giebt, die allerdings Gebrauch davon machen. An sie stößt ein Naturaliencabinet und ein Zimmer mit einigen mathematischen Instrumenten. Gemälde sind hier keine.

Innerhalb einer halben Stunde von diesem Schlosse ist ein anderes, Poppelsdorf, welches ebenfalls dem Churfürsten gehört. Allein er geht selten dahin, um so weniger, da das in der Stadt so gelegen ist, daß die eine Seite vollkommen auf dem Lande ist, und so wird es nur schlecht unterhalten. Wenn er mehr auf dem Lande leben will, geht er nach Gottesberg, eine kleine deutsche Meile von hier, wo ein mineralisches Wasser ist, und wohin man Gesellschaft zu ziehen sucht. —

Wir speißten am Tage nach unsrer Ankunft in Bonn in einem Hause, das mit dem Hofe in Verbindung steht, und sollten Abends an den Hof gehen und vorgestellt werden. Kurz nach der Mahlzeit kam der Churfürst in

das Zimmer, wo wir saßen, ohne alles Gepränge, ohne alles Gefolge, und so gekleidet, daß ich ihn, ohne sein Deutschmeisterkreuz schwerlich für einen Mann von Stande gehalten haben würde. Jedermann setzte sich sogleich, und ich hörte zum erstenmale vor einem regierenden Fürsten eine Unterredung, die nicht aus Fragen und Antworten bestund. Er blieb eine volle Stunde und sprach mit einer Simplicität, die mir sonderbar auffiel. Er lachte über die Wechsel im menschlichen Leben, sagte, er sey vor 14 Jahren zu Brüssel gewesen und habe die Apothoese des Prinzen Carls, (seines Onkels, Herzogs von Lothringen) gesehen und vor 3 Jahren sey er wieder dahin gekommen und habe die Leute bereit gefunden, den Gouverneur (Albert von Sachsen) ins Gesicht zu spucken. Eben so redete er lange über die französischen Angelegenheiten, vom Kaiser, der Königin von Frankreich ꝛc. ꝛc. gerade wie von Personen, mit denen er nicht in der geringsten Verbindung stünde.

Wir gingen nachher an den Hof, wo es denn keiner weitern Vorstellung bedurfte. Eine Gesellschaft von etwan 50 Personen beiderlei Geschlechts kamen in ein groses, aber sehr schlechtes Zimmer, wo man Thee trank und nachher spielte. Sein Haus ist auf diese Weise alle Abende offen, und ein jeder, der vorgestellt worden ist, kann dahin gehen wenn er will, bleiben, so lange als er will oder nicht, spielen oder nicht. An den gewöhnlichen Tagen erwartet man keine Hofkleidung, ja ich sahe mehrere Mannspersonen in Stiefeln und runden Hüten, und einige so gekleidet, wie ich mir nicht erlauben würde, in England ein Frauenzimmer von meiner Bekanntschaft des Abends zu besuchen. Einer hatte einen runden Hut und einen Degen; das Ganze war sonderbar.

In einer kleinen Stadt, wie Bonn, ist eine solche Einrichtung wirklich wohlthätig. Ein groſses Schauspiel, groſse Concerte und öffentliche Belustigungen kann es an einem solchen Orte nicht geben; da es aber gleichwohl die Hauptstadt des Landes, der Sitz

der

der Regierung und der Wohnort eines regierenden Fürsten ist, so muß es eine beträchtliche Zahl von Menschen eines gewissen Standes geben, welche Abends eine gesellschaftliche Unterhaltung suchen. Da nun das Vermögen dieser Leute in solchen Orten von Deutschland mehrentheils sehr eingeschränkt ist, so haben sie hier ein offenes Haus, in welchem sie ohne Zwang und ohne Vorbereitung, so oft sie wollen, den Abend zubringen können. Der Churfürst will durchaus nicht, daß irgend jemand sich unter einem Zwange fühle und der Anzug mehrerer Personen von dieser Gesellschaft zeigt, daß man ihn beim Worte nimmt.

Einen eigentlichen Hof hält der Churfürst gar nicht. Er geht allein in der Stadt umher, macht Besuche, mischt sich auf den Spaziergängen unter die Bürger oder nimmt Erfrischungen in einem Garten, der einem Jeden offen steht. Er scheint sehr geliebt zu seyn. Sein Betragen ist im höchsten Grade natürlich; und Jedermann scheint ihn zu lieben und vor ihm à son aise zu seyn,

nicht, weil der Fürst sich herabläßt, sondern weil sein Ton einfach und natürlich, d. h. ohne Herablassung zu seyn scheint.

Ich benutzte eines Tages die beste Stunde eines trüben Morgens und erstieg von Poppelsdorf aus, einen kleinen Hügel, auf welchem ein Kloster liegt, von dem ich eine schöne Aussicht ahndete. Der Hügel oder das Kloster heißt Creuzberg, wo ich von einem Thurme einen reizenden Anblick genoß. Ich würde es schwerlich der Mühe werth achten, Ihnen zu erzählen, daß dieses Kloster eine sogenannte heilige Treppe hat, d. h. eine Treppe, die nach dem Muster der Scala santa nicht weit vom Lateran zu Rom gebaut ist, und welche die identische Treppe seyn soll, auf der einst unser Heiland den Pallast des Pilatus erstieg, man hat sie sorgfältig bis ins vierte Jahrhundert erhalten, da sie von der pflegenden Hand der Helena, Constantins Mutter, nach Rom geschafft wurde. Ich sage, ich würde kaum dieser Posse gedenken, wenn ich nicht einen so ernsthaften Churfürstlichen Befehl gefunden hätte, welcher bei ho-

der Strafe erklärt, daß sich ja Niemand unterstehe, diese Treppe mit seinen Füssen zu betreten (er sey denn ein Ritter, von der und der Beschreibung, welche ich vergessen habe) sondern auf seinen Knien auf und abrutsche. Zu dem Ende sind für die Profanen und Widerspänstigen noch zwei Treppen angebracht, nämlich rechts und links. Die Ursache aber, sagt der Churfürstliche Befehl, warum diese Treppe nicht mit Füssen betreten werden soll, ist nicht nur, weil sie eine genaue Abbildung der heiligen Treppe zu Rom ist, sondern auch weil unter jeder Stufe rechts und links wohl attestirte und von Rom erhaltene Reliquien liegen. — Ich darf Ihnen zur Ehre des gegenwärtigen Churfürsten wohl nicht erst sagen, daß dieser Befehl nicht von ihm ist, sondern von einem seiner Vorgänger, ich glaube vom letzten.

Von da gieng ich in die sogenannte Baumschule, einen öffentlichen Ort, der nicht verdiente genannt zu werden, wenn er nicht Zeuge einer liebenswürdigen Eigen-

schaft des Churfürsten wäre. Hier mischt sich Maximilian oft unter die niedrigsten seiner Bürger, nimmt Erfrischungen, redet die Leute an, geht unter ihnen umher, und nimmt an ihren Vergnügungen einen unverstellten Antheil.

Gottesberg — Klosterwerth oder Rolandsecke — Andernach.

Viel, sehr viel, lieber Freund, könnte ich ihnen über die Straße von Bonn nach Andernach sagen, auf welchem Striche man die Ufer des Rheins in ihrer ganzen Schönheit sieht. Besonders zeichnete ich zwei Gegenden aus, die eine bei Gottesberg, eine kleine Meile von Bonn, die andere bei Klosterwerth oder, welches das nämliche ist, Rolandsecke.

Gottesberg im Cöllnischen, ist ein schlechtes Dorf, aber hinter demselben ist eine mineralische Quelle, die der gegenwär-

tige Churfürst sich sehr bemüht in Aufnahme zu bringen. Er hat da mehrere gute Häuser gebaut und fährt noch damit fort; hält sich auch selbst öfters da auf, giebt kleine Feste und thut alles, was er kann, um Freude, leichten Ton und geselliges Leben zu befördern.

Dicht dabei ist ein kleiner Hügel, auf dessen Spitze ein überaus schönes altes Schloß steht, von welchem mir besonders ein großer runder Thurm gefiel, dessen Architektur sehr schön und malerisch ist. Mich dünkt, er sey sehr früh aus den mittlern Zeiten, denn daß er Römisch sey, (wie denn viele alles gern römisch machen wollen) glaube ich nicht.

Gottesberg gegen über, auf der entgegengesetzten Seite des Rheins, sind die sieben sogenannten Hügel oder Berge, worunter einige so hoch sind, daß ich sie, nach den Schweizer Bergen, unter die höchsten rechne, die die Ufer dieses Flusses zieren. Einer besonders, der sich in majestätischer Größe erhebt, giebt eine Menge schöner und abwechselnder Gesichtspunkte, fast bis nach

Andernach, indem er sich bald seitwärts, bald in der Mitte eines großen prächtigen Gemäldes zeigt.

Auf dem steilen Hügel Rolandsecke sieht man die Trümmer eines alten Schlosses, welches Roland, der Neffe Carls des Großen gebaut haben soll, um seiner Geliebten, die man auf der darunter liegenden Insel in einem Kloster eingeschlossen hatte, nahe zu seyn. Dem sey wie ihm wolle, das Kloster, das auf der Insel Nonnenwerth liegt, oder, wie man es auch nennt, Rolandswerth, ist ein gutes ansehnliches Gebäude und die ganze Insel ist allerliebst. Dicht dabei liegt eine kleinere, die man Grafenwerth nennt, die aber nicht so gut angebaut ist.

Auf allen sieben Bergen stunden sonst Schlösser, deren Trümmer man zum Theil noch jetzt sieht; und da es die Gewohnheit der mittlern Zeiten war, die Schlösser auf die Spitzen der Berge zu bauen, so beleben sie die Landschaft außerordentlich. Auch sind die Berge keineswegs von Holze entblößt, und

an ihrem Fuße liegen eine Menge ansehnlicher Dörfer und Städtgen. Kurz, nichts fehlt diesen herrlichen Aussichten, als ein belebter Fluß; allein die Schiffarth auf dem Rheine ist sehr unbedeutend.

Die Schnelligkeit, mit der der Rhein fließt, muß freilich ein ewiges Hinderniß der Schiffarth seyn; mich dünkt jedoch, daß sich noch eine andere Ursache finden läßt, und daß diese im Mangel an Thätigkeit und Betriebsamkeit der Anwohner des Rheins liegt, wenigstens glaube ich, daß dieß der Fall von Maynz hinab ist. Denn das weiß ich freilich wohl, daß zwischen Basel und Straßburg, und auch viel weiter hinab eine regelmäßige Schiffahrt schlechterdings nie statt finden wird, weil die Kosten ein Schiff wieder langsam den Strom hinaufzuziehen, zu groß sind. Hätten aber die Einwohner von Maynz, Coblenz, Bonn, Cölln 2c. mehr Capital, blühten unter ihnen Handel und Fabriken, wären sie aufgeklärter, sinnreicher und thätiger, so könnten sie gewiß die Schiffarth merklich ausdehnen und mehr in ihre eigenen Hände bringen,

während, daß jetzt ein großer Theil derselben den Holländern gehört. — Freylich muß ich nicht vergessen, daß man auch eine Aenderung mit den vielen und beschwerlichen Zöllen treffen müßte, die jetzt eine Menge deutscher Fürsten beziehen.

Rheinmagen, wo wir Pferde wechselten, ist ein elender Ort im Cöllnischen, und von Andernach, der nächsten Station, ebenfalls noch in dem nämlichen Lande, läßt sich auch nicht viel mehr sagen, als daß seine Mauern, einige schöne alte Thürme, die man in denselben sieht, ein Paar Kirchen und gewisse andere Dinge hinlänglich zeigen, daß es einst ungleich wichtiger war, als es jetzt ist.

In der Gegend zwischen Rheinmagen und Andernach sahe ich hin und wieder jene basaltischen Steine, die man hier findet, und die in großer Menge nach Holland geschickt werden, wo man sie in den Dämmen braucht. Sie gleichen gar sehr denen, die in Irland am Giant's *) Causeway zu sehen sind; allein

*) So heißen jene basaltischen Gebirge an der nordöstlichen Küste von Irland, von

die, welche ich hier an verschiedenen Orten bemerkte, scheinen weder die Regelmäßigkeit, noch die schöne Bestimmtheit der flachen Seiten und Ecken zu haben.

Neuwied — Coblenz (Ehrenbreitenstein) — Ems — Nassau — Nastetten — Langen-Schwalbach — Wiesbaden — (Bemerkungen über den Zustand des Landes zwischen Lüttich und Frankfurt,) — Höchst — Frankfurt.

Von Andernach nach Coblenz entfernt man sich etwas mehr, als vorher, von den Ufern des Rheins, und geht durch eine mehr flache Gegend, während daß man die Gebirge blos in einiger Ferne sieht. Die Straße ist besser als die, welche ich im Churfürstenthum Cölln gefunden habe, wo sie fast durchaus höchst schlecht sind, ob man schon sehr oft Weggeld bezahlen muß.

denen Hamilton eine sehr interessante Beschreibung geliefert hat.

Eine halbe Meile über Andernach, zeigt sich sehr artig die Stadt Neuwied, wo die Herrenhuter, wie Sie wissen, eine ihrer wichtigsten Einrichtung haben. Ich bemerkte eine Menge guter Häuser in diesem Orte, der auch sehr angenehm liegt. Es giebt da der Fabriken mancherley, und der gegenwärtige Fürst hat alle Arten von Menschen dahin gezogen.

Coblenz, die Residenz des Churfürsten von Trier, ist nichts weniger als schön und reinlich, und die Gassen sind, wie die zu Bonn, enge und unangenehm. Allein der neuangelegte Theil hat sehr feine Häuser, und ist so entworfen, daß man eine lange und breite Gasse bauen kann, von der aber freylich nur erst ein Paar Gebäude fertig sind. Woher der Churfürst Geld nehmen will, diese Gasse zu vollenden, oder Leute, die neuen Häuser zu bewohnen, weiß ich nicht; denn hier hat man nicht jene Capitalien nnd jene Unternehmer, die zu London, Bath, Manchester u. s. w. eine ganze Gasse oder einen Square in sehr kurzer Zeit beides bauen und bevölkern. Indessen ist der

Entwurf zu Coblenz schön, und der Churfürstliche Pallast macht einen Theil davon aus.

Dieser Pallast steht nahe am Rheine, und hat von dieser Seite, überaus hübsche Aussichten. Die Stadtseite hat rechts und links Nebengebäude und einen großen Hof. Zwischen diesen und den angeführten neuen Häusern ist ein öffentlicher Platz mit Bäumen und Gestrippen, oder wie man es hier nennt, ein Englischer Garten. Der Pallast ist von guter Architecktur, aber das Innere nur halb ausgebaut; und selbst in dem ausgebauten Theile fehlten die besten Meublen, welche man, aus Furcht vor einem Französischen Besuche ins Ausland geschickt hat. Der Churfürst selbst gieng bey Annäherung der Franzosen nach Augspurg, wo er noch jetzt ist.

Die Festung Ehrenbreitenstein liegt der Stadt gegen über, auf der andern Seite des Rheins auf einem äußerst steilen Hügel, von dem die Aussicht außerordentlich schön seyn muß. Niemand kann jetzt hineinkommen, und die fünf Französischen Commissarien, welche Dümourier dem Prinzen von Coburg zu-

schickte, werden da auf das strengste bewacht. — Dicht unter der Festung liegt die ehemalige Churfürstliche Residenz: eine höchst abgesmackte Wahl; denn das Gebäude liegt niedrig, hat vor sich den Rhein, hinter sich fast den senkrechten Felsen, auf welchem Ehrenbreitenstein liegt, und auf beiden Seiten einen schmalen Streif Landes. Auch wohnt Niemand mehr darinne; Es ist der Sitz mehrerer Collegien.

Die Mosel, die an der einen Seite der Stadt hinfließt, ist hier ein sehr ansehnlicher Fluß, und die Brücke, deren Länge auf 500 Schritte gesetzt wird, mag wohl an die 1200 Schuh haben. Ueber den Rhein geht blos eine fliegende Brücke. Die Mosel hat eine dunklere Farbe als der Rhein, trägt auch mehr als dieser. Aus dem leztern Umstande sieht man, daß der Rhein noch immer seine Schweizer-Natur nicht ganz verleugnet hat, und daß sein Wasser auch in dieser Ferne von seinen Quellen und nach allen Mischungen so vieler andern Flüsse, noch immer reiner und specifisch leichter ist als die Mosel, welche keinen Alpenursprung hat.

Ich trug hier einen Brief an Sie auf die Post, und einen andern nach Irland, den der Postbediente durchaus über Italien schicken wollte. Er hätte keinen bessern Weg wählen können, da diese beyden Länder gerade an den äußersten einander fast entgegen gesetzten Enden von Europa liegen.

Zu Coblenz giengen wir über den Rhein, und dicht bey der Festung über einen Berg, der ungleich höher ist, als die Festung, von dem man eine schöne weite Aussicht hat, über den aber der Weg ganz abscheulich ist. So wie wir auf der Höhe hinfuhren, sahe ich in einiger Ferne schöne romantische Thäler, in denen ich hin und wieder die Lahn erblickte, ein Fluß, dessen Ufer außerordentlich schön sind. Ich erreichte sie zu Embs, und von da giengen wir bis Nassau, den ganzen Weg längs demselben dahin.

Nicht weit von Embs ist das Embser-Bad, dessen romantische Lage mir ganz vorzüglich gefiel. Der Ort selbst ist sehr schlecht. Der Fürst von Oranien hat ein Haus da, das zum Gebrauche der Badegäste dienet. Zu

Nassau öffnet sich das Thal, und bildet eine von Bergen eingeschlossene Ebene, in der ich eine Stunde lang spatzieren gieng, unter den angenehmsten Gefühlen und schönstem Genusse der Natur, als ich seit langer Zeit nicht gehabt habe. Der Gedanke von Eingeschränktheit, von Entfernung von der Welt und ihrem Treiben, war mir in diesem einsamen entlegenen Thale höchst lebhaft.

Nassau selbst ist ein kleiner höchst elender Ort; und wie kann es anders seyn, da er, gleich vielen andern Orten dieser Gegend, mehr als einen Herrn hat! Indessen fanden wir hier ein überaus gutes Wirthshaus. ein altes Schloß, das auf einem hohen Berge liegt, und ein anderes auf einem niedrigen Hügel dicht darunter, vermehren sehr die Schönheit dieser Aussicht.

Wir gingen über die Lahn und kamen sogleich an einen Berg, der unter die höchsten gehört, über die ich, ausserhalb der Schweitz, gegangen bin. Die Straße ist vortreflich und fast möchte ich sagen prächtig, denn sie ist breit und die eine Seite derselben ruht größ-

tentheils auf einer Mauer. Ein schöner Eichenwald und einige hübsche Aussichten seitwärts machten mir diesen Weg äusserst angenehm.

Dieser Strich Landes, so wie die gesamten Ufer der Lahn, fielen mir um so mehr auf, da ich nie davon gehört hatte und also Schönheiten fand, die mir ganz unerwartet waren. Allein die schöne Straße dauerte nicht viel über eine deutsche Meile. Sobald man das Nassauische Gebiete verläßt, kommt man auf eine Straße, welche die Schande ihrer Fürsten ist. Alle Augenblicke erwartete ich umgeworfen zu werden und der hochhängende Englische Wagen flog umher, daß ich mich wundere, daß er in allen seinen Theilen ganz davon kam.

Wir kamen nach Nastetten, wo wir drei Stunden auf Pferde warten mußten, mit denen wir endlich Langen-Schwalbach auf einer Straße erreichten, die der vorhergehenden vollkommen würdig war, ebenfalls sehr bergigt ist und durch ein wildes, rauhes und unfruchtbares Land führt. Es ist

ein Theil der Grafschaft Katzenellenbogen und gehört auf beiden Seiten von Nastetten, so wie Langen-Schwalbach auch, dem Landgrafen von Hessen Rothenburg, unter Casselischer Oberherrschaft.

Wo ich mich auch nur mit den Einwohnern der Orte, durch die ich gehe in Gespräche einlasse, so höre ich auch Klagen über die allgemeine Theurung. Auf dem Posthause zu Nastetten, wo wir mehrere Stunden lang aufgehalten wurden, führte man diese Klage mit vorzüglicher Wehmuth. Ich fragte also nach den Preis einiger Lebensmittel und schloß aus den Antworten, die ich erhielt, daß man sonst sehr wohlfeil hier gelebt haben muß.

Das Pfund Schöpsenfleisch	— Creuzer	10
Rindfleisch	— —	10
Kalbfleisch	— —	7
Drei Pfund Brod	— —	13

Diese Creuzer sind nach dem 24 Guldenfuß, d. h. 9 machen 2 gute Groschen, oder in andern Worten, der Conventionsgulden gilt 72 Creuzer. Folglich kostet nach der Theurung, über die man so sehr klagt, das

Pfund

Pfund Kalbfleisch ohngefähr 19 Pfennige und das Pfund Brod nicht ganz einen Groschen.

Wir blieben zu Langen-Schwalbach, und besahen die Spatziergänge und was zur Bequemlichkeit oder Belustigung der Badegäste gemacht ist. Der Ort selbst, der durch seine Sauerbrunnen berühmt ist, ist an sich schlecht, wie es denn die allermehresten Orte sind, die blos einen Theil des Jahres hindurch Nahrung haben. Indessen sind hier mehrere ziemlich gute Häuser, die an die Gäste verliehen werden. Das Wasser von der einen Quelle ist dem Selters-Wasser nicht unähnlich, und wird in großer Menge verschickt. Eine steinerne Flasche, gekorckt und verpicht kostet sieben Kreuzer am Orte.

Von Langen-Schwalbach, giengen wir nach Wisbaden. Auf diesem Wege bleibt man die mehrere Zeit auf einer beträchtlichen Höhe, und endlich kommt man, kurz vor Wisbaden, von einem ungeheuern Berge herab. Hier hatte ich eine erhabene, prächtige und herrliche Aussicht. Eine ungeheure Strecke Landes lag vor mir, die in der Ferne durch

Bayerische Staatsbibliothek München

die Darmstädtischen Gebürge begränzt wurde. In der Tiefe fließt der Rhein, den ich weit über Maynz hinauf entdeckte, während daß diese Stadt sich in ihrer ganzen majestätischen Lage zeigte, nebst ihrer Brücke von Booten, und auf der entgegen gesetzten Seite die Vorstadt Castel, oder wie man sie gewöhnlich nennt, Cassel. Weiter herab und mir näher, zeigten sich zwey Inseln, die mit Französischen Batterien besetzt waren. Auf den Höhen über Maynz, entdeckte ich das große Lager der Oesterreicher und Preußen, während daß sich die Sachsen, Hessen und vermischte Truppen auf den Anhöhen an der deutschen Seite der Stadt, ich meyne an dem rechten Ufer des Rheins, zeigten. Ich hörte häufig das Donnern der Canonen, und konnte aus dem Rauche sehen, ob sie von den Deutschen oder den Franzosen kamen. So wie man allmählig herabkommt, verlieren sich nach und nach diese Gegenstände, und man befindet sich endlich in einem angenehmen Thale, in welchem Wisbaden liegt.

Wisbaden, das dem Fürsten von Nassau-Usingen gehört, ist eine ziemlich beträcht-

liche Stadt, und bekannt durch sein mineralisches Wasser, welches so heiß ist, daß man in kurzer Zeit Eyer darinne sieden kann. Der Ort hat hübsche Spatziergänge, einen Garten des Fürsten für allgemeinen Gebrauch, und mehr Ressourcen als die, welche er blos aus seinen Bädern zieht.

Von Wisbaden auf der Straße nach Heidersheim, geht man über einen Berg, von welchem man abermals einer schönen Aussicht genießt, die aber weit eingeschränkter ist, als die, welche ich Ihnen so eben beschrieben habe. Hier sahe ich nun das Kriegstheater näher, und an einem Orte besonders war ich nicht über eine halbe Meile von Maynz. Da hatte ich nahe vor mir das Dorf Hochheim, das auf einer Anhöhe liegt, und nun leider auch durch etwas anders als seinen vortrefflichen Wein berühmt ist. Ein wenig zur Rechten war zwischen mir und Maynz das deutsche Lager; besonders war ich ganz nahe am sächsischen. Die Stadt Maynz, welche auf einem Amphitheater liegt, konnte ich nun ganz übersehen, auch, da die Sonne so eben darauf schien, mit einem

Glase alle ihre Theile unterscheiden. Es war eine große herrliche Scene, aber sie füllte mich mit Trauer, und jeder Freund der Menschheit muß das nämliche Gefühl haben.

Die Straße ist äußerst schlecht, oder vielmehr, es ist gar keine, denn es ist ein bloßer Feldweg, bis nahe an Heidersheim, wo man auf die große Landstraße kommt, welche von Maynz nach Frankfurt geht. Ich fühlte eine ganz eigene Heiterkeit, als wir diese Straße erreichten, nicht weil es eine gute Straße ist, und weil man da mit Weichlichkeit und Annehmlichkeit reisen kann, sondern — doch dieß führt mich auf eine ganze Reihe von Bemerkungen, die ich Ihnen mittheilen will, weil sie gerade zu der Beschreibung der Länder gehören, durch die ich gegangen bin.

Wer immer in Ländern gewohnt hat, die auf einen hohen Grad civilisirt sind, hat, sobald er in andere von einem entgegen gesetzten Charakter kommt, ein gewisses und unbehagliches Gefühl von widerlicher Eingeschränktheit und Kleinheit, das ihn ohne Unterlaß verfolgt. Der ganze Theil von Deutschland zwischen Lüt-

tich und Frankfurt, ist von der Natur auf mannigfaltige Art gesegnet; aber die Menschen haben sehr wenig gethan, diesen Segen zu benutzen. Hier ist nichts Großes irgend einer Art, kein großes Land, keine große Stadt, kein ausgebreiteter Handel, keine beträchtliche Schiffahrt, keine ansehnlichen Fabriken. Ja selbst im Feldbau ist man fast durchaus sehr zurück. Die Hauptursache ist wohl, daß dieser ansehnliche Strich von Deutschland, unter so viele, folglich kleine Herren getheilt ist, und daß in denselben kein hoher Grad von bürgerlicher Freiheit zu finden ist. Nirgends sehe ich die Triebsamkeit der Engländer und Holländer, nirgends die Thätigkeit und Industrie so mancher andern Gegenden selbst in Deutschland. Alles schien mir erschlafft und schwächlich; nirgends sahe ich Spuren von großen Capitälern, die ganze Gegenden in Bewegung setzen, den Umsatz erleichtern und vermehren, und selbst den natürlichen Trägen zu einer gewissen Thätigkeit reizen. Nirgends ist der Rhein belebt und selbst von der Schiffarth, die sich da noch findet, ist ein großer Theil

in den Händen der Holländer, die mit ihren eigenen großen Fahrzeugen herauf kommen, auf denselben wohnen, sie wenig verlassen und so nicht viel mehr für diese Provinzen thun, als daß sie sie eines Theiles ihrer Producte entledigen, und andere ihnen zuführen.

Zwar nennt man Coblenz und Bonn Hauptstädte, zwar ist jede derselben der Sitz eines Hofes, der Regierungen und einer gewissen Zahl adelicher Familien. Allein diese Höfe sind nur unbeträchtlich, und dieser Adel, im Ganzen, wenig reich. Diejenigen, die bey den Regierungen angestellt sind, haben nur eine magere Besoldung, und können also nur wenig auf Betriebsamkeit und Umsatz wirken. Nähme man aber diesen Städten auch noch diese verschiedenen Nahrungsquellen, so würden sie in die Classe höchst unbedeutender Provinzialstädte herabsinken.

Wie sehr auf diesem ganzen Striche von Lüttich bis Frankfurth die Menschen interessant sind oder nicht, kann ich nicht sagen, denn ich habe mich nicht genugsam aufgehalten, um sie kennen zu lernen; aber daß weiß

ich, daß für einen Reisenden, der an England, Holland, die Niederlande und selbst an Frankreich oder an die bessern Theile von Deutschland gewöhnt ist, wenig von alle dem aufzusuchen ist, was er in jenen Ländern, auch bey einer flüchtigen Reise, aufsuchen und mit Vortheil und Belehrung sehen kann. Die Schönheiten der Natur weggerechnet, findet einer, der in den besten Ländern Europens gereißt ist, äußerst wenig, das seine Aufmerksamkeit in diesem ganzen Striche an sich ziehen kann. Von Seiten der Kunst finden Sie, wenn Sie Düsseldorf ausnehmen, selbst in mancher Schweizer-Stadt, in mancher Deutschen Reichsstadt mehr, als was dieser ganze Strich Ihnen anbieten kann.

Vorzüglich unbedeutend ist alles, was zwischen Coblenz und Frankfurth liegt. Alles ist hier in kleine Theile zerstückt, lauter kleine Länder, keine einzige erträgliche Stadt, selten ein Stück gemachte Straße, Mangel an Bevölkerung und Armuth unter den wenigen Einwohnern. In der ganzen Gegend um Nastetten und Langen-Schwalbach, und so weiter

vor und weiter zurück, ist das Land nur unvollkommen angebaut, und manche Striche scheinen ganz vernachläßiget. Zwar ist da vieles Holz, allein es scheint den Einwohnern wenig Vortheil zu bringen, weil sie es weder in Manufacturen brauchen, noch verbauen, noch verbrennen können; und, um es zu verschicken, liegt es nicht nahe genug an einem schiffbaren Flusse. Wir kamen einmal auf einer Strecke von mehreren deutschen Meilen an ein einziges Dorf, und dieß war arm und so schmutzig umher, daß kein Einwohner aus seinem Hause gehen konnte, ohne bis an die Knie in Koth zu sinken.

So wie man auf die Straße zwischen Maynz und Frankfurt kommt, fühlt man sich in einer neuen Welt. Die Dörfer sehen ganz anders aus, die Menschen sind besser gekleidet; alles sagt Ihnen, daß Sie sich zwischen zwey Städten befinden, die sehr von denen verschieden sind, durch die ich so eben gekommen war. Zwar ist der Verkehr zwischen Frankfurt und Maynz in diesem Augenblicke durch den Krieg gehemmt; aber ich erinnere mich noch mit sehr

vielem Vergnügen des Eindrucks, den diese Gegend auf mich machte, als ich sie vor vielen Jahren das erstemal sah. —

Zu Höchst, am Mayn, wollten wir die weitläuftigen Gebäude des Italieners Bolongaro besehen, fanden aber, daß der König von Preußen sie in ein Lazareth verwandelt hatte. Die Magd, die uns die wenigen Zimmer zeigte, die nicht eingenommen waren, sagte, daß sie zu einer Zeit über 500 Verwundete in diesem Gebäude gehabt hätte. — Uebrigens nenne ich Ihnen hier bloß den Namen Bolongaro; denn Sie kennen ihn, seine Geschichte und seinen Pallast zur Genüge, aus den Briefen eines reisenden Franzosen durch Deutschland.

Frankfurt hat mich dießmal nur wenig unterhalten. Es ist außerordentlich, wie wenig Dinge diese sonst reiche und berühmte Stadt aufzuweisen hat, welche einen Reisenden interessiren können. Zwar scheint es, daß die Gesellschaft, nach dem wenigen, das ich davon gesehen, einen angenehmen und guten Ton hat, und daß einer, der sich hier auf-

hält, eine angenehme Unterhaltung darinne finden mag. Allein um der Gesellschaft willen waren wir doch eigentlich nicht gekommen, und dann waren wir unserm Abschiede von England noch zu nahe, und die Erinnerung an London noch zu frisch. Wir sind aber viel in der Nachbarschaft umhergewandert und haben die schönen in der Nähe liegenden Dörfer, und das artige Offenbach besucht, das einem Prinzen von Isenburg gehört.

Nur einmal bin ich zu Frankfurt im Schauspiele gewesen, ohne Unterhaltung darinne zu finden.

Ein andermal besuchte ich die reformirte Kirche, ein allerliebstes, geschmackvolles kleines Gebäude, das ich Ihnen blos deswegen anführe, weil seine ganze Existenz neu ist. Sonst mußten diese Glaubensgenossen auf ein benachbartes Dorf gehen, und nur erst seit einigen Jahren hat man die Entdeckung gemacht, daß man einer gewissen Zahl von wohlhabenden, mehrentheils angesehenen und würdigen Familien gar wohl erlauben könnte, Gott auf ihre Art innerhalb der Mauern der Stadt zu dienen.

Ein Herr Schweizer baut zu Frankfurt ein Haus, dessen Pracht mancher kleine Fürst mit Neid ansehen wird, und das also ein Artikel ist, die der Reisende als eine Merkwürdigkeit sehen sollte.

Dr. Gerning hat eine Sammlung von Vögeln, Schmetterlingen und Insecten, die er mit vieler Gefälligkeit zeigt. Die zwey letzten Artikel scheinen mir von einem Reichthum und einer Vollständigkeit zu seyn, daß ich nicht weiß, ob ich im Haag, im Brittischen Museum, und in der Sammlung des Sir Ashton Lever's etwas viel besseres in diesem Fache gesehen habe.

Oppenheim — Stuttgard — Tübingen — Hechingen — Doneschingen.

Wir haben in einer Zeit von drey Wochen eine große Strecke Landes durchwandert, haben alles gesehen, was sehenswerth ist, und so werden Sie sich vorstellen, daß ich nicht nur nicht müßig gewesen, sondern auch daß meine Reise oft sehr ermüdend war, und

ich also nicht immer Zeit genug fand, Ihnen umständlich von diesem oder jenem Orte, den wir besuchten, zu schreiben. Um indessen keine Lücke in meinen Nachrichten zu lassen, will ich Ihnen wenigstens die Orte nennen, durch welche wir gegangen sind, und da, wo ich es nöthig finde, eine und die andre Anmerkung hinzusetzen.

Von Frankfurt giengen wir nach Oppenheim über Großgerau auf einer solchen Straße, daß wir eine ganze Tagereise daraus machen mußten und erst gegen Abend an den Rhein kamen, wo ich unter Oppenheim nicht mehr die fliegende sonst gewöhnliche Brücke, sondern eine Schiffbrücke fand, die der König von Preußen für die Armee hatte machen lassen. Sie kömmt aber weder der zu Mannheim noch der zu Mainz bei. Die Absicht unsrer Reise nach Oppenheim war, um das Lager der Alliirten vor und um Mainz zu sehen. Wir nahmen einen ganzen Vormittag darzu und fingen mit der Seite an, wo der Artilleriepark war, ritten dem Rheine zu, bis wir auf eine kleine Anhöhe über

der Stadt dicht am Dorfe Weisenau kamen und über einer Oesterreichischen Schanze stunden, wo wir eine vortrefliche Aussicht hatten. Zu unsern Füssen lagen zwei Inseln dicht an einander; die Preußen hatten die obere, die Franzosen die untere, und beide Partheien feuerten häufig auf einander. Ich befand mich unter der Führung eines Englischen Offiziers, und da er an die Erklärung von Weisenau kam und die Oesterreichischen sowohl als die Französischen Schanzen zeigte, wurde ich gewahr, daß wir vollkommen innerhalb der Französischen Kanonenschüsse waren. „Freilich sind wir das, antwortete der Engländer kaltblütig, aber sie finden es nicht der Mühe werth auf einzelne Gegenstände zu feuern." In dieser Voraussetzung lag denn unsere ganze Sicherheit und es vergieng noch einige Zeit, ehe wir diesen Ort verliessen.

Unter dem Getöse von unabläßigen Feuern ritten wir auf eine andere Anhöhe, von der die Aussicht an sich selbst herrlich ist, wenn wir auch nicht, wie es jetzt der Fall

war, das ganze Deutsche Lager da übersehen hätten. Mit einem Fernglase konnte ich jedes Fenster in den Häusern zu Mainz, und selbst zu Biberich, auf der andern Seite des Rheins unterscheiden, und mit blosen Augen sahe ich Castel, Costheim. Hochheim, die Inseln, und eine Menge anderer Orte. Wir ritten hierauf in die Tiefe des Lagers, besahen die verschiedenen Arbeiten, giengen dann weiter nach Marienborn, auf welches die Franzosen nur ganz kürzlich einen Ausfall gemacht hatten und wo man mir unter andern ein großes Haus zeigte, in welchem sie gewesen waren und welches ganz dicht unter dem Hauptquartir des Königs von Preussen ist.

Wir speißten in der Nähe des Lagers, wo verschiedene Personen ganz ruhig sich davon unterredeten, daß man heute Abends Weissenau einnehmen würde. Ich glaubte, ich dürfte meinen Ohren nicht trauen, als ich von einer solchen Sache reden hörte, die so vielen Personen bekannt zu seyn schien, und daß diese auf eine Art davon redeten,

als ließ sich so etwas mit Gewißheit in voraus sagen. Wir giengen Abends nach Oppenheim zurück, und das erste, was ich den folgenden Morgen hörte, war, daß die Kaiserlichen Weissenau in der vergangenen Nacht eingenommen hätten.

Von Oppenheim giengen wir nach Worms, Mannheim, Schwetzingen und Heidelberg, dann über Bruchsal, die Residenz des Bischoffs von Speier, und Durlach nach Carlsruh; und von da wieder über Bruchsal nach Pforzheim. Von hier aus folgten wir etliche Meilen lang den reizenden Ufern der Ens. Das Ganze ist fast ein Wiesenland, und es war so eben Heuärndte, die schönste und malerischste unter allen Aerndten.

Zu Stuttgard brachten wir unsere Zeit sehr angenehm zu, sahen die Akademie, die mir ausserordentlich gefällt, das sehr schöne, prächtige und geschmackvolle Schloß des Herzogs, welches eines Königes nicht unwürdig und ungleich besser, schöner und bequemer ist, als alle Schlösser und Wohnungen des Königs von Großbritannien.

Die Stadt ist artig, scheint mir aber leblos und ohne Betriebsamkeit und Ressourcen zu seyn, und kurz, hat für mich etwas Kleinliches und Eingeschränktes, wie fast al- Deutsche Städte, durch die ich auf dieser Reise gekommen bin. Auf der Bibliothek fand ich einige seltene und kostbare Bücher.

Tübingen ist ein elender, altväterischer, schmutziger und garstiger Ort.

Zu Hechingen sahe ich in der recht artigen und niedlichen Kirche einige nicht schlechte Gemälde, die mir ganz neu schienen und erfuhr, daß sie vom Fürstlichen Hofmaler wären.

Von Hechingen giengen wir über eine entsetzliche Straße etwas seitwärts nach Doneschingen, um den Ursprung der Donau zu sehen, welcher denn im Grunde ganz und gar nicht sehenswerth ist. Dieser größte Fluß von Europa entsteht hier in einem eingemauerten Vierecke, wo das Wasser in Blasen in die Höhe steigt, und aus diesem Vierecke läuft denn ein Wasser, über welches Sie ohne Anstrengung wegschreiten können.

Hier

Hier ist die eigentliche aber elende Residenz des Fürsten von Fürstenberg. Der Ort ist ohngefähr wie Hechingen, äußerst schlecht. Lord * * * der die Landsitze so manches Englischen Landjunkers, Kaufmanns oder reichen Handwerkers gesehen hat, die ungleich schöner, reinlicher, umfangender und geschmackvoller sind, als diese zwey Sitze zu Hechingen und Doneschingen, kann sich noch gar nicht daran gewöhnen, diese Herren als Fürsten zu betrachten, und nach allen Erklärungen, die ich ihm darüber gegeben habe, sagt er doch am Ende: „Aber diese sind denn doch von der geringern Art unserer Country - Gentlemen." In diesen Worten liegt ohngefähr der Begriff den sich alle Engländer von unsern kleinern deutschen Fürsten machen. Sie fragen nach dem Einkommen, und nach diesem berechnen sie ohngefähr das Haus, die Tafel, die Stallung, Gärten, Bediente ꝛc., die ein solcher Mann halten kann. Das Einkommen, sagen sie, sey etwas Wesentliches, und dieses bestimme das Ansehen, den Glanz, die Macht und den Einfluß eines Mannes, und ohne diese

gebe es keine äußerliche Größe, keine Würde. Das Wort Fürst sey ein bloßer Name, ein Titel: und es sey ganz einerley, ob man Einen einen Fürsten oder einen Squire heiße. Das Wesentliche allein, und nicht der Titel, bestimme seine Würde, seinen wirklichen Rang in der Gesellschaft." — Was soll man nun mit einem solchen Raisonnement anfangen? Ich habe oft mit Engländern über diesen Punct geredet, und ihnen die Natur unserer verschiedenen Fürsten zu erklären gesucht, hauptsächlich aber den Umstand, daß diese kleinen Fürsten doch Landesherren sind; allein über diesen Punkt geben sie Antworten, die einem Deutschen nichts weniger als angenehm zu hören sind. — Der Aufwärter zu Donesehingen, den ich fragte, wem dieß Haus gehörte, antwortete: Voiez Vous, le pays est si grand qu'il faut beaucoup de monde pour le gouverner; et c'est ici que demeurent les Conseillers et les Courtisans qui le gouvernent." Ich führe Ihnen dieses in seinen

eigenen Worten an, über die ich so herzlich gelacht habe, daß ich gewiß bin, ich wiederhole sie genau.

Von Doneschingen setzten wir unsere Reise nach Schafhausen fort, der ganze Weg dahin ist höchst elend, so wie überhaupt die ganze Straße von Frankfurt bis in die Schweiz bey weitem nicht so gut als diejenige ist, die man gewöhnlich nimmt. Man geht nämlich von Mannheim entweder durch das Elsaß nach Basel, oder man bleibt auf der deutschen Seite, wo die Straße durch die Badenschen Länder und den Breisgau ebenfalls recht gut ist. Allein wir hatten die Unbequemlichkeit, über Strassen zu reisen, in deren Nähe eine Armee ist, schon zu stark gefühlt, um uns wieder einer zu nähern, wäre es auch nur in einiger Ferne. Bis man die Erfahrung davon macht, kann man sich ohnmöglich die mancherley Beschwerden vorstellen, denen man durch eine Armee ausgesetzt ist. Bald begegnen Sie dem Gepäcke eines marschierenden Regiments, und müssen mitten auf der Straße halten; bald kreuzen Sie sich mit einer Lieferung von Lebensmitteln

oder Kriegsvorrath, und müssen auf einer engen Straße, oder am Fuße eines Berges 100 und mehr Wagen vor sich defiliren lassen; Auf dieser Post haben die Couriers alle Pferde weggenommen, auf jenen hat man für gewisse Kriegsbedürfnisse Vorspann liefern müssen. Sie wollen Abends an einem Orte übernachten, wo Sie keine Truppen erwarteten; allein Sie finden ein Wirthshaus voller Officiers, und ein anderes mit einem Theile eines marschierenden Regiments angefüllt.

Deutschland ist in vielen Gegenden ein beschwerliches Land für Reisende, in Rücksicht auf Posten, Postillions, Straßen u. s. w.

Ich sagte Ihnen im vorhergehenden, daß wir zu Nastetten drey Stunden auf Postpferde warten mußten; auch in Wisbaden fanden wir keine und mußten warten. Zu Düsseldorf bestellte ich die Pferde Tages vorher, weil der Wirth es für nöthig fand, und erst den folgenden Tag erfuhr ich, daß der Postmeister ganz und gar keine Pferde hatte.

Alle diese Dinge führe ich Ihnen, lieber Freund, blos darum an, um ihnen begreiflich zu machen, warum die Engländer sagen, daß Deutschland (wenigstens sehr beträchtliche Stücke davon) ein höchst elendes und beschwerliches Land für Reisende sey. Ich kan ihnen mit Wahrheit sagen, daß ich in England mehrere tausend Meilen gegangen bin, ohne den zehnden Theil von Beschwerde, Verdruß, Zank, Betrügerei u. dgl. gefunden zu haben. Auf dem ganzen Striche von Deutschland, auf dem ich von Aachen bis Frankfurt gekommen bin, sind die Straßen größtentheils schlecht, und doch hab ich auf einer einzigen Station bis auf 54 Kreuzer Wegegeld bezahlt. Wenn Sie einen Postillon für zwei Meilen nicht mehr als einen Gulden geben, so dankt er ihnen nicht, oder murmelt auch wohl etwas zwischen den Zähnen im Fortgehen. Wohnen Sie im Posthause, so bringt der Postmeister das Schmieren Ihres Wagens in die Rechnung und dann kommt der Knecht und fordert Geld weil er den Wagen geschmiert hat. Zu Cob-

lenz forderte einer Geld dafür, daß er des Nachts unsere Wagen bewacht habe und an einem andern Orte bedung man sich gleich Abends 24 Kreuzer für die Wache. In allen Städten die Thore haben, müßen Sie etwas bezahlen, ich weiß nicht wofür, sie nennen es Sperrgeld. Wenn die letzte Station, von der Sie des Abends kommen, eine Stadt ist, so müssen Sie den Postillon Geld geben, damit seine Pferde, wenn er zurückkommt eingelassen werden. An einigen Orten steigt diese Summe von 9 bis um 12 Uhr in einem regelmäßigen Verhältnisse. Ist auch der Ort, in welchen Sie kommen, eine Stadt, so verweilt der Postillon ein wenig, ehe er sein Trinkgeld fordert, und dann verlangt er Sperrgeld, um aus der Stadt zu kommen. Sagen Sie ihm, daß er augenblicklich hätte abgehen sollen, so antwortet er Ihnen mit deutscher Grobheit, daß seine Pferde keine Schindmähren seyen, und daß er sie müsse verschnaufen lassen, ob er schon nicht mehr als vier englische Meilen in der Stunde gegangen war. Ein anderer fordert

Ihnen Sperrgeld ab, um in den Ort seiner Wohnung zurückzukommen, ob es schon nicht über 5 oder 6 Uhr ist. Sie sagen ihm, daß er gar wohl vor Sonnen Untergang zurück kommen könne, und er antwortet Ihnen; „Er könne seine Pferde nicht schinden, Schwerenoth!" Sie rufen den Wirth; dieser zuckt die Achseln, meint, der Postillon könne vielleicht wohl vor dem Thorschlusse zurückkommen; dieser sagt Nein! und Sie bezahlen.

Paßiren Sie einen Fluß auf einer Fähre oder fliegenden Brücke, so fordert man 10, 12, 15 Kreuzer mehr, als gesetzt ist; der Postillon sagt, er wiße den Preiß nicht, oder bestätigt es auch und sagt nachher im Wirthshause, wenn Sie die Betrügerei aufsinden, er müsse sich denn geirrt haben.

In den Wirthshäusern zahlen wir für die Zimmer, in denen wir geschlafen haben, für eine Nacht 2, 3, Gulden und darüber. In England rechnet man für die Zimmer gar nichts, einige wenige Striche ausgenommen. Um den Wagen zu waschen, hat man einen

Gulden gefordert und wenn ich ihn besehe, ist er nur halb gereiniget. Mitten am Tage brachte der Postmeister das Schmieren in die Rechnung, und als ich fragte, wer es befohlen habe, weil es ganz und gar nicht nöthig war? antwortete er: es sey noch nicht gethan und die Sache sey ohne alle Bedeutung, er dürfe ja nur den Artikel wieder ausstreichen.

Urtheilen Sie nun, wie sehr ich den Unterschied fühlen muß, und wie diese Dinge, die täglich und täglich wiederkommen, auf meine Laune wirken müssen. Ich kann Ihnen mit Wahrheit sagen, daß es sich selbst in Frankreich besser reisen läßt, als in den Ländern, durch die ich gekommen bin.

Dritter Brief.

Die Schweiz.

Eglisau — Zürich — Frauenfeld — Costanz — Utweyl — Roschlach (Bigotterie, Bettler) — St. Gallen.

July 1793.

Eine Schilderung der Menschen und der Sitten müssen Sie, lieber Freund, auf dieser Schweizerreise nicht von mir erwarten. Leute, die so durch die Schweitz reisen, wie

wir, gehen nicht nach Städten und Menschen, sondern blos um die Natur zu sehen, d. h. sie wandern von einem Orte zum andern und durchlaufen blos die Scenen, durch die ihr Weg geht.

Ich hatte nie vorher den Weg von Schafhausen nach Zürich gemacht, und fand ihn angenehm und interessant. Das kleine Eglisau hat am Rheine eine sehr malerische Lage, und wir hatten Mühe, uns von dem reinlichen Wirthshause, das die Aussicht auf den Rhein und auf die Brücke hat, loszureißen.

Daß ein Zeitraum won 16 bis 17 Jahren eine große Veränderung im menschlichen Leben und unsern Bekannten hervorbringe, ist eine bekannte Bemerkung, die ich aber oft nicht ohne tiefe Rührung des Herzens gemacht habe. Ich hatte einst zu Zürich so viele Bekannte und Freunde; ich fand ihrer nur wenige wieder. Jene ruhen im Grabe, diese hat ihre Bestimmung wo anders hingeführt, und noch andere waren verreißt, wie z. B. Lavater sich gegenwärtig in Dänemark

befand. Manche, die ich nur wenig gekannt hatte, wollte ich nicht besuchen, weil es so unangenehm ist, sich bei Leuten, die uns nicht mehr kennen, und mit denen wir nie in genauer Verbindung gestanden sind, zu legitimiren. Indessen hat es mir in Zürich mehr als jemals gefallen, und ich fand durch die verbindlichen Vorwürfe, die mehrere meiner alten Bekannten in der Folge mir machten, daß ich unrecht gehabt hatte, nicht eine größere Zahl derselben aufzusuchen.

Herr Heidegger, Sohn des wohlbekannten Bürgermeisters dieses Namens, besitzt eine vortrefliche Sammlung seltener Bücher, und da er Fremden erlaubt, sie zu sehen, so gingen wir ohne weiteres zu ihm. Er zeigte uns mit vieler Gefälligkeit seine Bücher sowohl als seine Zeichnungen, und wir brachten einen beträchtlichen Theil des Tages bei ihm zu.

Zürich ist immer vorzüglich dadurch merkwürdig gewesen, daß es ausserordentliche Naturkinder hervorgebracht hat. Der Landmann Kleinjogg und Maler Kölla sind Na-

men, die schon seit vielen Jahren in Deutschland bekannt sind; aber ich sahe diesmal die Werke eines Landschaftmalers, der nie gelehrt worden, und der nicht nur ein Fleischer ist, sondern auch sein Handwerk noch fortsetzt, dessen Gemälde aber einen hohen, sehr hohen Grad von Verdienst haben. Er heist Wüst.

Haben Sie irgend eine Zeichnung oder einen Kupferstich von dem Denkmale gesehen, daß eine Gesellschaft Geßnern auf einem Spaziergange am Flusse errichtet hat? Es war ein ädler Gedanke dieser Männer; aber Herr Trippel *), vielleicht der beste jetzlebende Bildhauer, hätte den Gedanken mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen sollen.

Auch schliefen wir eine Nacht auf dem Berge Albis. Wir verließen Zürich Abends und kamen in zwei Stunden auf einem freilich nicht vorzüglichen Wirthshause an, daß auf der Straße von Zürich nach Luzern, auf einer

*) Er starb zu Rom im Verlaufe des nämlichen Sommers.

ziemlichen Höhe liegt. Hier übernachteten wir, stunden früh um 3 Uhr auf, waren eine halbe Stunde vorher, ehe die Sonne aufging auf der Spitze, genossen dieses herrliche Schauspiel aufs vortheilhafteste und hatten überhaupt eine Aussicht, von der ich wirklich noch unentschlossen bin, ob ich sie nicht die schönste nennen soll, die ich in der Schweiz gesehen habe. Mehr über diese Aussicht zu sagen, wäre unnöthig, da Sie in so manchen Reisen eine Beschreibung der Aussicht von Albis müssen gelesen haben.

Von Zürich aus giengen wir über Winterthur und Frauenfeld an den Bodensee und nach Constanz, ein Land, das eben so schön als neu für mich war; denn den Weg von Zürich hieher hab ich, wie Sie wissen, nie vorher gemacht.

Man rechnet vier Stunden von Zürich nach Winterthur, wo wir in einem guten Wirthshause übernachteten.

Von Winterthur nach Frauenfeld sind drey Stunden. Wir kamen ziemlich frühe an, und fanden die acht alten Orte der Schweizerstände noch versammelt, die hier, wenn die

Tagsatzungen vorüber sind, Processe richten, wobey die Advocaten eigentlich plaidiren.

Die Gegend um Frauenfeld ist schön, wie denn überhaupt der Thurgau ein herrliches Land ist, und einen solchen Ueberfluß an Obstbäumen hat, als ich vielleicht irgendwo gesehen habe.

Der Landbau ist nicht zum besten, und die Einwohner sind arm. Dieß soll von ihrem zänkischen, proceßliebenden Charakter herkommen; allein ich sehe eine weit größere Ursache ihrer Armuth in ihrer Verfassung, die dann unter andern auch ihrer Proceßliebe vortrefflich angepaßt ist. Sie können von ihren Landvögten an das Syndicat, d. h. an die Deputirten der acht alten Orte appelliren, und von diesen wiederum an einen jeden dieser Cantons besonders.

Die Entfernung von Frauenfeld nach Costanz, ist fünf Stunden. In einiger Ferne von dieser Stadt, hat man eine vortreffliche Aussicht auf den Bodensee, das Land umher, die Insel Reichenau, und eine Menge Städte und Dörfer.

Die Post zu Costanz ist ein sehr gutes Haus, aber theuer.

Von der Genfer Colonie fanden wir hier nur noch wenige; viele sind in ihr Vaterland zurückgekehrt. Desto größer aber ist jetzt die Anzahl der französischen Emigranten, besonders Priester. Der Aufwärter gab mir eine Liste von Erzbischöffen und Bischöffen, die sich jetzt hier aufhalten, worunter denn auch der Bischoff zu Basel ist.

Wir besahen den Saal, in welchem Huß und Hieronymus von Prag verurtheilt, Johann der 23ste abgesetzt, und Felix der 5te gewählt wurde. Noch zeigt man ein Paar zerlumpte Armstühle, in welchen der Kaiser und der Pabst gesessen haben sollen.

Zu Costanz nahmen wir ein Boot, und fuhren auf die Insel Reichenau, wo man einen großen Theil des untern Sees sieht. Der ganze Bodensee ist außerordentlich schön.

Von Costanz weg ritten wir längs den Ufern des Bodensees nach Utweyl, wo wir in einem Bauerhause eins von jenen Wirthshäusern fanden, die einem Reisenden, der an

den gewöhnlichen Stil der Wirthshäuser gewöhnt ist, so wohl thun. Wenig Reisende mögen hier übernachten; aber wir fanden eine erträgliche Mahlzeit, gute Betten, Reinlichkeit und in allem ländliche Einfalt. Ich saß lange am Fenster und genoß der Aussicht auf den See, bemerkte aber auch mit Erstaunen, daß er in ziemlich heftigen und großen Wellen an das Ufer schlug.

Den folgenden Tag führte uns unser Weg in eine beträchtliche Ferne vom See, bis wir nach Arbon kamen. Zwischen diesem Orte und Roschlach bildet der See eine ansehnliche Bay, so daß der Reisende zu Lande einen beträchtlichen Bogen beschreiben muß. Von Utweyl nach Roschlach sind fünf starke Stunden.

Die Lage von Roschlach ist außerordentlich schön, und hat eine Aussicht auf Lindau, Buchhorn, Bregenz und eine Menge kleiner Orte. Der See soll hier über fünf Stunden breit seyn. Roschlach ist die große Niederlage für Schwäbische Güter, hauptsächlich für Korn und Hafer, zu deren Aufbewahrung hier große Gebäude sind. Als wir

nachher

nachher nach St. Gallen gingen, begegneten wir gewiß mehr als funfzig Wagen, welche, wie ich hörte, von St. Gallen, hauptsächlich aber aus dem Kanton Appenzell kamen, um Korn zu holen, weil in dem ganzen Kanton keines wächst.

In einer geringen Ferne von Roschlach sieht man einen kleinen Landstrich, welcher eine beträchtliche Strecke in die See hinausläuft, und hinter welchem Rheineck liegt, wo der Rhein in die See fällt. Wir beschlossen zu Roschlach zu bleiben und den Nachmittag mit einer Wasserfahrt nach Rheineck hinzubringen. Allein dieß war unglücklicher Weise der erste Ort der katholischen Schweiz, an dem wir einen Sonnabend, d. h. einen Fasttag zubrachten. Die Bigotterie ist hier noch so groß, daß man uns schlechterdings jede Art von Fleischspeise verweigerte. Wir gingen in ein anderes Haus und wurden eben so abgewiesen. Dabei erfuhren wir, daß diese Leute beim Abte von St. Gallen um die Erlaubniß angehalten hatten, wenigstens den Reisenden Fleischspeise

zu geben, daß es aber allemal abgeschlagen worden ist. Seit der Französischen Revolution soll dieses Fastgebot vorzüglich eingeschärft worden seyn, als ob der Mangel an Fasten das Unheil hervorbringe, das diese Revolution nach sich gezogen hat. Hilf Himmel! rief ich aus, giebt es in diesen Zeiten noch so viel Dunkelheit und abergläubische Bigotterie, und das in einem Lande, welches von Protestanten umgeben ist! Und dieses strenge Gebot kommt von einem Fürsten, der mitten in einer protestantischen Stadt wohnt und von dem es sich erwarten ließe, daß er, eben darum, weil man ihn zu dieser Würde erhoben hat, eine Seele besitze, die über die mönchische Eingeschränktheit des Gothischen Mittelalters erhaben sey! Aber bisweilen scheinen diese Wahlmänner ganz andere Begriffe über solche Dinge zu haben. Ganganelli war zu sehr Philosoph, um die Kirchenceremonien und geistlichen Schauspiele der Peterskirche und der Sixtinischen Kapelle mit allem dem Pomp und der Angelegenheit zu beobachten, an die die Römer ge-

wohnt waren. Als man nach seinem Tode Braschi vorschlug, führte man unter andern an, daß er den Ceremonien ganz besonders ergeben wäre, und daß man gerade einen Mann brauchte, der sie wieder in ihre alte Würde und ihren ehemaligen Glanz bringe.

Ich kann den Artikel von diesem Lande nicht entlassen, ohne der unsäglichen Menge von Bettlern zu gedenken, die uns überall anfielen, hauptsächlich aber zwischen Utweyl und Roschlach. Männer, Weiber, Kinder — alles kam aus ihren Hütten und verfolgte uns; ja wir begegneten fast Niemanden auf dieser Straße, der uns nicht anbettelte. Das kam mir nun um so erbaulicher vor, da ich wenigstens alle Viertelstunden eine Pfoste sahe, auf welcher alles Betteln bei körperlicher Strafe verboten wird.

Die Leutchen zu Roschlach sahen uns mit einer so verketzernden Miene an, daß wir den Ort augenblicklich verließen und in der Hitze des Tages nach St. Gallen ritten.

Das Gebiete der Stadt ist äusserst klein, wird aber von einem ungewöhnlich betriebsamen Volke bewohnt. Das ganze Ländchen ist mit einer ungeheuern Menge von Häusern bedeckt, welches dem Thal, in dem die Stadt liegt, ein allerliebstes Ansehn giebt. Ich fand etwas so Anziehendes, Süßes und Ländliches darinne, daß der Anblick mich entzückte. Ein großer Theil der Bewohner dieser Häuser sind auf den Bleichen beschäftiget, andere in den verschiedenen Manufakturen der Stadt. Aber der geringste Theil der Waaren, die St. Gallen ausführt, oder die wenigstens unter dem Namen dieser Stadt gehen, wird hier gemacht. St. Gallen ist blos der große Markt, empfängt den Ertrag der umherliegenden Länder, besonders des Kantons Appenzell, bleichet und vollendet einen Theil dieser Waaren, bereitet sie zum Verkaufe vor und schickt sie ins Ausland.

Das Kloster und die Residenz des Fürsten sind in der Stadt und bestehen aus einem beträchtlichen Umfange von Gebäuden und ei-

ner großen Kirche: und das ist ohngefähr alles, was sich davon sagen läßt.

Abends machten wir noch einen langen Spaziergang, und ich wollte einem jeden Reisenden rathen, ein Gleiches zu thun. Aber man muß sich nicht mit dem ersten Hügel begnügen, von welchem die Stadt einen Theil ihres Wassers erhält; man muß den zweiten ersteigen, von welchem man eine herrliche Aussicht auf den Bodensee und auf die Alpen hat. Wir kehrten dann über einen andern Weg zurück durch ein reizendes Thal und kamen zuletzt durch eine Bergenge, welche äuserst romantisch ist, in die Stadt.

Kanton Appenzell: der Speichert — Trogen — Gayß — Appenzell — der hohe Kasten.

Wir verließen St. Gallen des Morgens in großer Frühe und kamen sogleich an einen hohen und steilen Berg, von welchem wir eine Mannigfaltigkeit von schönen Aussichten

hatten. Als wir seine höchste Höhe ereicht hatten, sahen wir den Bodensee in seinem ganzen Umfange mit allen ihn umgebenden Provinzen. Man kann von hier einen grossen Theil von Schwaben sehen, und darunter den Schwarzwald, allein das Wetter war etwas schwühl und zeigte uns die entferntesten Gegenstände unter einer Art von Flor.

Wir kamen hierauf in den Kanton Appenzell und bald nachher in den äusserst sonderbaren und interessanten Theil, den man den Speichert oder Speicher nennt. Ein Theil desselben kann wie ein Dorf angesehen werden, so dicht stehen an einigen Orten die Häuser beisammen, und doch sind sie alle von einander getrennt. Auf diese Art ist das ganze Thal und alle Seiten und Abhänge der Berge umher mit Häusern bedeckt. Ich hatte nirgends etwas in der Schweiz gesehen, das diesem Striche gliche, und nichts hat mich so sehr mit dem Gedanken von primitiver Einfalt und Schäferleben gefüllt. Indessen würde man sich sehr irren, wenn man das eine oder das andere in der

Wirklichkeit hier suchte. In dem ganzen Umfange dieser Gegend, sehen Sie nichts als Wiesen und Weiden, kein Korn irgend einer Art, (denn ein kleines Feld hier und da macht eine so unbeträchtliche Ausnahme, daß es kaum angeführt zu werden verdient;) keine Fruchtbäume, keine Gartengewächse oder Gemüse irgend einer Art, ja nicht einmal Erdäpfel. Jedes Haus ist von dem kleinen Eigenthum umgeben, das dem Herrn desselben gehört, d. h. von Wiesen und Weiden, die in einem reizenden Grün glänzen. Jedes Eigenthume ist sorgfältig mit Stangen umzäunt, die auf dünnen Stäben ruhen, und kleine Fußwege von breiten Steinen und auf das sorgfältigste unterhalten, führen von einem Hause zum andern und von allen auf die Straße.

Es war ein Sonntag, und die Straße war voller Menschen, mit denen ich mich in Gespräche einließ, so weit meine Sprache es erlaubte und ich die ihrige verstand. Ich wiederholte bei verschiedenen die Frage, warum sie ganz und gar keine Kornart bauten

oder doch wenigstens Erdäpfel; und erhielt so ziemlich durchaus die nämlichen Antworten, die mich aber doch nicht ganz befriedigt haben. Es scheint der Kanton Appenzell; der ganz in den hohen Alpen liegt, ist den größten Theil des Jahres hindurch, mit Schnee bedeckt; die strenge Jahreszeit übereilt sie, ehe sie Zeit haben, die Felder im Herbste zu pflügen; der Schnee verläßt diese Felder im Frühiahre oft nicht eher, als im Juni, und das Korn hat nicht Zeit zur gehörigen Reife zu kommen. Man sagte mir ferner, daß wenn sie schlechterdings den Bau von Korn, Gartengewächsen oder Gemüsen erzwingen wollten, so würde der Ertrag die Arbeitskosten nicht ersetzen, daß sie ihre Zeit besser mit Spinnen und Weben anlegen und so genug gewinnen können, das wenige Korn, das sie für ihre Bedürfnisse brauchen, zu Roschlach zu kaufen, wohin es in Menge aus Schwaben kommt.

Indessen lernte ich zu Gayß einen Mann kennen, der dieses Land sorgfältig studiert hat, und welcher mir sagte, daß man un-

ter den Gründen, die man mir angegeben, einen Hauptgrund weggelassen habe: und dieser sey Faulheit oder vielmehr Bequemlichkeit, weil man den Wiesenbau und die Beschäftigungen im Zimmer so gar viel leichter und angenehmer finde, als die harten Arbeiten des Feldbaues; daß endlich mehrere Landwirthe etwas Korn und Erdäpfel bauten, und nicht ohne Erfolg.

Ich fand, daß fast alle diese Leute, mehr oder weniger, für die Kaufleute zu St. Gallen, und etwann für einige zu Trogen arbeiteten, und daß der ganze Anbau, den sie ihrem Lande geben, das für meine Augen einen so reizenden Anblick hatte, in Verbesserung der Wiesen und Weiden besteht. Dabei warten sie ihres Viehes, machen Butter und Käse und legen Heu für den Winter ein. In der rauhen Jahreszeit beschäftigen sich Männer, Weiber und Kinder in ihren Häusern mit Spinnen und Weben.

Was ich hier von Speichert gesagt habe, paßt so ziemlich auf den ganzen Kanton Appenzell, dessen Natur und Produkte,

so wie die Lebensart seiner Einwohner, ohngefähr überall die nämlichen sind, nur mit dem Unterschiede, daß die im äußern Roden mehr für die Fabriken arbeiten, als ihre katholischen Nachbarn im innern Roden, welche mehr von dem Ertrage ihres Viehes leben. Daher kommt es denn, daß diese letztern wenig Brod oder Gemüse, ja selbst wenig Fleisch essen, sondern hauptsächlich von sogenanntem Schotten leben. Demohngeachtet sind sie, wie ich die Alpenbewohner fast überall gefunden habe, eine starke, männliche und verständige Menscheurace; ja der Appenzeller ist ganz vorzüglich wegen seines Witzes und seiner Schlauheit berühmt.

Wir ritten von Speichert nach Trogen herab, welches der Hauptflecken des protestantischen Appenzells und der Sitz der Regierung ist. Es ist ein sehr kleiner Ort mit einem Vierecke in seiner Mitte, auf welchem mehrere sehr niedliche, und einige ziemlich große Häuser stehen.

Wir hatten diesen kleinen Umweg einzig und allein gemacht, um die unbedeutende

Neugierde zu befriedigen, die Hauptflecken des Kantons zu besehen. Wir ritten also ohne weiteres wieder zurück, verließen die Straße, die wir gekommen waren, und fingen sogleich an, die Berge zu ersteigen.

Die Straße von St. Gallen nach Trogen war wenigstens erträglich; aber nunmehr gingen wir über holperichte, enge Pässe, bis wird endlich an ungebaute Weiden kamen, wo ganz und gar kein Weg war und wo wir einen Führer nehmen mußten. An manchen Orten war das Aufsteigen so steil, daß es Grausamkeit gewesen seyn würde, auf dem Pferde zu bleiben, die überdies sehr beschwerlich wurden, indem sie ohne Unterlaß nach den grosen Fliegen und Bremsen haueten, die uns zu Tausenden verfolgten.

Als wir die höchste Höhe unsers Weges erreicht hatten, sahen wir das Dorf Gayß in einem tiefen Thale vor uns liegen. Wir übergaben hier die Pferde den Bedienten, und bestiegen eine Anhöhe etwas links, die uns einer der Landleute zeigte. Von

ihrer Spitze übersahen wir den größten Theil des Rheinthals, welches sich von der Züri-cher Herrschaft Sax bis an den Bodensee er-streckt und den acht alten Orten und Appen-zell gehört. Hier sahe ich den Rhein in ei-ner beträchtlichen Strecke, in einem tiefen breiten Thale, von ungeheuern Gebürgen gen Abend und Morgen umgeben. Auch dem Flusse Ill konnte mein Auge sehr weit fol-gen. Uns gegen über erhoben sich die Ty-roler Alpen, die hier den Schweizerischen nichts nachgeben, und weit in das Land hin-ein sahe ich ihre Schnee bedeckten Spitzen, deren immer eine über die andere hervorragte. Weiter gegen Mittag und Morgen zeigten sich die Graubünder Alpen in ihrer erhabe-nen Größe.

Mit wie vielem Vergnügen, sagte ich, wür-de ich Stunden lang hier weilen! Aber mein Reisegefährte machte die Bemerkung, daß der Magen immer einen Antheil an der edelsten und verfeinertsten unserer Empfindungen ha-ben will. Wir hatten, seitdem wir St. Gallen verlassen, nichts gegessen, und wuß-

ten, daß, wenn wir bei Zeiten zu Gayß ankämen, wir uns ohne weiteres an eine wohlbedeckte fertige Tafel setzen könnten.

Das Dorf Gayß, welches, obschon in einem Thale, auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt, ist eins von den Dingen in der Schweiz, die mir am meisten aufgefallen sind. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, in diesem wilden verlohrnen Winkel der Welt eine große Zahl guter Häuser zu finden, eine Kirche, aus der so eben eine zahlreiche Gemeinde von Menschen kam, die alle sehr reinlich und anständig gekleidet waren, und zwei Wirthshäuser, in deren einem wir mit ohngefähr 50 Personen in einem großen Saale speißten. Dieser Ort wird sehr wegen seiner Ziegenmolken besucht, welche alle Morgen frisch von den Bergen herabgebracht wird, und der man große und mannigfaltige Tugenden, besonders wider die Auszehrung, zuschreibt. Auch giebt es hier ein Bad mit drei verschiedenen Quellen; aber sie sind alle kalt, und müßen also, nach eines jeden Bedürfniß, gewärmt werden.

Da es Sontag war, fanden sich hier eine Menge Besuchende und Müßige aus verschiedenen Orten, besonders von St. Gallen im Wirthshause zum Ochsen fanden wir eine gute, wohlzubereitete Mahlzeit und einen sehr erträglichen Wein. Der ganze Auftritt war heiter und für uns äuserst unterhaltend. Auch fand ich unter den ehrlichen Schweizern, die uns zunächst umgaben, eine Höflichkeit und eine Aufmerksamkeit, die man an einer öffentlichen Tafel nicht erwartet, und die uns um so mehr auffiel, weil wir sonst immer auf unserm Zimmer speisen, und also nicht daran gewöhnt sind.

Ueberhaupt muß ich bey dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß die öffentlichen Tafeln in der Schweiz, auch in den Städten, in jeder Rücksicht besser und angenehmer sind, als die so mancher andern Länder, nämlich in Städten von gleicher Größe. Zwischen dem Meere und der Schweiz hatten wir auf dieser Reise nur dreimal an öffentlichen Tafeln gespeißt und fan-

den das Ganze so, daß uns die Lust vergieng, das Ding zu wiederholen.

Zu Gayß verließen wir unsere Pferde, die ich über Oberried in das Rheinthal hinabschickte, wo sie uns im Sennwalde wieder treffen sollten. Wir selbst gingen zu Fuße nach Appenzell, welches nur eine Stunde von hier ist. Wir kamen zeitig genug an, um diesen kleinen Flecken zu sehen, der eigentlich gar nichts Sehenswerthes hat. Aber einem Liebhaber der Schweiz, wird so manches interessant, um das er sich an andern Orten wenig bekümmern würde.

Die Häuser zu Appenzell sind einander größtentheils gleich, und alles, obschon dies der Hauptort des Landes ist, bespricht jene Gelegenheit, die überall, genau genommen, eine Schimäre ist, von der sich aber zu Appenzell vielleicht ein höherer Grad findet, als in irgend einem andern Theile von Europa. Vielleicht ist auch dieses Ländchen, nebst einigen andern kleinen Strichen der Schweiz, das einzige, wo eine gewisse Gleichheit statt finden kann. An Kutschen

oder andere Wagen ist hier gar nicht zu denken, denn es giebt keine Wagen, auf denen man fahren könnte. Aber es giebt, wie ich höre, in dem ganzen Flecken keinen einzigen Livreybedienten, weil die allermehresten Einwohner nicht im Stande sind, einen zu halten; die übrigen aber thun es nicht, weil das manchem auffallen würde in einem Lande, dessen Einwohner bei einem hohen Grade von Gleichheit, sich einander doch gewiß noch für gleicher halten, als sie es in der Wirklichkeit sind. Viele Mitglieder des Raths werden aus der Allgemeinheit der Landleute gewählt, und der Landmann selbst ist so wenig genöthiget, einen gewissen Staat aufrecht zu erhalten, daß er, wenn er will, seine Kühe selbst melken kann.

In der Mitte der Gassen ist die Stadt zwar gepflastert, allein die Häuser, die an den äusern Theilen sich befinden, stehen auf dem grünen Rasen, welches dem Orte ein sonderbar ländliches Ansehen giebt.

Die Kirche ist schlecht, und zeigt nichts, als einige alte Fahnen, die man in der Vorzeit

zeit seinen Feinden abnahm. — Das Zeughaus ist des Sehens nicht werth. Und wozu in der That braucht man ein Zeughaus in einem Lande, dessen Armuth und Berge seine beste Beschützung sind?

Ich belustigte mich nicht wenig unter einer zahlreichen Parthie junger Landleute beiderlei Geschlechts, die an dem Tage eine weite Ausflucht gemacht hatten, und nun in dem Wirthshause, in welchem wir wohnten, ihre Mahlzeit hielten und Wein tranken. Die Mädchen waren alle auf einerlei Art gekleidet: eine Tracht, die ziemlich kostbar seyn muß und voller bäuerischer Verfeinerung, Pracht und Prätension ist. Eine ganz kleine oder vielmehr halbe Haube von schwarzem Sammet mit Spitzen besetzt, bedeckt von ihrem Kopfe nur so viel, daß man hinter derselben das geflochtene Haar sehen kann, welches mit einer großen metallenen Nadel zusammengesteckt ist, deren Knopf oder Knoppe reichlich mit durchbrochener Arbeit oder Steinen verziert ist. Sie trugen schwarze Armbänder mit einer Schleife von Spitzen und ein Corset von

feinem Tuche, an welchem vorne eine silberne Kette gezogen ist, zwischen welcher noch allerhand Verzierungen von Gold und Silber oder auch nur von gemeinem Metall angebracht sind.

Sie sehen, lieber Freund, daß ich diese Landmädchen wenigstens mit eben so viel Aufmerksamkeit betrachtet habe, als die Schönen an mehreren Europäischen Höfen, von deren Kleidung ich Ihnen nie eine Beschreibung gegeben habe. Und in der That verdienen sie es, denn wenn man beiden ihren Anzug nähme, so weiß ich wohl, nach welcher Seite der Kenner sich wenden würde.

Die Mannspersonen waren eben so gleichförmig gekleidet. Mehrere hatten ihre Monturen an, und alle Uibrige trugen eine Scharlachrothe Weste, während daß die Mannspersonen zu Appenzell samt und sonders Westen von einem dunklerem Roth trugen. So unterscheidet man sich hier; den unsere Gäste waren von Tuffen und Protestanten, während daß die Einwohner von Appenzell katholisch sind.

Ich fragte, da ich so viele junge Leute beiderlei Geschlechts beisammen sahe, warum sie nicht tanzten? und erfuhr mit Verdruß, daß seit einigen Jahren alles Tanzen im ganzen Lande verbothen ist. —

Schon vor 4 Uhr des nächsten Morgens, waren wir auf der Straße und hatten bereits eine ansehnliche Strecke Weg zurückgemacht, als die Sonne über die Berge kam, ob wir schon die westlichen Bergspitzen längst in dem Golde hatten glänzen sehen. Das erste was mir auffiel, war die außerordentliche Bevölkerung in allen Theilen des Thales und auf den mittlern Berghöhen in der ganzen Gegend um Appenzell herum, so weit als meine Augen mich trugen; aber wir erstaunten noch mehr, als wir, nachdem wir die höhern Gegenden erreicht hatten, noch immer eine Menge Häuser fanden und das so hinauf bis dicht an die unfruchtbaren Regionen.

Die Häuser im Kanton Appenzell, so weit ich ihn gesehen habe, sind alle einander gleich, alle von Holz und so ziemlich von der nämlichen Bauart; die Größe macht den

ganzen Unterschied aus. Jedes Haus hat seinen eigenen Brunnen und mancherlei kleine Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten. Wir giengen in mehrere solche Häuser, untersuchten die Meubeln, die Küche, die Schlafkammern, die Ställe u. s. w. Geld haben diese Leute sehr wenig; aber der kann nicht arm genannt werden, der alles hat was er braucht, und über dieses hinaus vielleicht keinen Begriff. Uiberall fand ich die nämliche Präcision in der Abtheilung und Umgebung eines jeden Gutes, in den kleinen mit Steinen gemachten Fußwegen, und die nämliche Reinlichkeit in allem, was das Haus betrifft.

Nach vier Stunden erreichten wir die Region des Schnees und nach 9 Uhr waren wir auf der Spitze des hohen Kasten einer Alpenhöhe, die Sie auf den Charten finden. Es ist sehr wohl der Mühe werth, über diese Bergspitze zu gehen, die vielleicht eine der schönsten Aussichten in der Schweitz darbietet. Es ist eine von den Bergspitzen, auf denen der Schnee im hohen Sommer

schmilzt und wo ich durch die schönsten Kräuter und durch eine Mannigfaltigkeit von Blumen überrascht wurde, deren Farben einen Schmalz und ein Feuer haben, das man nur auf Alpenhöhen findet. Ist die Aussicht über einen Theil der Schweiz, den Bodensee und das Rheinthal reizend, so ist fast der ganze Weg von Appenzell aus nicht weniger interessant.

Der Kanton Appenzell hat einen ganz eigenen Charakter. Er hat nur sehr wenige Flecken und Dörfer; die mehresten Menschen wohnen in einzelnen zerstreuten Häusern; und da sie, weil hier das Getraide nicht reift, fast keinen Feldbau treiben, so sieht der größte Theil dieses Kantons wie ein Schäferland aus. Fast der ganze Weg vom Flecken Appenzell aus bis auf die Spitze des hohen Kasten ist grün, und der Schnee, den wir hie und da fanden, liegt blos in Vertiefungen und auf der Seite, wohin die Sonne nicht kommen kann. Kurz diese ganze Bergreise machte mir unendlich viel Vergnügen,

ob ich schon eine höchst unangenehme Erfahrung wieder bei der Gelegenheit machte.

Es ist sehr zu betrauern, daß der Reisende immer dem Geize und der Habsucht in die Hände fällt, und daß er in der Schweiz mehrentheils von den sogenannten Führern gemishandelt wird. Ich erinnere Sie hier an einige sehr starke Erfahrungen, die ich vor vielen Jahren gemacht habe. Sobald man mit einem Führer den Preiß festgesetzt hat, so denkt dieser an weiter nichts, als wie er den Fremden auf die geschwindeste Art wieder los werden will. Unser Appenzeller sagte uns, der Paß über den hohen Kasten sey eine Tagereise; allein sobald er sahe, daß wir gute Fußgänger waren, beschloß er, den nämlichen Tag wieder nach Appenzell zurück zu kehren und machte seinen Entwurf darnach. Die oberste Spitzel des hohen Kasten ist äuserst steil und er führte uns gerade den nächsten Weg. Schon sahen wir keine betretene Spur mehr und beschwerten uns über die äuserste Steile. Er vertröstete uns, daß es bald besser werden wür-

de und so verstiegen wir uns endlich so, daß sich der Führer selbst nicht mehr zu helfen wußte. Wir mußten uns nunmehr mit den Füßen und Knien an dem steilen Abhange anklammern und mit den Händen das kurze Gras fassen. Ich befürchtete, daß, wenn wir einmal abglitten, unsere eigene Schwere uns überwältigen und so gewaltthätig herabreißen würde. Alle Geduld war uns nun vergangen und ich behandelte den Führer mit Härte. Die folge davon war, daß er einen Hirten, der in der Ferne zu sehen war, durch sein Rufen herbeibrachte, und dieser führte uns mit einiger Mühe auf den betretenen Weg. Indessen muß mein Verweis nur wenig gefruchtet haben; denn der Weg, den er uns auf der andern Seite in das Rheinthal hinabführte, war so scheuslich, daß ich unmöglich glauben kann, es gebe keinen beßern. An manchen Orten war das Herabsteigen beinahe senkrecht.

Die Folge von dem allen war, daß wir schon um 11 Uhr in dem kleinen Dorfe Lienz ankamen, wo unser Führer einige Erfrischun-

gen einnahm und dann sogleich seine Rückreise antrat. Wir hielten hier eine Mahlzeit, die wir mitgebracht hatten und giengen dann noch eine kleine Stunde im Thale fort, bis wir um 1 Uhr Sennwald erreichten, wo wir die Pferde wieder fanden. Wir ritten noch ich der Kühle des Abends (denn die Sonne geht iezt in diesem Thale vor sechs Uhr unter) bis nach Werdenberg, wo wir übernachteten, und den folgenden Tag nach Chur.

Chur — Bad und Kloster Pfeffers — das Rheinthal — Wallenstadt.

Chur, die Hauptstadt von Graubünden ist sehr schlecht, so daß man sie in einer Zeit von zwei Stunden bis zum Uiberfluß sehen kann.

Zu Ragats, einem Dorfe auf der Strasse nach Chur wurd ich von ungefähr mit einem Graubündner Edelmanne bekannt und als er hörte, daß wir in die Hauptstadt

seines Landes gehen wollten, bot er uns ein Empfehlungsschreiben an. Der Brief war offen, und ich erstaunte nicht wenig, da ich fand, daß er zugleich einen Credit enthielt. Auch war das kein leeres Kompliment! Denn sobald ich den Brief zu Chur übergab, fragte mich der Kaufmann, ob wir Geld bedürften? Gleichwohl wußte dieser Bündner schlechterdings nichts von uns und hatte uns nie vorher gesehen. Sie werden sich um so mehr über dieses Beispiel sonderbarer alter Gastfreundschaft wundern, wenn ich Ihnen sage, daß der Mann bis ganz kürzlich ein Hauptmann in der Französischen Schweizergarde war. Wir trafen ihn nachher in dem Bade zu Pfeffers, wo er uns viele Höflichkeiten erzeigte.

Wir blieben nur eine Nacht zu Chur, und ritten den folgenden Nachmittag nach Ragats zurück, wo wir übernachteten. Hier ließen wir die Pferde, und giengen den nächsten Morgen zu Fuße in das Bad von Pfeffers, über einen Weg von etwa zwei

Stunden, der seine mannigfaltigen großen und romantischen Schönheiten hat.

Fast möchte ich alles Wundersame, Schreckliche und Grausenvolle bestätigen, das mehrere Reisende über Pfeffers, dieses seltsame Bad, hauptsächlich aber über die Quelle desselben gesagt haben. Sie ist eine Viertelstunde vom Hause, und man muß den ganzen weg auf Bretern machen, die an einen Perpendikularen Felsen hin befestiget sind. Der ganze Weg geht in einer schrecklichen Felsenkluft, welche das Bette der Tamina ist, und etwan 25. 30 und höchstens 40 Schuhe breit seyn mag. Die Tiefe muß viel über 100 Schuhe betragen, und die Felsen sind nicht nur perpendikular, sondern ziehen sich oben hin und wieder zusammen, und an manchen Orten sind sie wirklich gewölbt und geschlossen. Der Fluß stürzt sich mit unbeschreiblicher Wuth in der Tiefe über Felsen herab und etwan 10 Schuhe über dem Wasser geht der Weg von Bretern, der zur Quelle führt, welcher an der Seite aus Felsen kommt und gerade in den Fluß fallen

würde, wenn man sie nicht durch eine kleine Wasserleitung in das Badhaus führte.

Das Unbegreiflichste in der ganzen Sache ist mir, wie diese Quelle, welche ihres feinen Wassers wegen für die erste von Europa gehalten wird, je entdeckt werden konnte; und was man mir darüber gesagt hat, befriediget mich keineswegs. Die Tradition sagt nämlich, daß sie von einem Jäger entdeckt worden sey, der sich von obenherab in die Tiefe gelaßen habe, um die Nester, ich weiß nicht welcher wilden Vögel zu suchen.

Das Badhaus ist ein grosses Gebäude in einer ungeheuren Tiefe und so enge ist der Platz oder das Thal, in welchem es steht, daß es vollkommen den kleinen Fleck füllt, so daß man weder um das Haus gehen noch auf irgend eine Art sich bewegen kann, man wolle denn den Weg hinauf steigen, den man herabgekommen ist. Dieser Weg ist so steil, daß er in einem beständigen Zickzack geht; und gleichwohl ist das die einzige Seite, auf der man in das Loch kommen kann.

Denn auf allen andern Seiten sind die Felsen perpendikular. Was das für ein Loch ist, davon können Sie sich dadurch einen Begriff machen, wenn ich Ihnen sage, daß man im höchsten Sommer nur 5 Stunden lang täglich die Sonne hat.

Wir blieben die Nacht hier und giengen den andern Morgen wieder auf Ragats herab, auf einem entgegengesetzten Wege auf der andern Seite der Tamina. Dieser Weg ist nicht weniger romantisch und interessant als der andere; er brachte uns auf das Kloster Pfeffers, dessen Abt den Tittel Fürst hat. Ihm gehört auch das Bad und er hält dort einen Direktor, der auf Rechnung sitzt, so daß der Fürst der eigentliche Wirth des Bades ist: und da man alles und jedes mit vieler Mühe dahin tragen muß, so ist man da sehr theuer. Auf dem Kloster wurden wir vom Kellermeister sehr höflich empfangen, erfrischt und eingeladen, zu Mittage da zu speisen und die Nacht zu bleiben.

Wir giengen von dem Kloster Pfeffers nach Ragats herab und dann noch 4 Stun-

den weiter nach Wallenstadt an den See gleiches Namens in der Grafschaft Sargans. Hier sind wir nun zwei Tage aufgehalten worden, nicht nur, weil es unausgesetzt regnete, sondern auch weil der Wind stürmisch war, und die Seeleute uns nicht über den See führen wollten. Die Winde sind auf demselben periodisch und wehen gewöhnlich frühe vom Morgen und des Nachmittags vom Abend. Dieses scheint aber nicht weniger, als allgemeine Regel zu seyn.

Diese Zeit haben wir nicht eben auf das angenehmste zugebracht; indessen habe ich sie angewendet mancherlei niederzuschreiben, wozu ich sonst vielleicht keine Zeit gefunden haben würde. Hiezu gehören noch folgende Bemerkungen, nicht nur über das Rheinthal, so wie die Geographie es entworfen, sondern über das Rheinthal, das die Natur gemacht hat, d. h. über das ganze grosse Thal, welches am Bodensee anfängt, das eigentlich so genannte Rheinthal, die Herrschaften Sax und Werdenberg, die Grafschaft Sargans, ein Stück vom Lande Ga-

ster und einen Theil von Graubünden in sich begreift.

Dieses ungeheure Thal ist eine fast ununterbrochene Ebene (einige kleine Striche ausgenommen) und überall von den hohen Alpen der Schweiz, des Tyrols und Graubünderlandes umgeben. Alle diese Gebirge sind äuserst steil, und an der Schweizerseite erheben sie sich mehrentheils beinahe perpendikular. Als ich im Dorfe Lienz und im Sennwalde die Felsenwände betrachtete, über die wir vom hohen Kasten herabgekommen waren, erstaunte ich über ihre fast senkrechte Form. Gleichwohl sind die mehresten dieser Berge mit Waldungen bedeckt und hin und wieder sahe ich im Herabkommen Fichten von ungewöhnlicher Größe. Aber die Natur ist überall groß in der Schweiz, und das Pflanzenreich scheint hier eine Kraft zu haben, die mit der magern Nahrung, welche es von den Felsenwänden erhält, einen sonderbaren Contrast macht.

Dieses ganze Thal vom Bodensee bis in die Nachbarschaft von Chur ist sehr schön,

und obschon die großen Hauptzüge fast überall die nämlichen sind, so biethet es doch dem aufmerksamen Beobachter eine große Mannigfaltigkeit dar, die aus der Bildung und den verschiedenen Formen der Berge entsteht, die es einschließen. Mit einigen wenigen Ausnahmen, wie schon gesagt, ist dieses ganze Thal flach, eine bis zwei, wohl selten drei Stunden breit und auf beiden Seiten von ungeheuern Gebürgen umgeben, deren einige beinahe senkrecht zu seyn scheinen. Auf der Abendseite machen sie zuerst die Gränzen der Besitzungen des Abts von St. Gallen und des Kantons Appenzell; dann begreifen sie einen Theil der Ländchen von Sax, Werdenberg, Gams und der Grafschaft Sargans, bei welcher letztern sie, etwas südlich, an die Graubündner Gebirge stoßen, vorzüglich an den Galanka. Auf der östlichen Seite des Rheinthals finden sie iene Bergkette, welche von Bregenz durch Montford in die Tyroler Alpen läuft, welche, über Vadutz, an die Graubündner stoßen, und namentlich an das Prettigau. Auf allen diesen

Bergen, selbst auf den Vorbergen bemerkte ich Schnee, und das bisweilen so tief herab, daß ich nicht begreife, wie er der südlichen Sonne widerstehen könne, welche diese Berge zum Theil genießen. Gleichwohl ist dies ein ungewöhnlich heiser Sommer (mitten im Juli 1793) und die Einwohner sagen, sie könnten sich kaum eines dergleichen erinnern. Allein die Masse von Schnee, die vergangenen Winter in der Schweiz gefallen ist, soll eben so außerordentlich gewesen seyn.

Die obern Regionen dieser Berge (ich meyne nämlich diejenigen, welche zunächst das Rheinthal umgeben, und welche eigentlich nur Voralpen sind,) bestehen samt und sonders aus nackten Felsen und sind größtentheils so steil, daß sie unzugänglich zu seyn scheinen; allein man sagt mir, daß die Gemsjäger sie doch ersteigen.

Ich habe schon erinnert, daß dieses grosse Thal vom Bodensee bis nach Chur fast eine vollkommene Ebene ist. Nur hin und wieder schwillt der Boden und die größte Erhöhung findet sich zwischen Trübbach und

Sargans, welches zugleich der schönste und romantischste Strich des ganzen Thales ist. Die Straße ist da theils aus einem großen Felsen ausgegraben, der über den Rhein senkrecht hängt, theils ruht sie auf gemauerten Bogen. Die Straße dreht sich dann um eine Ecke, und so, wie man diese zurückgelegt hat, sieht man die Ebene zwischen Sargans und Ragats vor sich, welche weiter und größer ist, als irgend ein Theil des ganzen Thales zwischen dem Bodensee und Chur. Sie ist etwas öde, denn da sind sogar wenig Gegenstände, die die weite offene Pläne unterbrechen; desto schöner sind die Gebürge, die sie umfassen, besonders sieht man hier die Schneebedeckten Alpen von Graubünden.

In dem ganzen großen Thale zwischen dem Bodensee und Chur ist auch nicht eine einzige erträgliche Stadt! Chur ist die beste, und diese ist schlecht genug, ob sie schon etwan 3000. Seelen enthalten soll. Alle übrige Orte, als Linz, Sennwald, Werdenberg, Trübbach, Sargans, Ragats und Zitzers sind elende Dörfer oder Flecken, deren Bewohner schmu-

zig, arm und ohne Ressourßen sind. Die Gegend um Ragats ist sehr mahlerisch und die Tamina, die von Pfessers herabkommt, macht, nahe beym Dorfe, ein Paar Wasserfälle, die ich zeichnete und die eine gute Wirkung auf dem Papiere haben.

Wenn man von Ragats nach Chur geht, liegt ohngefähr auf dem halben Wege zur Linken, Marschlins, der Sitz des Herrn Ulysses von Salis, einst berühmt durch *ein* Philanthropin, das schon längst eingegangen ist.

Von Chur bis Sargans mußten wir den ganzen Weg wieder zurück machen, den wir gekommen waren, den einzigen, den ich auf dieser Reise zweymal zu machen hoffe. Dieß läßt sich aber nicht vermeiden, wenn man Chur sehen und doch nicht zu tief in das Graubündner-Land eindringen will. Zwar giebt es, wenn wir eine Tagereise weiter gegangen wären, einen Paß über Jlanz in den Conton Glarus; allein um diesen zu machen, muß man nicht mit Reitpferden, am allerwenigsten mit einem großen schwerbeladenen Packpferde reisen.

Von Sargans nach Wallenstadt geht der Weg noch immer in der Ebene fort, durch ein enges von hohen Bergen eingeschlossenes Thal, das viele Waldung hat und voller Fruchtbäume ist. Allein alle Annehmlichkeit hört auf, sobald man einmal zu Wallenstadt angekommen ist, welches eine Lage hat, als elender, trauriger und ungesunder ich nie eine gesehen habe.

Es wird Ihnen unstreitig bekannt seyn, daß man seit mehreren Jahren sich sehr mit dem Elende dieser Stadt, und einer andern, Wesen, am andern Ende des Sees, beschäftiget, darüber geschrieben und mancherley Entwürfe gemacht hat, dem Uebel abzuhelfen. Sie müßen nämlich wissen, daß das Thal zwischen dem Wallenstädter und Züricher See äuserst niedrig ist, und daß die Flüsse, welche aus dem Wallenstädter-See und aus dem Canton Glarus kommen, und, nachdem sie sich vereiniget haben, die Limmath heißen, nicht einen hinlänglichen Fall haben, um mit Leichtigkeit abzufließen und in den Züricher See sich zu verlieren. Die Folge hievon ist, daß die Gegend

um Wesen, am Ende des Wallenstädter-Sees, so wie ein Theil des Fleckens selbst, noch mehr aber das am andern Ende des Sees gelegene Wallerstadt, während eines großen Theils des Jahres unter Wasser steht und zuerst durch die Feuchtigkeit leidet, nachher aber, wenn die Hitze des Sommers kommt, durch schädliche Ausdünstungen vergiftet wird.

Gleich bey unserm ersten Eintritt in Wallerstadt fiel mir die blasse, gelbe Gesichtsfarbe der Einwohner auf! Wir machten nachher einen Spatziergang an den See, waren aber nicht weit vom Wirthshause gegangen, als wir schon die Gasse unter Wasser fanden, das hin und wieder auch die untern Theile der Häuser füllte. Man hatte längs den Häusern hin Planken gelegt, auf welchen wir theils trocken, theils doch auch im Wasser gingen. So erreichten wir das Ende des Orts und fanden dann noch eine kleine Strecke zwischen ihm und dem See; aber diese Strecke Landes ist so niedrig, daß ich sie von einer Menge Pfützen stehenden Wassers durchschnitten fand, und wir konnten, ob man schon eine Art von

erhöhetem Fußwege gemacht hat, doch nicht ganz trockenes Fußes an den See kammen. So wie wir zurück gingen, überfiel uns ein Donnerwetter mit einem heftigen Regen, welcher in wenig Minuten es unmöglich machte, irgendwo im niedern Theile der Stadt sich umher zu bewegen, ohne im Wasser zu gehen.

Ich höre, Herr Meyer, ein einsichtsvoller und menschenfreundlicher Kaufmann zu Arau, hat sich vorzüglich mit der unglücklichen Lage dieser Gegenden beschäftiget; allein man giebt wenig Hoffnung zur Hülfe, nicht nur, weil es unendlich kostbar seyn würde, dem Wasser zwischen dem Wallenstädter und Züricher See ein tieferes Bette anzuweisen, sondern auch, weil der ganze Züricher-See etwas zu hoch zu seyn scheint, um dem Flüssen, d. h. der Linth, die aus dem Canton Glarus, und der Matt, die aus dem Wallenstädter-See kommen, zu allen Zeiten einen leichtern Ablauf zu erlauben. Etwas ließe sich indessen doch immer thun, besonders in Rücksicht auf die Linth, welche zu stark gegen die Matt zu drücken scheint.

Canton Glaurus: Möllis — Nefsfels — Glarus — Große Ebene mitten in den Alpen vom Bodensee bis Chur und von da nach Wallenstadt und Wesen, bis nach Zürich oder Linnthal. — Linnthal — die Panten-Brücke.

Nachdem wir zwey langweilige Tage zu Wallenstadt ausgeharret hatten, giengen wir endlich den dritten frühe zu Wasser, nachdem ich die Pferde schon zwey Tage vorher über die Berge nach Möllis geschickt hatte.

Das Menschengeschlecht, mit dem ich hier zu thun hatte, ist von der widrigsten Art; sie scheinen etwas von der Natur ihres Clima angenommen zu haben. Ich will Ihnen nicht mit den Weitläuftigkeiten und dem Verdrusse beschwerlich fallen, den mir die Schiffleute auf mancherley Art machten, ehe es zur Abreise kam, sondern blos anführen, daß wir kaum eine Stunde gefahren waren, als sie, ohne alle Anfrage, das Boot in eine Bucht führten und aus-

stiegen. Auf meine Frage erklärten sie mir ganz kurz, daß der Wind, der sehr unbeträchtlich war, ihnen nicht erlaube, weiter zu gehen, daß sie hier das Wetter abwarten müßten, und daß sie in dem Wirthshause, in das sie uns gebracht hatten, auf unsere Kosten leben würden. Ich berufte mich auf unsern Vertrag; allein sie sagten, sie hätten sich anheischig gemacht, uns nach Wesen zu bringen, wenn Gott wollte. Ueber den Willen Gottes — konnte ich mich nun freylich nicht mit ihnen einlassen, weil das in eine sehr metaphysisch- physisch- theologische Untersuchung geführt haben würde, in der sie immer, als Leute von der Profession Recht behalten haben würden, um so mehr, da ich sie nicht zur Hälfte verstand, und viele Mühe hatte, mich ihnen verständlich zu machen. Ich nahm also alle mein Schweizerdeutsch zusammen, das ich noch von alten Zeiten her wußte, und sagte ihnen, daß, wenn der Wind gegen diejenigen sey, die nach Wesen gehen wollten, so müsse er für die seyn, die nach

Wallenstadt giengen. Sie sollten uns also augenblicklich zurückführen, und dann wollte ich mit ihnen – nicht zur Obrigkeit ihres Orts – sondern zum Landvogte nach Sargans gehen, der das Weitere entscheiden sollte.

Nach dieser Erklärung machten sie sich augenblicklich auf den Weg und brachten uns etwas weiter als über den halben See, da sie ihre Klagen über widrigen Wind mit etwas mehrerem Rechte erneuerten, denn die Wellen schlugen nun wirklich ziemlich stark an das Boot. Auch waren wir des beständigen Verdrusses und der Gesellschaft dieser Leute müde, und Lord *** kam auf den Einfall, den noch übrigen Weg zu Fuße über die Berge zu machen. Wir giengen also queer über den See, ließen uns zu Murg an das Land setzen und machten drey Stunden Weges zu Fuße, nach Mölis im Canton Glarus. Denn zu Lande nach Wesen zu gehen, wäre nunmehro ein größer und unnützer Umweg gewesen.

Dieser Entschluß, einen Theil des Wallenstädter Sees zu Fuße zu umgehen, wurde eine grosse Quelle von Vergnügen, und ich wollte einem jeden rathen, den ganzen Weg lieber zu Lande zu machen, als über den See. Dieser Weg geht mehrentheils ziemlich hoch auf den Bergen hin, durch ein schönes, fruchtbares Alpenland, und gewährt durch seine Wendungen und Drehungen, eine solche Mannigfaltigkeit von Aussichten auf das Land umher und auf den See herab, daß ich das, was ich da sahe, unter die schönsten Partien der Schweitz rechne. –

Wir giengen eben an einem etwas steilen Abhange hin, als unser Führer, den wir zu Murg genommen hatten, uns auf einen Fleck aufmerksam machte, wo die frisch aufgeworfene Erde und das niedergehauene Gestrippe anzuzeigen schien, daß da vor kurzem etwas herabgefallen seyn müsse. Ein Landmann aus der Nachbarschaft, der dazu kam, erzählte uns, daß vorgestern ein Reisender mit vier Pferden da durchgegangen, und

daß eins derselben, welches bepackt gewesen, zwanzig oder dreyßig Schuhe in die Tiefe hinabgerollt, dann aber von einem dicken Gestrippe aufgehalten worden wäre, in welchem es sich so fest wälzte, daß man es recht eigentlich ausgraben mußte, wozu man ein ganzes Dorf aufgeboten hätte.

Dieß war nun eine sehr erbauliche Nachricht; denn diese Pferde konnten keine andern, als die unsrigen seyn, und die Erzählung des Mannes, der nicht selbst bey dem Vorfalle gewesen war, war schwankend und ungewiß. Indessen fanden wir in der Folge, daß die Pferde alle lebendig angekommen waren, daß aber eins einem *Landmanne* die Hand etwas zerbissen hatte. Und was glauben Sie wohl, daß dieser Mann that? Er verließ seine Heimath, folgte den Pferden nach Möllis in das Wirthshaus und lebte da auf Kosten der Reisenden. Seine Forderungen waren 1) Bezahlung der Zeche, 2) die Rechnung des Wundarztes, welche in der That höchst billig war, und 3) Schadloshaltung für wenigstens vierzehn Tage Ver-

säumnis. – Bey Zufällen, die man eigentlich gar niemanden zur Last legen kann, ist es billig, daß der reichere Theil den Schaden trage. Die Rechnungen wurden bezahlt, und für die Versäumniß nahm er eine kleine Summe und gieng zufrieden davon.

Zu Möllis, im Canton Glarus, fanden wir uns nicht so ermüdet, um nicht noch diesen ganzen weitläuftigen Flecken zu durchwandern, auch über die Linth zu gegen und Nessels zu besuchen, wo die Schweizer, wie Sie wissen, eine ihrer frühesten Schlachten hatten. Noch zeigt man eine Mauer, von der die Sage erzählt, daß die Schweizer dahinter gestanden hätten. – Hier wohnt die Wittbe des Obersten Bachmann, den ich einst zu Paris kannte und der dort vergangenes Jahr hingerichtet wurde.

Den folgenden Tag verließen wir Möllis, begleitet von einem Einwohner des Orts, der zu dem verbindlichsten Empfange, den er uns gab, auch noch dieses setzte, daß er bis Linnthal mit uns ritt.

Wir kamen in einer Stunde nach Glarus, dem Hauptflecken des Cantons, von dem sich aber sonst wohl wenig sagen läßt. Da uns gar nicht daran gelegen war, die sogenannten Merkwürdigkeiten solcher Orte zu sehen, ritten wir durch und verweilten desto länger auf unserm Wege, der zwischen Möllis und Linnthal ein äuserst interessantes Thal ausmacht. Der ganze Canton besteht aus hohen Alpen und aus einigen wenigen offenen Thälern, die von diesen Alpen rechts und links eingeschlossen sind und ewigen Schnee und Eis zur Gränze haben! das Thal, durch welches wir von Möllis nach Linnthal giengen, ist das ansehnlichste, und auch dieses ist enge genug.

Es ist auffallend, daß man in diesen hohen Alpen so ungeheure Strecken Weges machen kann, ohne auch nur über einen mäßigen Hügel zu kommen. Die ganze Strecke Weges vom Bodensee bis nach Chur, und von Chur über den Wallenstädter-See bis nach Wesen, von Wesen wiederum bis an den Zürichersee, oder auch von Wesen bis nach Linnthal, ist eine ungeheure, ununterbrochene Ebene, so hoch auch

die Gebürge sind, die diese Ebene auf allen Seiten einschließen. Der Umstand fiel mir sehr in dem großen Thale zwischen dem Bodensee und Chur auf, und dann wieder auf einer Höhe zwischen Murg und Möllis, wo die ganze große Ebene bis an den Zürichersee vollkommen flach ist; auch sah ich da ein Stück des obern Zürichersees. Gleichwohl sind alle diese Gegenden von Bergen umgeben, die unter die hohen Alpen der Schweiz gehören.

Das ganze Thal, durch welches man von Möllis über Glarus nach Linnthal geht, liegt mitten in den hohen Alpen; gleichwohl sehen Sie diese Alpen niemals, wenn Sie ihnen am nächsten sind, sondern bemerken sie immer nur seitwärts, lange vorher, ehe Sie unter sie kommen, ohne einige Zeit, nachdem Sie sie hinter sich gelassen haben. Die Sache ist, daß die Berge, welche dieses Thal auf beiden Seiten unmittelbar einschließen, blos Voralpen sind, äuserst fruchtbar und bis auf die Gipfel bewachsen: und erst von dem Rücken dieser Voralpen erheben sich die höhern Gebirge, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind. Diese

ersten Berge nur sind bis beynahe an die Gipfel hinauf angebaut, auch reichlich mit Waldung versehen. Ja selbst auf ihrem Rücken finden sich, wie man mir sagt, vortrefliche Weiden, von denen sich im Sommer viele tausend Kühe nähren. Das ganze Thal hat also ein angenehmes, heiteres Ansehen, deßen Reiz noch hin und wieder durch einige sehr schöne Wasserfälle erhöhet wird.

Dieses Thal unterscheidet sich auffallend vom Cänton Appenzell und von einigen andern Streichen der Schweiz. Während daß dort eine Menge Häuser einzeln stehen, und sich beynahe bis auf die Spitzen der Berge hinaufziehen, ist hier nur der untere und mittlere Theil bewohnt; und zwar leben die Menschen hier mehrentheils in Dörfern zusammen, deren ich mehrere sehr ansehnliche bemerkte.

Sie haben oft, lieber Freund, von den Gemsen gelesen, und wie äußerst mühsam, beschwerlich und gefährlich ihre Jagd ist. Nichts destoweniger nehmen sie offenbar in der Schweiz ab, und schon vor vielen Jahren hat ihnen die Regierung von Glarus ei-

nen Berg ausgesetzt, auf welchem die Gemsenjagd sehr eingeschränkt ist, und den man eben deßwegen den Freyberg nennt; Er liegt nicht weit von Glarus.

Sie wissen, daß dieser Canton eine Art kleiner, grüner Käse macht, die man Schabzieger nennt, (weil man sie schaben muß, um sie zu essen) und damit einen ansehnlichen Handel treibt. Seine Zubereitung ist von der der gemeinen Käse merklich verschieden, indem man die Käsemasse in ein großes Behältniß wirft, in welchem die grünen Kräuter, vermittelst eines Steines, der einem Mühlsteine nicht unähnlich ist, und ohngefähr wie dieser wirkt, hineingearbeitet und so durch und durch mit der allgemeinen Käsemasse vermischt werden.

Linnthal liegt am südlichen Ende des Cantons und scheint vollkommen am Ende aller menschlichen Bewohnung und Cultur zu seyn. Ungeheuer sind die mit Schnee bedeckten Berge, an deren Fuße es liegt; sie scheinen unzugänglich zu seyn und in der That sind sie es beynahe: denn der Paß,

den man ein Paar Monate des Sommers nach Graubünden hat, ist gefährlich, und der nach Uri, den wir von hier aus gehen wollen, abscheulich.

Zwey Stunden von Linnthal ist die so berühmte Pantenbrücker. Ich fand es damit gerade, wie ich es erwartete: Sie ist, wie die Teufelsbrücker und mehrere andere, über einen Fluß, (die Linth,) gebaut, der in der Tiefe in einem perpendikularen Felsenbette sich hinabstürzt. Der Anblick ist grausend; und kühn war allerdings der Gedanke, über solche Orte eine steinerne Brücke zu bauen. Die Brücke selbst aber hat nichts besonderes, und würde kaum verdienen, daß man ihrentwegen 4. Stunden zu Fuße machte, wenn man nicht reichlich durch den ganzen Weg belohnt würde, den man dahin macht. Ein merkwürdigeres erstaunenswürdigeres Thal kann man schwerlich sehen, als das, durch welches man geht, ehe man an den Berg kommt, auf dem man eine halbe Stunde stei-

steigen muß. Es ist unmöglich, die Natur größer und schauervoller zu sehen als hier. — Die Pantenbrücke führt nicht eigentlich zu einem Passe, ob man schon darüber nach Bündten gehen kann, sondern ist für das Vieh gebaut, das die Einwohner des Thales auf den Rücken von Bergen schicken, die ohne diese Brücke schlechterdings unzugänglich sind.

Also — die Pantenbrücke zu sehen, lohnt nicht die Mühe des Steigens, noch weniger einer besondern Reise, welche viele Fremde bis hieher machen und dann den ganzen Weg wieder zurück gehen, entweder bis an den Wallenstädter- oder an den Zürichersee, weil sie den Paß in den Canton Uri scheuen, derjenige aber, der nach Graubünden führt, wirklich gefährlich ist. Wohl aber wollte ich einem jeden rathen, diese Reise zu machen, nicht nur, weil das ganze Thal, in welchem Möllis, Glarus und Linnthal liegen, äußerst interessant ist, sondern weil das über Linnthal hinaus, welches nach der Pantenbrücke führet, fast schon allein die Reise verdient.

Einen sonderbarern Contrast von äuserster Fruchtbarkeit, die Sie in dem ganzen ebenen Thale finden, und von äuserster Wildheit ungeheurer, größtentheils senkrechter Felsen, die es einschliessen, können Sie nicht leicht irgendwo sehen. Auch giebt es da mehrere Wasserfälle, die äuserst malerisch und ziemlich beträchtlich sind.

Ueberhaupt muß ich ein Wort über die Wasserfälle im Canton Glarus und am Wallenstädtersee sagen. Es giebt ihrer da so viele, die von den besten Künstlern bearbeitet zu werden verdienen. Gleichwohl erinnere ich mich nicht, jemals von diesem ganzen Theile der Schweiz viel gesehen zu haben. *Im* Canton Uri hat man fast jeden Winkel gezeichnet, und das ist auch der Fall mit dem größten Theile der westlichen Schweiz; aber die östliche Schweiz wurde, als ich dort lebte, nur wenig von Künstlern besucht. Die Wasserfälle im Thale Lauterbrunnen würden nicht so berühmt seyn, wenn die im Canton Glarus, am Wallenstädter-See und im Schächenthale eben so sehr bekannt wären. Indessen

höre ich, daß seit der Zeit, daß ich die Schweiz nicht gesehen, die Künstler sie weit allgemeiner bereiset haben, als sonst, und daß es auch der Kupferstiche in Menge giebt, die mir denn vermuthlich unbekannt sind. —

Von der Pantenbrücke hat man zwey enge, äuserst unbesuchte Pässe nach Graubünden; beide sollen beschwerlich und gefährlich seyn, vorzüglich der nach Disentis; der über Mat nach Jlanz ist, wie man mir sagt, erträglicher.

Ich wünschte wohl, lieber Freund, daß ich Ihnen das ganze Land, durch das ich seit meiner Abreise von Zürich gekommen bin, genauer beschreiben könnte, als ich zeither gethan habe. Es ist mir äuserst merkwürdig, und verdient vollkommen eben die Aufmerksamkeit des Forschers, als die mehr besuchtern Theile der Schweiz.

Gewöhnlich gehen Reisende von Linnthal wieder zurück nach Glarus und Möllis; allein ich war kühner und hatte, um Rückwege zu vermeiden, vom Anfange her den Plan gemacht, von hier über die Berge in das Schä-

chenthal, und durch dieses nach Altorf zu gehen: und das wollen wir dann ausführen, so kläglich auch der Züricher, der unsere Pferde besorgt, über den Paß redet.

Canton Uri: der Paß aus Linnthal über den Klausenberg ins Schächenthal nach Altorf — Tells Capelle — Rütty — am Steg — Hospital — die Capuziner auf dem St. Gotthardt.

Der Paß aus Linnthal ins Schächenthal, ist in der That eine Unternehmung. Linnthal liegt am Fuße aller der Schnee- und Eismasse, welche den Canton Glarus vnn Schweiz, Uri und Graubündten trennt. Wir brachen des Morgens sehr früh auf, und giengen nach einer Viertelstunde Weges über die Linth; denn Sie müssen wissen, daß Linnthal auf der östlichen Seite dieses Flusses liegt, und selbst in einiger Entfernung davon, obschon die mehresten Charten es auf das westliche Ufer setzen.

Das Thal geht bald zu Ende und Sie kommen an einen äuserst steilen und mühsamen Weg, auf dem uns unsre Pferde wenig halfen, bald, weil wir uns ihnen nicht anvertrauen wollten, bald weil wir es für unmenschlich hielten, uns über Striche tragen zu lassen, die so gar jähe sind.

In der untern Region des Berges ist ein schöner Wald, der Sie hindert, den Wasserfall zu sehen, den wir Tages vorher in der Ferne, auf dem entgegengesetzten Ufer der Linth, bewundert hatten. Allein wenn man ein wenig vom Wege abweicht und seitwärts sich führen läßt, so sieht man diesen prächtigen Wasserfall in seiner ganzen Schönheit.

Nachdem wir einige Stunden lang gestiegen waren, begegnete uns das, was sich auf den hohen Bergpässen, die selten besucht werden, gar häufig zuträgt: man findet ganz und gar keinen Weg mehr, und Ihr Führer muß aus Erfahrung und Rückerinnerung Ihnen zeigen, wo und wie Sie zu gehen haben. Die wenigen lebenden Wesen, die über gewisse Berghöhen in der Schweiz gehen, machen so schwache Ein-

drücke, daß der Schnee und das Eis des Winters, die heftigen Winde und das Thauen im Frühjahre mehrere derselben ganz vertilgt. Dann ist es, daß Sie besonders eines erfahrenen Führers nöthig haben, der andere Merkzeichen kennt, als den Weg unter seinen Füssen. Es ist entsetzlich, wie sehr Fremde in dieser Rücksicht bisweilen gemißhandelt werden, und Leuten in die Hände fallen, die des Weges selbst nicht gewiß sind. Ich weiß Beyspiele in Menge davon, Sie erinnern sich, was mir einst selbst begegnete, und wo ich nur kaum noch dem Untergange entgieng; und der Führer, den ich zu Appenzel über den hohen Kasten nahm, führte uns in Striche, in denen wir mit Händen und Füßen genug zu thun hatten, und mit den Händen in dem kurzen Grase arbeiteten, um nicht über die fast perpendikulare Jähe herabzugleiten.

Nachdem wir endlich die Höhe erreicht hatten, fanden wir uns in einem traurigen, aber doch von Sennen bewohnten Thale, von hohen Bergen und hin und wieder von scheußlichen schroffen Felsenwänden umgeben. In-

dessen giebt es in diesem Thale sowohl als auf einigen der Berge, die sich daraus erheben, eine Menge Kühe und kleineres Vieh, welches die Urner, (denn hier gehört das Land schon nach Uri) alle Jahre sehr frühzeitig heraustreiben. Sie müssen Stunden lang über Schnee gehen, der im vorhergehenden Winter fiel, und sind also diejenigen, die den Weg für das Jahr bahnen. Wenn ich Ihnen sage, daß wir am 24sten July über eine halbe Stunde lang auf tiefem und unabsetzbarem Schnee gehen mußten, so wird es Ihnen unbegreiflich seyn, wie die Leute ihr Vieh mit den spitzigen Füßen sehr früh im Jahre herauf bringen. Schon im May, bisweilen in April fängt dieser Schnee allmählig an zu schmelzen, und gegen Ende des Augusts ist er größtentheils verschwunden, wenigstens ist der Paß, über den man geht, gewöhnlich von Schnee frey. Bisweilen aber schmelzt er auch gar nicht, welches diesen Sommer der Fall seyn wird, denn da er die schreckliche Hitze überstanden hat, die wir seit einem Monat gehabt haben, so wird die ungeheure Masse, die noch da liegt,

dieses Jahr gewiß nicht zergehen. Das hohe Thal hingegen, in welchem die Sennen mit ihrem Viehe wohnen, war ganz von Schnee frey. Es ist fast durchaus eben und wir waren etwas über eine Stunde gegangen, als unser Führer uns sagte, hier sey das letzte Haus. Wir verzehrten hier einen Theil unsers Brodes, und würzten es mit vortrefflichen Milcharten.

Bald nachher kamen wir an den höhern Paß, den man den Klausen oder Klausberg nennt, und um welchen herum sich die Natur in ihrer ganzen schrecklichen, schauervollen Größe zeigt. Sie gehen lange an einen steilen Weg hinauf, wo Sie nichts als Schnee, kahle Felsen und abgebrochene Steine um sich haben. Endlich hören auch diese auf und das Ganze ist mit Schnee bedeckt. Dieß war der erste Schnee, über den unsere Pferde giengen, und wir brachten sie mit Mühe darüber. Als wir die höchste Höhe erreicht hatten, hörte der Schnee auf, wenigstens auf der Straße, und wir machten eine Strecke Weges durch ein trauriges unfruchtbares Land, bis wir an die

hohe Felsenwand kamen, von der man in das Schächenthal hinabsteigt. Besieht man diese Höhe von unten, so scheint sie, fast wie die Gemmi, unübersteigbar zu seyn, besonders für Pferde. In der That, waren unsere Pferde von wenigem Nutzen im Heraufsteigen, so waren sie eine Beschwerde im Herabkommen. Nur eins von den vieren konnte allein gehen, die andern mußten alle beym Kopfe unterstützt und so zum Theil aufrecht erhalten werden. Das drolligste aber war, daß auf diesem und einem halben Dutzend andern Alpenpäßen das Bagagepferd nicht nur von vorne unterstützt, sondern auch von hinten beym Schwanze gehalten werden mußte, an welchem unser Führer jedesmal mit seiner ganzen Last rückwärts zog, während daß der Pferdeknecht es unter dem Maule hielt.

Noch ehe wir diesen Berg ganz hinab gekommen waren, hatten wir eine herrliche Ansicht von mehreren Wasserfällen und, als wir noch tiefer kamen, von einem, den ich unter die schönsten in der Schweiz rechne. Die Einwohner nennen ihn Staubbach, ein Na-

me, den er verdient, und in der That ist er dem in Lauterbrunnen in mehr als einer Rücksicht vorzuziehen. Diese verschiedenen Bäche, die alle in Wasserfällen herabkommen, sammlen sich in ein einziges Wasser, welches sogleich ziemlich beträchtlich wird und unter dem Namen der Schächen unweit Altorf in die Reuß fällt. Dieser Fluß bleibt beynahe bis nach Altorf Ihr beständiger Begleiter, indem Sie bald seinen Ufern folgen, bald von nahen Anhöhen auf ihn herabsehen.

Das ganze Schächenthal hat so zu sagen, gar keine Breite denn die Berge ziehen sich fast durchaus und ziemlich jähe bis an den Fluß herab, so daß sie in der Tiefe keine Ebene lassen, etwan das Dorf Oberschächen ausgenommen, welches jedoch auch zum Theil auf der Seite der Berge liegt. Wenn dieses Thal keine Ebene in der Breite bildet, so ist es eben so wenig eben in seiner Länge. Daher kommt es denn, daß der Fluß, anstatt irgendwo zu laufen, sich in seiner ganzen Länge in unaufhörlichen Cataракten herabstürzt und das ganze Land mit einem fürchterlichen Gebrülle füllt.

Das Schächenthal, dessen unterster Theil reizend schön und fruchtbar ist, ist mir in vielen Rücksichten äuserst interessant häuptsächlich aber dadurch, daß es mehr als irgend ein anderes, das ich kenne, die sonderbarste Graduation von äuserster – ich möchte sagen schrecklicher Wildheit, ubi nulla campis arbor aestiva recreatur aura, bis zum höchsten Grade von Fruchtbarkeit zeigt und ein Clima darstellt, in welchem die besten Früchte reifen. Fast bis in das Dorf Unterschächen, ist alles traurige Wildheit und diese ganze Strecke ist äuserst dünne bewohnt. Aber von hier aus wird es allmälig sanfter, ob man schon noch immer in ungeheuern Bergen enge eingeschlossen ist, bis es endlich eine Stunde von Altorf einem schönen fruchtbaren Garten gleicht.

Zu Unterschächen kehrten wir beym Geistlichen ein, in dem ich einen gesitteten, verbindlichen und wohlunterrichteten Mann fand. Hier verzehrten wir den Rest unserer Lebensmittel, wozu die Köchin des Pfarrers noch Eyer und Wein that, welches alles war, was sie zu geben hatte.

Wir hatten von hier noch drey gute Stunden weiter zu gehen, und kamen erst Abends nach 6 Uhr zu Altorf an.

Der Wasserfall, den Sie auf Ihrer Charte vom Canton Uri haben, sagt gar nichts, und von den vielen Wasserfällen, die ich im obern Schächenthale gesehen habe, weiß ich schlechterdings nicht, welcher damit gemeint ist. Ueberhaupt muß ich Ihnen von diesen Hohmannischen Charten von der Schweitz (16 Blätter) sagen, daß sie oft auf eine unverzeihliche Art äuserst fehlerhaft sind. Ich habe dieses auf meiner ganzen gegenwärtigen Schweizer Reise mehr bemerkt, als sonst, indem ich sie überall mit mir genommen und täglich untersucht habe.

Ich bin über diesen Paß (aus Linnthal ins Schächenthal) weitläuftig gewesen, nicht nur weil er mich sehr interessirt hat, sondern auch, weil ich nie eine Beschreibung davon gesehen habe, und weil er von Reisenden äuserst selten gemacht wird, indem die einen glauben, sie können ihre Pferde nicht hinüber bringen und die andern nicht Entschloßenheit genug

haben, ihn zu Fuße zu machen, indem es, so viel ich weiß, zwischen Linnthal und Altorf kein Wirthshaus giebt in welchem man wohl übernachten könnte.

Am folgenden Tage besuchten wir, von Altorf aus, Tells-Capelle, wo ich von unsern Namen (denn damals schrieb ich noch bisweilen meinen Namen an eine Wand) kein Ueberbleibsel mehr sahe; denn man hat die Capelle vor einigen Jahren gereiniget und frisch überweißt, und doch sind die Wände schon ziemlich wieder voll.

Von der Capelle giengen wir queer über den Vierwaldstädten-See in das sogenannte Rütty, den Ort, wo die drey ersten Eidsgenoßen zuerst den Bund beschworen, und welcher wirklich nichts merkwürdiges hat, als dieses.

Abends giengen wir noch drey Stunden weiter bis an den Steg, wo ich schon vor vielen Jahren einmahl übernachtete. Es war heiß, und wir ritten so langsam, daß ein Landmann mir folgen konnte, mit dem ich in ein Gespräch kam, an dem er so viel Gefallen fand, daß er mir nach der ersten halben Stunde sag-

te: „Hier ist mein Fußweg, aber ich will doch mit Euch auf der Straße gehen" — Er hielt mich für einen Engländer. Ich musterte alles mein Schweizerdeutsch zusammen und erhielt von ihm das Compliment, es sey doch viel, daß ich so viel Deutsch gelernet habe, mich auf gut Deutsch so ziemlich verständlich machen zu können. — Im Vorbeygehen: Die aller unverständlichste Sprache in der Schweiz hab ich zu Aeschi, Wimmis, Riggisberg und Schwarzenburg (im nördlichen Theile des Canton Bern) gefunden. In diesem ganzen Striche verstund ich die Leute kaum halb, und mich verstunden sie noch weniger.

Den 26ten July giengen wir zum Mittagseßen nach Hospital, welches eine kleine Stunde weiter ist, als Urseren. Es liegt unmittelbar am eigentlichen Fuße des Gotthardts und hat die Bequemlichkeit, daß wenn man auf den Gotthardt geht und wieder zurück kommt, man doppelt den Weg erspart, den man sonst zwischen den beiden Dörfern machen muß. Auch ist es beßer für die, die über die Furka gehen, denn da muß man ebenfalls den Weg von Urseren nach Hospital machen.

Wir giengen noch denselben Tag auf den Gotthardt, d. h. bis zu den Capuzinern, welches dritthalb Stunden vom Hospital ist. Außer einem Elsaßer traf ich den würdigen Vater Lorenzo, der seit sieben und zwanzig Jahren hier ist und in mehr als einer Reisebeschreibung gerühmt wird. Es ist Schade, daß er nur Lateinisch und Italienisch spricht, so daß sich nicht jedermann mit ihm unterhalten kann. Diese Capuziner haben jetzt ihr Haus so wohl eingerichtet und sich so erweitert, daß sie ein ganzes Dutzend Betten zu geben haben.

Auch hier lag noch Schnee auf der Straße, ohngeachtet dieser Paß bey weitem der wichtigste in der Schweiz ist und mehrere hundert Saumroße immer hin und her gehen.

Die Kälte, die immer auf dem Gotthardt herrscht und die hohe Bergluft machten, daß wir ermüdet waren und den Entschluß faßten, auch den Lago di Luzendro zu sehen, welchen ich nie gesehen hatte, und welcher eine halbe Stunde vom Wege abliegt. Wir verirrten uns um etwas, denn wir giengen ohne Führer, mußten einen kleinen Umweg machen, und ka-

men erst im Dunkeln wieder nach Hospital zurück.

Folgende Geschichte wird Ihnen zeigen. was man in der catholischen Schweiz mit dem Fasten für eine Mummerey treibt, und wie alles, was in sich selbst unnatürlich und abgeschmackt ist, lächerliche und abgeschmackte Wirkungen hervorbringt.

Durch die letzten zwey Fasttage waren wir so ziemlich erträglich gekommen, und zu Uri fragte man uns nur gar nicht, ob wir fasten wollten. Aber zu Hospital war es wiederum eine große Gewissenssache. Nun ist es aber eben so üble Lebensart, als abgeschmackt, aus anderer Leute Gewissenssache einen Scherz zu *machen*. Ich sagte also unserer Wirthin, daß uns nicht nur die Fastenspeisen von unserm Arzte verboten wären, sondern daß wir auch für morgen schlechterdings kaltes Fleisch haben müßten, um auf unserm Passe über die Furca davon zu leben. Wir schickten daher eine sehr höfliche Bothschaft an den Geistlichen des Orts, der eben so höflich zurücksagen ließ, daß er der Wirthin erlaube, uns Fleisch auf den folgenden Tag zu-

zubereiten, bat aber, wir möchten an dem Fasttage nicht davon essen. Dieß war der Wirthin genug, und als wir Abends vom Gotthardt zuruckkamen, fonden wir nicht nur Braten, sondern mehrere Schüsseln mit Brühen, Ragouts 2c. von denen die gute Frau wohl wußte, daß wir sie nicht mit über die Furka führen konnten. Alles das wurde uns zum Einpacken in ein Zimmer gesetzt, in welchem von dem Augenblicke an die Wirthin nicht wieder erschien, wohl aber gab sie uns eine junge Verwandte, ein sehr hübsches Mädchen, zur Bedienung, welche, während daß wir speißten, uns erzählte, daß ihr Herr Vater auch keine Fastenspeisen vertragen könnte, und daß er, um diespensirt zu werden, selbst nach Rom gegangen wäre. (Es ist schrecklich, wie man die Menschen behandelt!) das allerdrolligste bey der ganzen Geschichte war, daß die Wirthin, nach der Mahlzeit, in das Zimmer kam und sehr böse wurde, als sie fand, daß wir Fleisch an einem Fasttage in ihrem Hause gegessen hatten.

Der Paß über die Furka und von Obergestelen über den Grimsel nach dem Spital, Guthannen und Meyringen im Canton Bern — Der untere Gletscher an der Furka und der große Gletscher auf dem Grimsel. — Der Nufenen, der Klausberg, die Furka und der Grimsel sind die beschwerlichsten Schweitzer Pässe.

Den 27sten July machten wir von Hospital aus den sehr beschwerlichen **Paß über die Furka**, dieß Jahr vorzüglich beschwerlich, weil vergangenen Winter eine so ungeheure Menge Schnee gefallen ist, *daß er* diesen Sommer an vielen Orten, wo er sonst schmilzt, liegen bleiben wird. Wir mußten eine ganze Stunde lang auf Schnee gehen, der auf der Höhe, auf beiden Seiten sehr tief lag, besonders auf der Urner Seite.

Von Hospital in Urseren Thale bis Realp, ist die Gegend beynahe flach, auch noch nachher ist das Steigen nicht gar be-

schwerlich. Desto mühsamer wird es die letzten zwey Stunden, um so mehr, da wir oft und viel über Schnee gehen mußten. Auf dem obern Theile der Furka, ist die Gegend unaussprechlich öde, traurig, scheußlich, und das auf beiden Seiten: kein Gestrippe, kein Gras, keine von jenen Alpenpflanzen, die wir auf den höchsten Höhen des hohen Kasten (im Canton Appenzoll) fanden. Wo sich die Aussicht ein wenig öffnet, sieht man nichts als hohe Bergspitzen, mit ewigem Schnee bedeckt. Lieber Freund, ich halte es fast für unmöglich, sich eine Vorstellung von diesen Berghöhen zu machen, weil sie mir so gar sehr auffielen, ob ich schon so manche derselben vorher gesehen hatte.

Nachdem man eine Stunde gegen Wallis hinabgestiegen ist, sieht man den untern Gletscher, den ich dießmal ungleich besser gesehen habe, als ehemals; ja ich hab' ihn aus mehreren Gesichtspunkten gesehen, und mich dünkt jetzt, er ist von allen Gletschern, die ich in der Schweitz besucht

habe, der schönste. Vorzüglich schön zeigt er sich von der entgegen gesetzten Höhe, über welche die Straße führt, wenn man die Furka herabkommt.

Vom Gletscher weg, geht der Weg durch ein kleines ebenes Thal, das sich aber bald in entsetzliche Tiefen verliert, über die man hinabkommt. Wir mußten selbst in diesen Tiefen noch einigemal über Schnee gehen, und an mehreren Orten war die Rhone so vollkommen mit einem Schneegewölbe, an manchen Orten viele hundert Schritte lang, bedeckt, daß man so ganz den Gedanken verliert, daß da ein Fluß darunter ist, der in dem Felsenbette wüthet. Die nämliche Schneedecke habe ich auch nachher an mehreren Orten auf der Aar gefunden, und das tief unter dem Spitale.

Den 28sten giengen wir von Obergestelen auf den Grimsel und erreichten das Spital nach 11 Uhr. Sobald wir gegessen hatten machten wir den Weg an den Anfang des großen Gletschers, wo ich besonders das Eisgewölbe bewunderte, aus welchem die

Aar hervorkommt, und das mir dießmal ganz vorzüglich schön vorkam. Auch begnügte ich mich nicht, wie einst, den Gletscher blos zu besteigen, sondern ich machte auf der linken Seite eine ganze Stunde Weges darauf und kam alsdann auf der andern Seite zurück, wo ich gegen das Ende große Veränderungen bemerkte. Der ganze Gletscher ist durchaus mit Steinen bedeckt, von denen ich sonst glaubte, daß es unmöglich sey, daß sie auf irgend eine andere Art dahin hätten kommen können, als durch Herabfallen von den hohen Bergen auf beiden Seiten. Hiervon hat mir nun Herr Wittenbach die Unmöglichkeit bewiesen, ob ich schon große Schwierigkeiten finde, die Möglichkeit zu begreifen, daß der Gletscher diese Steine und Felsen, wovon einige von der Größe einer kleinen Hütte sind, mehrere Meilen weit fort und vorgeschoben habe. Diese Meynung scheint jedoch als wahr anerkannt zu seyn.

Kurz, nachdem wir den 29sten das Spital verlassen hatten, fieng es an zu regnen,

und da wir unsere Pferde über den Schnee, der an einigen Orten durchbrach und andern über den Fluß hieng, nicht reiten konnten, wurden unsere Sättel so naß, daß wir keine andere Wahl hatten, als zu Fuße zu gehen. Es war ein abscheulicher Tag; wir waren durchaus naß, als wir nach 4 Stunden zu Guthanen (im Canton Bern) ankamen.

Ehe ich in meiner Reisebeschreibung fortfahre, will ich noch eine Anmerkung über die vorzüglichsten Pässe in der Schweitz hinzusetzen.

Der Nufenen (von Airolo nach Obergestelen) der Klausberg, die Furka und der Grimsel sind die vier beschwerlichsten Pässe, die ich in der Schweiz gemacht habe: denn den von an der Lenk kann ich nicht rechnen, weil es kein Paß ist, und weil nur ein Zufall, wie der meinige war, einen Reisenden dahin bringen kann. Diese vier also sind die schlimmsten, und sie gleichen einander in mehreren Dingen so sehr, daß ich mir kaum zu sagen getraue, wel-

cher der schlimmste ist. Auch sind sie alle viere innerhalb einer Stunde, von der nämlichen Länge, wenn man nämlich das Hinabsteigen vom Grimsel bis nach Guthannen rechnet, ob man schon lange nachher immer hinabgehen muß. Als ich das erstemal über den Grimsel gieng, schien er mir gar nicht der beschwerliche abscheuliche Paß zu seyn, den ich diesen Sommer fand; auch sah ich damals nur sehr wenig Schnee an der Straße, während, daß wir diesesmal nicht nur von der Höhe bis an das Spital hinab, größtentheils über Schnee gehen mußten, sondern auch noch viel tiefer, unter dem Spitale. Wir fanden hin und wieder Schnee bis nach Guthannen, und selbst tiefer als Guthannen bemerkte ich noch welchen in gewissen Winkeln an der Aar. —

Den 30sten erreichten wir, von Guthannen aus, Meyringen bey guter Zeit. Ich habe Ihnen einst viel von diesem herrlichen Thale geschrieben, aber gewiß nicht alles, was es verdient. Wir blieben den ganzen Tag, und ich hätte noch Nahrung für

einen dritten finden können, ob ich schon in anderthalb Tagen sehr umher gewandelt war.

Canton Unterwalden, der schönste unter den übrigen — Besondere Charakteristik desselben: Viehzucht, Hirten, gemachte Straßen für Fußgänger, Eigenthümlichkeit der Flecken und Häuser. — Saxelen — das Rozloch.

Den 1sten August giengen wir von Meyringen über den Brünig in den Canton Unterwalden: eine für mich neue Scene.

Dieser Paß, der Brünig, hat weiter keine Beschwerde, als daß man steigen und wieder hinabgehen muß. Der Weg führt nicht in die unfruchtbaren Bergregionen; auch hat man weiter keine Aussicht, als an ein Paar Orten auf das Haslithal, welches man fast ganz übersieht, und auf einen kleinen Theil des Brienzersee und die hohen Gebirge, die ihn umgeben. Sobald

man aber eine halbe Stunde wieder bergab gegangen ist, entdeckt man den Lungerensee, und nirgends zeigt er sich schöner, als durch eine Oeffnung, die der Wald macht und nach der man wenig von der Straße weggehen muß. Wir entdeckten diese Aussicht von ohngefähr, denn unser Führer war ruhig vorbeygegangen und wunderte sich in einiger Ferne, daß wir ihm nicht folgten. Unmöglich kann ich Ihnen dieses reizende Thal beschreiben, das einen Eindruck auf mich machte, wie wenig Dinge seit langer Zeit gemacht haben. Man sieht, so wie man weiter herab kommt, mehr von diesem See, aber mich dünkt, nicht unter einem so schönen Gesichtspuncte.

Kaum hat man den Lungerensee ein wenig verlaßen, so entdeckt man den Sarnensee, der ebenfalls überaus schön ist.

Von den dreyzehn Cantonen, die ich nun gesehen habe, war Unterwalden der letzte. Ich fand die erwähnten Seen von Lungern und von Sarnen so schön und überhaupt den ganzen Canton so reizend, daß ich geneigt bin,

ihn in mehreren Betrachtungen für den schönsten der ganzen Schweiz zu halten. Wir erstaunen immer, wenn wir etwas ausfindig machen, worüber wir vorher ganz und gar unwißend waren, und so erstaunte ich denn sehr, daß ich zeither so gar wenig von diesem Canton gewußt hatte. Er ist, wie Ihnen bekannt ist, sehr klein und hat einen ganz eigenen Charackter. Wäre es möglich, das Ideal von Schäfer- und Patriarchenleben zu realisiren, so wäre es vielleicht hier. Die Einwohner treiben keinen Handel, arbeiten für keine Fabricken, bauen kein Getreide: Sie sind ganz Hirten und leben wie Hirten. Da ihr Vieh, ihre Wiesen und ihre Triften ihr ganzer Reichthum, alle ihre Ressourcen sind, so essen und trinken sie, was diese hervorbringen und — sind damit zufrieden. Ich höre, daß sie träge sind und lieber in dieser Art von Armuth leben, (wenn anders der arm heißen kann, welcher hat, was er bedarf) als arbeiten und ihre Lage verbeßern. Sicher ist es, daß in vielen Strichen Getreide gebaut werden könnte; aber der Feldbau ist mühsam,

und ausländisches Brod kann der Unterwaldner nicht bezahlen; und so ißt er wenig oder gar keines. Eben so selten ißt er Fleisch, denn sein Vieh muß er nicht schlachten, sondern verkaufen um sich diejenigen Bedürfniße zu erwerben, die ohne Geld nicht zu haben sind. Indeßen giebt es doch noch Leute von Vermögen unter ihnen, die theils ihr Geld auf Interessen verleyhen, theils ihre Wiesen und Weiden verpachten. Ich habe zu Saxelen, Sarnen und Stanz eine große Menge sehr guter Häuser gesehen, und selbst zu Lungeren und sonst im Lande umher sind die mehresten Häuser überaus gut.

Etwas fiel mir besonders auf, weil ich es in andern Ländern nicht gesehen habe: es sind sorgfältig gemachte und wohl unterhaltene Landstraßen für Fußgänger. Dieß ist so ganz im Geiste dieses Volks, welches wenig mit Packpferden und noch weniger mit Wagen zu thun hat. Auch sind die Straßen für Wagen und Pferde schlecht, die am Lungerensee ausgenommen. vermuthlich weil die-

se letztern zugleich auch die Straße für Fußgänger ist.

Als ich mich dem Sarnensee näherte, fiel mir die Schönheit und Majestät der sehr hohen Berge, die man nahe und ferne um ihn herum sieht, so sehr auf, daß ich mich zum Zeichnen niedersetzte, während daß der Knecht mein Pferd nach Saxelen führte, wo wir zu Mittage speisen sollten. Ich fand, daß ich beynahe noch eine Stunde davon war, die ich aber ganz auf einem Fußwege machte, der wie der schönste Gartenweg unterhalten war und durch lauter Wiesen gieng. Alle diese Wiesen sind voller Obstbäume, so daß das ganze Land wie ein ungeheurer Garten aussieht, der die Gebirge der Alpen zu Gränzen hat, und in welchem die verschiedenen Wohnungen der Landleute wie Gartenhäuser zerstreut liegen.

Zu Saxelen ist ein recht artiges Wirthshaus, wo man Sie, wie es sich von selbst versteht, von Nicolas von der Flue unterhält, dem Wundermanne dieses Cantons, von dem Sie genug in mehreren

Reisebeschreibungen werden gelesen haben. Auffallend war mir es doch, daß der sonst sehr vernünftige Mann, der bey der Mahlzeit aufwartete, uns alle die Wundergeschichten seines (nicht canonisirten) Heiligen mit einem Ernste und einer Angelegenheit erzählte, die mir vollkommen für seinen festen Glauben Gewähr leistete. Ein besonderes Gewicht legte er auf den Umstand, daß der Mann so viele Jahre lang ohne alle Speise gelebt habe. Die Familie existirt noch im Lande und scheint sehr geehrt zu seyn. Sie nennt sich de Flue, ob schon das nicht der Name des Heiligen, sondern seiner Wohnung war, die noch jetzt eine Stunde von Saxelen zu sehen ist.

Die Kirche zu Saxelen verdient gesehen zu werden, weil sie wirklich recht artig ist; dadurch aber, daß sie hier steht, wird sie eine Art von Wunder. Mit unsäglicher Mühe mußten die Einwohner die ungeheuern Steinmassen aus einer beträchtlichen Ferne herbey führen. Mehrere der großen Marmorsäulen sind aus einem einzigen Stücke,

Von Meyringen bis Stanz, wo wir übernachteten, sind zehn Stunden. Eine halbe Stunde vor Stanz verließ ich abermals mein Pferd und gieng über einen Fußweg, der wie der bey Saxelen ist. Er ist kürzer und höher als der Pferdeweg und ich hatte da nicht nur die Aussicht auf einen Theil des Vier Waldstädtensees, auf den Pilatus, die Rigi und so viele andere Berghöhen, die den See umgeben, sondern auch einen herrlichen Genuß an den vielen in den Wiesen zerstreuten Häusern, die einzeln liegen, aber einen Theil von Stanz ausmachen.

Ehe man noch die Gegend erreicht, *liegt*, nicht weit vom Wege, die sogenannte Drachenhöle. Ich würde diese Kleinigkeit nicht erwähnen, wenn sie nicht, nebst vielen andern, ein auffallender Beweiß des vielen Aberglaubens wäre, der sich unter dem Landvolke der catholichen Schweiz noch immer findet. Man glaubt tief in die Gothischen Zeiten des Mittelalters zurück zu sinken, wenn man mit diesen Leuten in Gespräche eintritt. Da erzählten mir mehrere Personen mit Schauder

und Schrecken alle die Geschichten von einem fürchterlichen Drachen, die Sie in frühern Werken über die Schweiz finden. Aber das traurigste ist, daß dieser Aberglaube — es sey nun von der Regierung oder der Geistlichkeit —— beständig unterhalten und genähret wird. Daß man einst zum Andenken des fürchterlichen und endlich überwundenen Drachen eine Capelle baute, wundert mich so sehr eben nicht; aber ich stutzte ein wenig, als ich an diese Capelle kam und fand, daß sie ganz kürzlich und durchaus ausgebessert worden war. Auch sah ich da mehrere der Hauptgeschichten dieses Drachen und seinen endlichen Untergang mit glänzenden Farben ganz frisch und neuerlich gemalt.

Bey Gelegenheit der Lage von Stanz will ich Sie erinnern, lieber Freund, daß es in keinem der demokratischen Cantone eine Stadt giebt. Dieß wußten sie; aber ich muß auch hinzusetzen, daß selbst die Hauptflecken dieser Cantone fast alle einen ganz eigenen Charackter haben, der sich von den Städten sehr unterscheidet. Man findet in diesen Flecken wenig Gas-

sen und selbst diese wenigen Gassen sind nicht ununterbrochen, indem viele Häuser von einem Garten oder einer Wiese umringt sind. Was nun vollends die äuserstsen Theile dieser Flecken betrifft, so liegen die mehresten Häuser zerstreut, d. h. fast ein jedes steht einzeln auf einem Stücke Landes, das dazu gehört. Dies giebt ihnen ein äuserst ländliches, liebliches Ansehen und benimmt ihnen den Zwang und jene Aengstlichkeit, die eine ganz eingeschloßene enge Gaße hat. Da nun auch die mehresten dieser Flecken wenig Handel, Fabricken, Feldbau, Gefährte und dergleichen haben, so haben sie ein äuserst reinliches Ansehen. Auffallend ist es, daß es in den mehresten derselben so viele schöne und ansehnliche Häuser giebt, welche Landedelleuten zu gehören scheinen, ohne daß man jedoch Unterthanen findet.

Den 2ten August giengen wir von Stanz nach Stanzstädt, eine Stunde Weges, nahmen ein Boot und fuhren nach dem sogenannten Rozloch, einem sonderbaren Winkel zwischen Felsen an dem Theile des Vier- Waldstät-

städtersee, welchen man Alpuachersee nennt; es ist im Canton Unterwalden und verdient wohl, daß man eine Spatzierfahrt bey schönem Wetter dahin macht, ist aber berühmter, als es zu seyn verdient.

Uibrigens gehört der Canton Unterwalden unter diejenigen, welche keine Abgaben irgend einer Art entrichten. Sie tragen auf keine Art und Weise zu dem Aufwande bey, der eine jede Regierung, auch eine ganz freye, natürlich nothwendig macht, ja sie sind vielmehr gewohnt, dafür bezahlt zu werden, daß sie sich regieren lassen. In einigen demokratischen Cantonen besitzt der Staat gewisse Weiden, auf welche, einen Theil des Jahres hindurch, ein jedes Individuum eine gewisse Zahl von Vieh schicken kann. Im Canton Uri giebt der Staat dem Volke im Sommer eine gewisse Quantität Salz, welches sie für ihr Vieh brauchen, indem man durchgehends viel Salz verfüttert, welches die Milch, und sodann auch den Käse sehr verbessert. — (Ich habe mehr als einmal von Landleuten gehört, daß sie am Geschmacke

der Milch sogleich erkennen wollen, ob ein Senne viel oder wenig Salz verfüttert.

Die auswärtigen Landvogteyen sind auch in den mehresten demokratischen Cantonen für das ganze Land einträglich; denn derjenige, welcher eine bekommt, hat sie ohngefähr von Volke gekauft. Dieß mag wohl eine der Ursachen seyn, warum die Unterthanen solcher Landvogteyen sagen, daß sie unter ihren Beherrschern aus den demokratischen Republicken immer am meisten gedruckt werden.

Also — ein großer Theil der Schweizer entrichtet schlechterdings gar keine Abgaben. Dieß wäre also ein herrliches Land für diejenigen, welche glauben, die Freyheit *eines* Volkes bestehe darinne, daß es wenig oder gar keine Abgaben bezahle. Aber ich muß doch auch bei dieser Gelegenheit erinnern, daß alle die Völkerschaften, die wenig oder nichts an ihre Regierung zu entrichten haben, die ärmsten in Europa, (nämlich im Ganzen genommen), so wie diejenigen, welche die meisten Auflagen haben, die reichsten sind.

Luzern — Canton und Flecken Schweiz; Einsiedeln — Rapperswyl — Basel — Bern.

Von Rozloch fuhren wir queer über das Wasser nach Winkel im Canton Luzern, wohin ich schon vorher die Pferde in einem größern Boote geschickt hatte. Von Winkel sind zu Lande drey Stunden nach Luzern.

Unsere Beschreibungen von Orten hängen nur zu sehr von unserer Art zu sehen ab, und diese wird oft durch eine Menge kleiner zufälliger Umstände bestimmt. So kann ich z. B. nicht sagen, warum die Stadt Luzern diesesmal ein angenehmeres Bild in mir zurückließ, als das, welches ich von meinem ersten Besuche aufbehalten hatte. Mich dünkt, alles sah diesesmal heiterer, gefälliger, reinlicher aus, und die Aussichten von verschiedenen Theilen der Stadt kamen mir reizend vor.

Auf einer der Brücken hat der General Pfeifer eine Tafel aufgestellt, welche die Höhe und die Richtung mehrerer Berge zeigt,

die man von dem Flecke sehen kann. Auch ist ihre Ferne von Luzern angegeben. Ich will Ihnen diese Höhen, nebst mehreren andern zu schicken, ehe ich die Schweiz verlasse.

Ich besahe abermals die grosse Orgel zu Luzern; aber sie kommt mit der zu Harlem in keine Vergleichung. Die Hauptpfeifen sind hier in der That 38 Schuhe hoch, haben aber kein Verhältniß gegen die ganze Orgel, welche, in Vergleichung mit diesen Pfeifen, klein ist.

Der päbstliche Nuncius zu Luzern verkauft allen Gastwirthen, die dafür bezahlen wollen, die Erlaubniß, Fleisch an Fasttagen zu geben. Es kostet ohngefähr 4 Thaler.

Wir besuchten zu Luzern Herrn Christen, einen jungen Bildhauer aus Unterwalden, dessen Kunsteifer, Genie und frühe Producte, denn er ist äuserst jung, Aufmerksamkeit verdienen.

General Pfeifers Werk, das ich mit vielem Vergnügen wieder sah, enthält

jetzt zweyhundert und zwanzig französische Quadratmeilen von der Schweiz.

Den 3ten August giengen wir zu Lande nach Küßnacht, (im Canton Schweiz) welches in dem Winkel des Vier Waldstädtensee liegt, den man oft den See von Küßnacht nennt. Mich dünkt, der Landweg ist dem zu Wasser vorzuziehen, weil man von den Höhen, über die er führt, eine Menge der herrlichsten Aussichten hat. Nirgends vielleicht hab' ich den Vier Waldstädtensee so schön gesehen oder so viel auf einmal davon.

Eine halbe Stunde über Küßnacht hinaus steht an der Straße nach Schweiz eine der drey Kapellen, die Willhelm Tell zu Ehren errichtet sind. Diese hier ist die schlechteste; die eine Viertelstunde von Altorf, auf der Stelle, wo sein Haus gestanden haben soll, ist die beste; doch alle drey sind, als Gebäude betrachtet, Armseligkeiten.

Ein wenig weiter hinaus erblickt man den Zugersee, dem man sich allmälig nähert, bis man endlich eine beträchtliche Strecke Weges, bis nach Arth, an seinen Ufern macht,

während, daß man die ganze Zeit über zur Rechten den Berg Rigi hat, an dessen Fuße die Straße geht. Diese ganze Strecke Weges bis Arth ist unbeschreiblich schön und im größten Stile.

Von Arth aus ist man eingeschränkt und sieht nur wenig, bis man sich dem Lowerzersee nähert, den ich mit seinen Ufern unter die reizendsten in der Schweiz rechne. Auch hat er eine artige Insel mit den Trümmern eines alten Schlosses. Da dieser See in den hohen Alpen liegt, so können Sie sich die Kühnheit seiner Ufer vorstellen, und doch ist die Gegend zunächst, umher theils waldigt, theils äuserst fruchtbar und angebaut.

Wenn man ihn verlassen hat, öffnet sich allmälig das schöne, reiche, fruchtbare und milde Thal in welchem der Flecken Schweiz liegt, und welches bis nach Brunnen hinabgeht, und da eine Oeffnung in Vier Waldstädtensee macht.

Der überaus schöne, reinliche und mit einer ansehnlichen Kirche gezierte Flecken

Schweiz, die ungeheuren nakten Felsenberge, die sich gerade über denselben erheben, der sanfte Abfall des Thales nach Brunnen, das schöne Grün der Wiesen, die zugleich mit Obstbäumen bedeckt sind; die Bäche, die man überall hinabrieseln hört, und endlich die kleine Ansicht, die man hin und wieder vom Vier Waldstädtensee bekommt, machen diesen Winkel der Erde zu einem kleinen Paradiese. Man rechnet von Luzern nach Schweiz acht Stunden, man kann aber füglich neune rechnen.

Den 4ten Aug. mußten wir ein Stück Weges zurückgehen, ließen hierauf den Lowärzensee zur Linken und fiengen bald darauf an zu steigen. Hier findet man an der Landstraße eine kleine Kapelle an dem Orte, wo Stauffachers Haus gestanden haben soll. Auf der Höhe des Berges sah ich in einiger Ferne der Egerisee, wo die erste Schlacht mit den Oesterreichern vorfiel. —

Die übrige Strecke des Weges nach Einsiedel geht durch ein wildes Land, das dem gleicht, in welchem Einsiedeln liegt

und das denn keinesweges daß Reizende oder die Fruchtbarkeit der übrigen Schweizerthäler hat, die am Fuße der Alpen liegen. Es liegt zu hoch, die Sonne hat hier nicht ihre gewöhnliche Kraft und die Luft ist zu rauh.

Mich dünkt, ich vermißte in dem Kloster zu Einsiedeln unter den Schätzen mehrere große Silbermassen und besonders einige massive silberne Statuen, die ich einst gesehen zu haben glaubte. Ich sagte es dem Geistlichen, der uns führte; allein er wußte nichts davon oder wollte es nicht wissen. Uebrigens fanden wir an diesem Vater Schatzmeister einen Mann von einem stammfesten Glauben, der sehr bereit war, uns der Geschichten mancherley zu erzählen. Ich wunderte mich, daß der Fürst gerade einen solchen Mann bestellen sollte, um Fremde zu führen, unter denen so viel Ungläubige sind: Es sey denn, daß man ihn gerade aus der Ursache gewählt habe.

Wir brauchten nicht drey Stunden, um die Herrlichkeiten von Einsiedeln zu sehen, und so wie wir sie gesehen hatten, wünschte Lord

* * * auch nicht einen Augenblick länger zu bleiben. Ich wünschte es noch weniger und so giengen wir noch denselben Abend fünf Stunden weiter nach Rapperswyl, (im Canton Zürich). Als ich das erstemal hier war, nahmen wir zwey verschiedene Wege, und dießmal nahm ich einen dritten, über den Berg Ezel, vielleicht den schönsten von den dreyen. Die Aussicht von der Höhe des Ezels ist unbeschreiblich schön! Man sieht den obern und untern Zürichersee, den Pfeffiker- und Greiffensee, und ohngefähr alles, was ich Ihnen einst beschrieb, und mehr, da wir über die Höhe herab nach Richtersweyl kamen.

Die Brücke über den See nach Rapperswyl, ist äußerst schlecht und, wenn man ein Pferd zu führen hat, nicht ohne Gefahr. Da die Queerbalken alle locker liegen und sehr klein sind, so werfen sie sich durch die Hitze der Sonne, und stellen eine äußerst ungleiche Fläche dar. Auch bewegen sie sich alle, so wie man darüber geht. Sie ist nicht eine halbe Stunde lang, wie ich öfters gehört habe. Wir brachten 23 Minuten zu, da wir aber

mehreremale ein wenig stehen blieben, so rechne ich ihre Länge gerade eine Englische Meile.

Die Lage von Rapperswyl ist außerordentlich schön, und die Aussicht, die wir des folgenden Tages vom Lindenhofe hatten, ist reizend.

Wir hatten den 5ten August noch sechs Stunden nach Zürich, längs dem See hin, durch ein reiches, fruchtbares, äuserst angebautes und von schönen Dörfern volles Land. Ich ziehe diesen Weg dem auf der andern Seite des Sees auch darum vor, weil man die ganze Zeit über die Aussicht auf den Albis und andere hohe Berge hat, während daß man von der andern Seite ein Ufer sieht, welches verhältnißmäßig sehr niedrig ist.

Den 6ten August verließen wir Zürich, und setzten unsere Reise über Arau, Basel und Solothurn nach Bern fort.

Da es bey dieser Reise gar nicht unsere Absicht ist, Schweizerstädte zu besehen, und noch weniger die meinige, sie zu beschreiben, so erwarten Sie über diesen Artikel ganz und gar nichts.

Indessen muß ich doch bey Gelegenheit von Basel erinnern, daß jetzt in der Kirche zu St. Martin öffentliche Messe gelesen wird, so wie im Städtchen Liestall, im nämlichen Cantone. Merkwürdig ist es, daß St. Martin die Kirche ist, in der die Reformation zuerst ihren Anfang zu Basel nahm.

Zu Bern ist die Grundlage zum neuen Rathhause ein wichtiges Werk. Es hat den Charakter der übrigen Stadtgebäude dieser Republik, einfach, edel und groß. — Die neue Münze ist ein gutes Gebäude, so wie auch das neue Zeughaus.

Auf der Bibliothek ist ein Basrelief von einem Theile des Cantons, von der Hand des Künstlers Weiss.

Ueber die verschieden Arten, die Schweiz zu bereisen.

So oft auch über die verschiedenen Arten, die Schweiz zu bereisen, geschrieben worden ist, so möchten doch vielleicht folgende

Anmerkungen dem Leser nicht unnützlich seyn; wenigstens kommen sie von einem, der Gelegenheit gehabt hat, auf alle mögliche Arten in diesem Lande zu reisen.

Wer mit seinem eigenen Wagen in die Schweiz kommt, muß, da man hier keine Postpferde hat, bey den sogenannten Lohnkutschern von Ort zu Ort welche miethen. Wollte Jemand nur den Theil der Schweiz sehen, den er in einem Wagen besuchen kann, so wäre das Beßte, die Pferde für die ganze Reise zu miethen, weil er alsdann nicht ohne Unterlaß den Rückweg zu bezahlen hätte. Da aber selten Jemand die Schweiz auf diese Art bereist, so muß er an jedem Orte die Pferde nur bis in die Stadt miethen, in der er sich zunächst längere oder kürzere Zeit aufzuhalten denkt. Sonst bezahlte man für jedes Pferd täglich Einen Laubthaler, hin wie her; allein seitdem sind die Preise gestiegen, und selbst seit dem Jahre 1793. sollen sie abermals erhöhet worden seyn.

Wir ließen den Wagen zu Zürich, wo ich 4 Pferde miethete, für die täglich 12 Züricher

Gulden *) bedungen wurden. Zu diesen Pferden gehörte ein Führer, welcher zu Fuße gehen und sich und die Pferde beköstigen mußte; doch war ihm noch täglich etwas für ihn selbst ausgesetzt. Diese Art zu reisen ist ohngefähr die bequemste, und wir durchwanderten die Schweiz einen Monath lang auf diese Art, als wir wieder nach Zürich zurück kamen, und also kein Geld für die Rückreise zu bezahlen hatten.

Von Zürich reißten wir nach Basel, und von da über Solothurn nach Bern, wo wir eine zweyte Alpenreise beschlossen, aber ohne Pferde. Wir hatten nämlich gefunden, daß die Pferde manchen Tag ganz und gar nicht gebraucht wurden. Eins derselben trug unser Gepäcke, und sein Führer gieng beständig neben diesem zu Fuße. Die Folge davon war, daß wir oft eher ankamen, als das Packpferd und gerade dann unsere Wäsche nicht wechseln konnten, wenn ein solcher Wechsel am meisten zu wünschen war. Regnete es, und wir mußten irgend ein Stück Weges zu Fuße machen, so

*) Zehen solcher Gulden machen einen Schildlouisd'or.

wurden die Sättel in dieser Zeit so naß, daß wir nicht wieder aufsitzen, und wir also den übrigen Theil der Tagereise zu Fuße machen mußten. Fällt Regenwetter ein, welches ein paar Tage ohne Aufhören fortdauert, so bleibt man an dem Orte liegen, wo man sich gerade befindet, und die Pferde sind unnütze, wie es auf unserer Reise der Fall zu Wallenstadt war; kommt man aber an Seen, so sind die Pferde nicht nur unnütze, sondern man muß auch ein Ansehnliches für ihre Ueberfahrt bezahlen, welches ihr Eigenthümer sich allemal ausbedingt. Sie über die Berge zu schicken, hat seine Unbequemlichkeiten, wie denn unter andern der Zufall zeigt, der dem Packpferde am Wallenstädter-See begegnete. Allein sehr oft giebt es an diesen Seen ganz und gar keinen Landweg für Pferde, und dann muß man zwey Fahrzeuge haben, weil Niemand gerne auf den insgemein elenden Schweizerbooten mit mehreren Pferden sich einschifft. Als wir nach Pfeffers giengen, blieben die Pferde zu Ragats, und von Gayß giengen sie heute einen Weg, während daß wir den folgenden Tag einen an-

dern nahmen. Kommt man einen steilen Berg herab, so wird sich Niemand leicht einem Stadtpferde anvertrauen, und so geht man zu Fuße; bergauf aber geht man eben so oft zu Fuße, theils aus Menschlichkeit, weil die Wege öfters sogar steil sind, theils auch, weil es unbequem ist, auf einem sehr steilen Wege mehr in den Steigbügel zu stehen, als auf dem Sattel zu sitzen. Auf dem Schnee sind sie ohngefähr eben so unbrauchbar, weil ihre spitzen Füße, auch ohne die Last des Reiters, sehr tief einsinken. Auf allen beschwerlichen Pässen mußte ich immer wieder einen Führer miethen, und dieser war gewöhnlich damit beschäftiget, daß er beym Herabsteigen das Packpferd beym Schwanze zog. Die gelegentlichen Führer, die wir an mehrern Orten nahmen, machten unverschämte Preise, weil sie wußten, daß wir ihrer bedurften. Zu Hospital am Gotthardt verlangte der Hausknecht drey halbe Laubthaler, um uns über Furka zu führen, und ließ uns lieber ohne ihn abgehen, als daß er etwas von seinem Preiße nachgelassen hätte. Die Wirthe sind mit diesen Leuten häufig im Ver-

ständnisse, sagen, es sey der allgemeine Preis, behaupten, daß sie keinen andern Führer finden könnten, und was dergleichen mehr ist. Endlich läßt man sich durch Pferde abhalten, das und jenes zu sehen, über diese und jene Berghöhe zu gehen, weil man träge wird, mit sich selbst handelt, und am Ende sich aus Bequemlichkeit lieber auf das Pferd setzt, weil dieses doch einmal da ist, als einen beschwerlichen Weg zu Fuße macht, während daß das Pferd den bequemern Weg leer macht.

Eine dritte Art, in der Schweiz zu reisen, ist, daß man keine Pferde für die ganze Reise mit sich nimmt, sondern sie blos von Ort zu Ort miethet. Da ich einst *auch auf* diese Art gereißt bin, weiß ich, daß sie noch weit mehr Nachtheiliges hat, als die vorhergehenden. Freylich hat man alsdann keine Pferde über die Seen zu führen und sie also nicht unnöthig zu bezahlen; auch wird man nicht abgehalten, über irgend eine Berghöhe zu gehen, über die man Pferde nicht bringen kann, weil man alsdann keine miethet, sondern ohne weiteres den Paß zu Fuße

macht.

macht. Dafür aber muß man für jedes Pferd, das man nimmt, auch die Rückreise bezahlen, und wenn Sie erst gegen Mittag einen Ort verlassen, um Abends anzukommen, müssen Sie zwey volle Tagereisen bezahlen. Auch ist der Preis dieser Pferde mehrentheils unverschämt hoch, und, da man sie so oft an kleinen Orten nehmen muß, sind sie höchst elend, weil man keine Wahl hat. Ueberdieß wird man noch auf mancherley Art dabey hintergangen, hat ohne Unterlaß mit trügerischen Leuten einen frischen Handel zu schließen und mit Knechten zu thun, die, weil sie nur kurze Zeit bey Ihnen sind, es nicht ihrer Mühe werth achten, sich Ihnen gefällig und angenehm zu machen. Und endlich begegnet es Ihnen gelegentlich, daß Sie ganz und gar keine Pferde finden, wenn Sie gerade am ungernsten zu Fuße gehen wollen.

Diese verschiedenen Schwierigkeiten und der damit verknüpfte Geldaufwand sind denn Ursache, daß die allermehresten, die eine eigentliche Alpenreise machen, zu Fuße gehen. Auf diese Art ist, ist man denn freilich sehr

unabhängig; allein, es finden sich drey Beschwerden dabey, die so manchen zurückschrecken. Die Ermüdung, beständig zu Fuße zu gehen, wäre vielleicht noch die allergeringste! Weit beschwerlicher sind die elenden Wirthshäuser; in denen ein Fußgänger übernachten muß, weil er des Tages weniger Weg zurücke legt, als ein Pferd, folglich den Ort seiner Bestimmung sehr oft nicht wählen kann, sondern an diesem oder jenem Orte bleiben muß, weil er zu müde ist, um weiter zu gehen. Es klingt recht schön und dichterisch, zu sagen, der wahre Freund der Natur, der wirkliche Bewunderer des Großen und Schönen müsse über alle *unedle* Sinnlichkeit erhaben seyn, könne süße Ruhe auf dem Strohlager und herrliche Nahrung in einer Schüssel voll Schweizermilch finden. Das mag nun recht schön seyn für den eigentlichen Bewohner der Alpen; ja, ich habe selbst einst so gesprochen, und der Himmel weiß, ob ich nicht auch wirklich auf kurze Zeit so gedacht habe. Aber so viel weiß ich noch sehr genau, daß selbst in den Tagen meiner enthusiasti-

chen Bewunderung der Natur und meiner sentimentalesten Anhänglichkeit an Simplicität, an Hirten und an sogenanntes Patriarchenleben, ein gutes Wirthshaus mir immer recht herzlich willkommen war, und daß mir ein bequemes Bette, ein erträgliches Glas Wein und eine wohlbereitete Mahlzeit nie süßer und willkommener war, als wenn ich eben in diesen herrlichen Alpen mich recht ermüdet hatte. So wie die mehresten Menschen, die die Schweiz zu ihrem Vergnügen bereisen, erzogen sind, wird eine lange Fußreise so viel Beschwerde für sie haben, daß ein Theil des wirklichen Genusses ihnen gelegentlich dadurch verbittert wird. Daß selbst die entschiedensten Fußreisenden noch immer für ein gutes Wirthshaus sehr empfindlich sind, schließe ich aus den langen Tagereisen, die sie so oft machen, eben um ein erträgliches Wirthshaus zu erreichen. Die letzte Hauptbeschwerde bey diesen Fußreisen ist, daß die Führer sich nie mit vielem Gepäcke beladen wollen; sie sind vortrefliche Fußgänger, aber sehr schlechte Träger: Und so muß der Reisende auf täglichen

Wechsel von Wäsche und Linnenkleidung, so wie auf so manche andere Bequemlichkeiten, an die er gewöhnt ist, Verzicht thun, so daß, wenn er etliche Wochen nach einander so existiret hat, er sich mehrentheils wieder nach einer Veränderung sehnt.

Als wir Bern verliesen, um eine zweite Alpenreise zu machen, schlug ich vor, die Art und Weise gar nicht zu bestimmen, sondern alles zu nehmen, wie es kommen würde, in Kutschen und Karren zu fahren, bald in einem Boote über einen See zu setzen, bald zu Fuße zu geben, bald zu reiten.

Auf Ersparniß war es bey diesem Plane gar nicht angesehen, denn der Aufwand kam hier in keine Betrachtung; auch fand es sich am Ende, daß er nicht eben sehr öconomisch war. Alles, was wir bekamen, war äuserst schlecht, und die Preise, die ich bezahlen mußte, waren ungeheuer. Von Riggisberg nach Freyburg verlangte man für eine kleine Chaise mit einem einzigen Pferde 5 Laubthaler, um an einem Sonntage Vormittags 6 Stunden Weges nach Freyburg zu machen. Die

Leute, die unser Gepäcke von Ort zu Ort trugen, wenn wir zu Fuße giengen, waren eben so unbillig in ihren Forderungen; und klagten dann noch auf dem ganzen Wege über ihre Last. Gleichwohl hatten wir dieses Gepäcke um ein Beträchtliches vermindert, weil wir auf der ersten Reise wirklich das und jenes mit uns geführt hatten, das uns unnütze war. Auf diese Art besuchten wir Lauterbrunnen und Grindelwald, umgiengen den Thunersee auf seiner westlichen Seite, umwanderten dann die Gebirge des Siebenthales und des sogenannten Oberlandes, kamen nach Freyburg, von da an den Murtersee, über welchen wir nach Anet oder Eis giengen, wohin ich den Wagen aus Bern kommen ließ.

Nun noch ein Wort über Schuhe. Man räth gewöhnlich dem Fremden, der die Schweiz zu Fuße bereisen will, sich starke Schuhe mit einer dicken Sohle machen zu lassen, und diese auch wohl noch mit Zwecken zu beschlagen. Ich habe sie auch einst getragen. Solche Sohlen geben niemals nach und brennen die Füße; die Zwecken glitschen auf den

Felsen ab, und nie habe ich etwas beschwerlicheres gekannt. Ich ließ auf einer andern Reise die Zwecken weg und behielt blos sehr dicke Sohlen; aber meine Füße wurden beständig gebrannt. Endlich fand ich, und habe es auch dießmal wieder gefunden, daß diejenigen Schuhe die bequemsten sind, die denen, die man gewöhnlich trägt, am nächsten kommen, d. h. gute wohlgemachte Schuhe mit einer Sohle, die ein wenig, und nur ein wenig stärker ist, als die, welche man beständig zu tragen gewohnt ist.

Vierter Brief.

Fortsetzung der Reise durch die Schweiz.

Reise von Bern nach Lauterbrunnen und von da bis mitten in das Herz der Berner Alpen. – Der Staubbach und andere Waßerfälle.

In meinem letzten Briefe, lieber Freund, brachte ich Sie auf meiner Reise bis Bern. Nachdem ich hier die schönen Gegenden mehr als je vorher besehen, auch mit den Herren

Sprüngly und Wyttenbach Bekanntschaft gemacht hatte, wovon der erste eine sehr vollständige Sammlung von Schweizervögeln, der andere aber ein Naturaliencabinet hat, das für Helvetiana sehr wichtig ist, außerdem daß er selbst ein äuserst interessanter und verdienstvoller Mann ist, verließen wir diese Stadt den 19ten August und giengen über den Thunersee nach Unterseen.

Ich bestieg hier einen Hügel, der nahe bey Interlachen und also zwischen den beiden Seen liegt, von dem man eine reizende Aussicht hat. Man sieht beide Seen, und das schöne fruchtbare Thal sticht sonderbar gegen die ungeheuern Gebirge ab, die es von allen Seiten umgeben.

Den 20ten giengen wir nach Lauterbrunnen, wo ich noch den nähmlichen Geistlichen fand, bey dem ich schon vor vielen Jahren einmahl wohnte. Des Nachmittags besah ich den obern Staubbach, der mir jetzt noch merkwürdiger ist, als der untere, nachdem ich so gar viele Waßerfälle gesehen habe, die dem untern entweder gleichkommen oder ihn über-

treffen. Wenn man den Staubbach von unten besieht, so scheint er aus den Wolken zu kommen, denn man sieht nicht über die perpendikulare Felsenwand hinaus, von der er herab fällt. Macht man aber eine Stunde Weges seitwärts auf den Berg hinauf, so findet man über dieser Felsenwand einen großen Wald, der sich eine gute Strecke längs des steilen Berges hinauf zieht. Erst über diesen Wald hinaus kommt man an den obern Fall des nämlichen Baches, der sich auch hier über hohe, romantische Felsen herabstürzt und noch das Sonderbare hat, daß man innerhalb des Wassers, d. h. zwischen dem fallenden Bache und der Felsenwand, ganz trocken von einer Seite zur andern gehen kann. Ich habe wirklich, aber mit vieler Beschwerde und vielleicht einiger Gefahr, diesen Paß gemacht.

Ich gieng nun auch über diesen obern Fall hinauf und fand noch immer eine unabsehbare Berghöhe. Es fiel mir auf, auf einer solchen Höhe einen ziemlich guten Weg zu finden, da ich wußte, daß über diesen Berg kein Paß

geht, und ich erfuhr, zu meinem Erstaunen, was ich wirklich nie gewußt habe, daß dieser Weg zu einem Dorfe führt, das in der That auf einer traurigen, unwirthlichen Höhe liegt. Ich sahe es, von andern Höhen, den folgenden und nachfolgenden Tag. Es steht mit der übrigen Welt in keiner Verbindung, als durch das Lauterbrunnen-Thal, in welches es zwey Pässe hat, den einen, auf welchem ich jetzt war, und einen zweyten, der eben so schlimm ist und den ich nachher beschreiben will.

Den 21ten machten wir von Lauterbrunnen aus eine Bergreise, die ich unter die interessantesten meines Lebens rechne, in eine Welt, von der wenig derjenige sich träumen läßt, der, wie ich einst, blos das Thal, den Staubbach und die Grotten besucht. Da man gewöhnlich dreyzehn, 14. und selbst 15. Stunden zu dieser Tagereise braucht, so sorgte ich für Pferde, um wenigstens da zu reiten, wo man kann, das heißt, vom Pfarrhause bis an das Bergwerk, welches 2. kleine Stunden davon ist und wo man, wie ich höre, unter andern auch etwas Silber findet.

Anfangs geht man eine gute Stunde lang auf fast ganz ebenem Wege bis an das Ende dieses höchst interessanten Thales, dann steigt man bis an das Bergwerk, wo man die Pferde läßt. Von hier aus wird der Weg sogleich beschwerlich und äuserst steil; aber man wird reichlich belohnt, indem sich mit jedem Schritte die entgegen gesetzten Gebirge mehr und mehr erheben. Hier sieh man nun die Jungfrau, das Großhorn, das Breithorn und endlich den Tschingel in ihrer fürchterlichen nakten Größe; hier ist man so ganz im Hezen der Alpen, der fürchterlichsten und majestätischsten Alpen. Der Schmadribach kommt aus Eis und Schnee hervor, stürzt sich dann über nakte Felsen, auf denen er sich in eine Menge Arme vertheilt, bis endlich in der Tiefe sein weißer Schaum mit dem schwarzen Fichtenwalde einen sonderbaren Contrast macht. Wir giengen bis ganz hinter an den Ort, wo die Lütschenen aus einem Gewölbe von Eis kommt, ohngefähr wie die Aar auf dem Grimsel.

Von hier giengen wir noch höher, bis wir an einen See kamen der freylich so klein ist, daß man ihn an jedem andern Orte einen Teich nennen würde. Es ist das kälteste Waßer, das ich je gefühlt habe und es hat keinen sichtbaren Ablauf. Hier ist man von mehreren Gletschern umgeben, denen man ziemlich nahe ist. Während daß wir unser mitgebrachtes Mittagseßen verzehrten, schöpften wir Wasser aus dem See, das ich so kalt fand, daß ich es nicht eine Minute lang in der Hand halten konnte. Dieser See ist das non plus ultra der Reisenden, von denen nur sehr wenige hierher kommen.

Wenn sich der Ertrag nach dem Umfange der Besitzungen rechnen ließe, so müßte die Pfarre von Lauterbrunnen die reichste in Europa seyn Dieser Strich Landes, den ich so eben beschrieben habe, ein Umfang von vielleicht 30. bis 40. deutschen Quadratmeilen gehört zu dieser Pfarrey; und der jetzige Geistliche verpachtet sie für etwan – achtzehn Schildlouis d'or jährlich. Wenn Sie das Land sähen, so würden Sie sich wundern, nicht darüber, daß

er nicht mehr dafür bekommt, wohl aber darüber, daß irgend Jemand es pachtet. Allein in der Schweiz wird alles benutzt, und die kurzen, magern Gräser, die hier zwischen Schnee, Eis und Felsen erscheinen, werden von Heerden abgeweidet, die von der andern Seite des Brienzer-Sees kommen und gegen Ende des Sommers ihre Rückreise nach Hause machen.

Wir kehrten nun den nämlichen Weg bis an das Bergwerk zurück (drey gute Stunden) wo wir unsere Pferde wieder fanden. Allein wir ritten nur eine kleine Strecke, ließen sie ins Thal hinab führen, und giengen zu Fuße links an einem Berge hin, wo wir einen der schönsten Waßerfälle sahen. Man nennt den Bach Sephi-Lütschenen und nahe dabey geht der zweyte Paß auf das Dorf über den Staubbach hinauf, von dem ich weiter oben geredet habe. In der Tiefe fanden wir unsere Pferde wieder, die uns an den Fall des Myrrhenbachs brachten, der von der nähmlichen Felsenwand herab fällt, über die

der Staubbach sich stürzt, und auch an Höhe ihm wenig nachgiebt.

Ich übergehe verschiedene andere Wasserfälle, die alle fast eben so hoch sind und nenne blos den Trimmelbach auf der entgegengesetzten Seite, welcher sehr beträchtlich ist, von dem Eise und dem Schnee der Jungfrau herabkommt und ein sonderbares wundersames Bette im Felsen sich ausgehölt hat, so daß man, um ihn zu sehen, ihm ganz nahe kommen muß.

Wir brachten mit der ganzen Expedition, die etwan fünf deutsche Meilen seyn mag, nicht viel über zwölf Stunden und zu langten hierauf wieder in Lauterbrunnen an.

Reise von Lauterbrunnen nach dem Grindelwald und von da über Zweylütschenen, Leusingen, Aeschi, Wimmis &c. nach Freyburg.

Von Lauterbrunnen nach Grindelwald sind vier Stunden auf dem Thalwege, dem wir bey einer vorigen Reise folgten und den man zu

Pferde sowohl als in einem kleinem Wagen machen kann. Allein es giebt auch einen Weg über die Berge, welcher 2. bis 3. Stunden weiter, unendlich beschwerlicher aber auch um so viel interessanter ist. Dieß ist der Weg, den wir den 22ten Aug. machten, und dieser Tag gehört unter die schönsten Genüße, die ich diesen Sommer gehabt habe.

Anfangs ist der Weg eine ganze Stunde lang beständig bergauf und sehr steil. Ich erstaunte, auf diesem ganzen Wege die schönsten Wiesen, Weiden und Bäume zu finden, noch mehr aber, als ich in das Dorf Wengen kam, welches auf dieser Höhe liegt, und um welches herum ich nicht nur das schönste Grün fand, sondern auch eine Menge großer und schöner Ahornbäume. Sie können leicht glauben, daß wir diesen steilen Weg nicht in einer Stunde machten; wir ruhten oft aus und sahen uns um: und da erhoben sich denn allmälig jene hohen Gebürge, die man im Thale gar nicht sehen kann, und die Felsenwand, welche sie ver-

birgt und tausend Schuh hoch ist, wird allmälig niedrig und man findet, daß sie nicht der vierte Theil der Höhe des Berges ist. —

Eine Viertelstunde über Wengen hinaus, sahen wir eine außerordentliche Scene! Ein Theil der obern Felsenberge, hat sich abgelößt und ist in ungeheuern Massen herabgekommen. uDie wilden Wasserströme, die in den Alpen so gewöhnlich sind, haben, bis in eine Weite von vielleicht *einer halben* Stunde vom Berge, eine solche ungeheure Menge dieser Felsenstücke herabgetrieben, daß ich wirklich glaube, daß eine ansehnliche Stadt sich daraus bauen ließ. Der ganze Weg und eine große Strecke Landes *war* damit bedeckt. Einige sind so groß, wie eine mäßige Hütte und liegen so übereinander gehäuft, und das in Gegenden, wo der Abfall eben nicht sehr jähe ist, daß ich nicht wußte, ob ich mehr über diese wilde Scene von Verwüstung oder über die fürchterliche Macht des Wassers erstaunen sollte, das solche Felsenmassen in Bewegung setzen konnte. Es ist ein scheußlicher Anblick und

doch so groß, so unendlich groß, daß wir beyde lange mit stummen Staunen dabey verweilten. Die jetzt lebende Nachbarschaft erinnert sich noch der Zeit, als diese Felsen herabkamen; aber künftige Zeitalter werden sie anstaunen und die Art sich nicht erklären können, wie sie dahin kamen. Es ist so gar schwer, die Kräfte der Natur in den Alpen zu berechnen. Alles ist hier so unendlich groß, daß die größten Verheerungen oft kaum eine Spur an dem Orte zurück lassen, wo sie sich anfiengen. Vergebens suchte mein Auge den Fleck an den Bergen, von den diese Felsen sich losgerissen hatten! Freilich bemerkte ich, daß an einem der höhern Berge sich etwas losgerissen hatte; aber das Fleckgen, das sie da schienen eingenommen zu haben, war so ganz außer allem Verhältniße mit dem, was ich unten vor mir sahe.

Von Wengen weg wird das Land steiler und wilder, man sieht immer mehr und mehr Berge, die wir den Tag vorher besucht hatten und nähert sich der Jungfrau,

die zwischen dem Lauterbrunnen Thale und dem Grindelwalde auf diesen Bergen sich erhebt. Sie besteht ganz aus Eis, Schnee und Felsen, die vollkommen kahl und an den mehresten Orten so steil sind, daß selbst der Schnee nicht darauf haften kann. Ihre Gletscher machten die ganze Zeit über ein entsetzliches Donnern, indem sie sich entweder spalten, oder große Stücke von oben herab werfen. Wir lagen eben auf dem Boden und beobachteten in freudigem, ruhigem Genusse den Trimmelbach, welcher hier auf der Höhe über eine senkrechte Felsenwand sich herabstürzt, als auf den obersten Höhen eine ungeheure Masse von Eis sich losriß. Mit entsetzlichem Krachen stürzte es über den Gletscher, zerschlug alles um sich her und kam dann in einer ungeheuern Staubwolke an den Ort, wo der Bach sich über den Felsen stürzt, dessen Weg es nahm. Durch einen Fall von mehreren tausend Schuhen war die ganze Masse von Eis und Schnee in Staub verwandelt, und kam wie ein Fluß über den Felsen herab, aber so dicke,

daß es vielleicht dreyßig- bis funfzigmal dicker war, als der Bach. Es war ein prächtiges Schauspiel!

So wie man, der Jungfrau nahe, seinen Weg weiter fortsetzt, zeigen sich allmählig die Gebirge, die man im Grindelwalde sieht, das ist: der Mönch, der Eiger, der Engelberg mit dem Schreckhorn auf seinem Rücken und endlich das Wetterhorn. An dem Orte, wo die Weiden des Lauterbrunnen-Thales und des Grindelwaldes sich scheiden, ist dieses Schauspiel am schönsten, vielleicht das schönste, das ich in dieser Welt gesehen habe. Denn ausser diesen Bergen, die unter die Höchsten der alten Welt gehören, zeigen sich auch die beyden Gletscher des Grindelwaldes, und zu Ihren Füßen liegt das schöne fruchtbare Thal dieses Namens, während daß sich, darüber hinaus, der große Scheideck erhebt, über dessen Rücken man einige Berge von Unterwalden sieht. Aber desto kleinlicher und unbedeutender kam mir nun der Grindelwald vor, als wir nach 3 Uhr hinabkamen. Einer un-

serer Begleiter sagte, es lohne sich nicht der Mühe, hieher zu kommen, ohne zu bedenken, daß eben unser Hieherkommen die Ursache war, warum wir ihn so unbeträchtlich fanden. Die beiden Gletscher haben, seit ich sie zuerst sahe, ausserordentlich abgenommen und der untere ist ganz schmutzig, gelbgrau und unansehnlich.

Es läßt sich also nicht mehr vom Grindelwalde sagen, daß man Blumen, Gras, und Erdbeeren mit der einen, und Eis mit der andern Hand berühren könne. Die Gegend des Grases und der Blumen und das Eis sind jetzt in beträchtlicher Ferne von einander und zwischen innen ist nichts als Verheerung und traurige Oede. Wenn ein Gletscher sich zurückzieht, d. h. mit andern Worten, schmilzt, so läßt er eine solche Masse von Felsen, Steinen, Sand und Schmutz, zurück, daß kein Gewächs da zum Vorschein kommen kann. Der Anblick ist also überaus unangenehm und traurig. Ueberdieß, wenn ein Gletscher im Abnehmen ist, sieht er allemal gelb und schmutzig aus, wel-

ches itzt der Fall mit dem untern Gletscher ist. —

Wir hatten keine Lust, den folgenden Tag im Grindelwalde zu bleiben. Wir machten uns frühzeitig auf den Weg, ob wir schon keine Pferde fanden und giengen (drey Stunden) nach Zweylütschenen, ein Dorf, in dessen Nähe die Grindelwalder Lütschenen und die von Lauterbrunnen sich vereinigen.

Nicht weit davon ist ein trivium, wo die Wege sich scheiden und nach Grindelwald, Lauterbrunnen und Unterseen gehen. Wir ließen den letztern Ort eine halbe Stunde rechts liegen, folgten einige Zeit dem Ufer des Thunersees, und kamen gegen 2 Uhr nach Leusingen, ein Dorf, das auf einer Höhe am See liegt. Hier fanden wir bey dem Wirthe aus Durlach ein gutes Mittagsessen, blieben bis 5 Uhr und giengen dann noch nach Aeschi, welches, ungleich höher, eine gute Stunde vom See liegt. Wir hatten nun acht Stunden Weges zu Fuße gemacht und nie war Ruhe mir erwünschter. Das Wirthshaus war aber

das schlechteste, das ich je in der Schweiz gesehen und die Betten so, daß wir zum erstenmale uns weigerten, an einem Orte zu schlafen. Wir schickten zum Geistlichen, der nicht gewohnt ist, Fremde zu bewirthen, uns aber doch drey schöne Zimmer und vortreffliche Betten gab. Des folgenden Morgens fand ich auch die Lage dieses Hauses entzückend: eine herrliche Aussicht, die . . . .

Aber ich bin müde, schöne Gegenden zu beschreiben, oder vielmehr ich finde mich jetzt dazu nicht vermögend, um so mehr, da ich Ihnen noch den ganzen Weg von Leusingen nach Aeschi zu beschreiben hätte, eine Strecke Weges, die ich unter die schönsten und herrlichsten in der Schweiz rechne. Sie ist den Reisenden fast ganz unbekannt, weil die mehresten den Weg zu Wasser über den See machen, und doch will ich sie nicht beschreiben; nur sagen will ich, daß man zu wiederholtenmalen die Seen von Thun und Brienz zugleich sieht, mit allen den Bergen umher, und das in einem grünen äuserst fruchtbaren Lande. So wie man die Höhe von Aeschi erreicht hat,

so sieht man auch jene gräußlichen Alpen, welche die Gränze von Bern und Wallis machen, die Gegend von Frutigen und Kandelsteg, Blümlisalp, gegen Adelboden ꝛc. während daß zu Ihren Füßen der Riesenmäßige Niesen sich erhebt, der einen großen Theil der Gebirge des obern und untern Simmenthales versteckt.

Die Gegend von Aeschi ist außer der Schönheit, auch noch in manchen Betrachtungen und besonders in Rücksicht auf mehrere Bergpässe interessant. Es liegt eine kleine Strecke über dem Fuße des Niesen, zu dessen Rechten sich Wimmis zeigt. Dichte bey Wimmis ist eine kleine Oeffnung, durch welche man in das untere Simmenthal, und so weiter nach Weißenburg, Oberwyl, Boltingen, von welchem letztern Orte ein Paß über die Berge geht, nach Jaun im Canton Freyburg. Höher hinauf ist Zweysimmern, wo das Thal sich theilt, nnd der eine Weg nach Sanen, Rougemont, die Dent de Jaman und das Pays de Vaud führt, der andere nach der Lenk.

Auf der linken Seite des Riesen ist ein Paß nach Adelboden, der fast nie von Reisenden besucht wird. Noch weiter links kommen Sie an den großen Paß über die Gemmi durch Frutigen, welches drey Stunden von Aeschi ist. Nahe bey Frutigen ist der Eingang in das Gasterthal, das vielleicht nie beschrieben worden ist, das sehr wenige je besucht haben, und welches, wie ich zu Bern kürzlich hörte, es doch so sehr verdienen soll. Aber es hat keinen Paß; wer hinein gehet, muß den nämlichen Weg wieder zurück kommen.

Den 24sten August gieng ich, noch immer durch eine schöne Gegend und in der Nähe des Riesen nach Wimmis, wo ein Schloß sich schön auf der Anhöhe zeigt, und kurz, wo die ganze Gegend so schön ist, daß Aberli eines seiner beßten Blätter davon geliefert hat. Es ist eins von den zwey letzten. — Hier fand ich einen Wagen mit einem Pferde, welcher uns bis Blumenstein (drey Stunden) fuhr. Man forderte 18 Französische Livres und ich mußte 12 bezahlen, weil wir wirklich von gestern müde waren und des Wagens bedurften.

Bey Wimmis ist eine enge Oeffnung in die Berge, aus denen die Simmen und Sibnen hervorrauscht; und hier ist es, wo der Eingang in die Thäler ist, die man das obere und untere Simmenthal nennt. An der Ausenseite dieser Gebirge oder Alpengelände wanden wir uns nun herum über Stocken bis Blumenstein durch eine Gegend, die ebenfalls selten von Reisenden besucht wird. Diese Kette von ungeheuern hohen Bergen zieht sich an der Landvogtey Schwarzenburg hin in den Canton Freyburg, stößt endlich an die Dent de Jaman und endet bey Villeneuve, Aigle und Bex, wo die Walliseralpen anfangen.

Blumenstein hat eine artige Lage und ein Bad, auch eine schöne Aussicht auf die Berner Alpen. Von hier geht ein Fußpfad in das Simmenthal nach Weissenburg, wo ebenfalls ein Bad ist. Was aber dieß für ein Paß ist, können Sie daraus abnehmen, daß man einen Theil des Weges über Leitern machen muß.

Abends giengen wir (anderthalb oder zwey Stunden) nach Riggisberg, wohin

der Weg, obschon in der Nähe hoher Gebirge, ziemlich eben ist. Ich sah ein schönes Schloß auf einer beträchtlichen Höhe, und hörte es sey Burgisstein, dessen Besitzer ein Herr von Grafenried ist, den ich einst kannte und dem ich jetzt einen Besuch machte. Der Rittersitz gehört, als solcher, unter die besten des Cantons Bern und die Aussicht ist weit und unbeschreiblich schön.

Den 25sten giengen wir nach Freyburg, sechs gute Stunden. Ich miethete einen Wagen mit einem Pferde. Der Mann forderte fünf Neue oder Laubthaler, und es war nach langem Ueberlegen und auf Zureden des Wirthes, daß er für einen Louisdor (4 Neue Thaler) fuhr. Bis Schwarzenburg ist die Straße noch erträglich, aber dann wird sie sehr schlecht, und man sieht es ihr an, daß sie selten besucht wird. Und doch ist die Gegend romantisch und interessant. Auch sieht man das sonderbar und schön gelegene Bad Gurnickel in der Ferne, welches im hohen Sommer sehr besucht wird.

Von Freyburg über Cotterd (bey Avenche) Anet, Erlach u. s. w. nach Lausanne.

Freyburg ist eine überaus artige, reinliche kleine Stadt, mit vielen sehr guten Häusern. Auch zeigen die Straßen umher, die öffentlichen Plätze und die Spatziergänge, daß sie die Hauptstadt eines Cantons ist, in welchem Ordnung, Aufmerksamkeit und Wohlstand herrscht.

Den 26sten Aug. verließen wir Freyburg auf der Straße nach Payerne, die überaus gut ist; allein da unser Weg nach Avenche gieng, mußten wir bald einen Nebenweg nehmen, der denn schlecht genug ist, aber durch ein freies interessantes Land führt.

Eine Stunde von Avenche liegt, nahe am Ufer des Murtersees, das kleine Dorf Cotterd, welches unser Ziel war. Hier brachten wir zwey Tage in einem Hause zu, dessen Lage überaus schön ist. Man sieht aus demselben einen großen Theil der Berner Alpen, die lange Kette der Voralpen oder Alpen-

gelände, die das Simmenthal einschliessen, und den Montblanc, nebst einer grossen Strecke desjenigen Landes, das zwischen den Alpen und dem Jura liegt.

Ich glaube, ich habe Ihnen schon sonst geschrieben, daß diese ganze Strecke Landes freylich wohl auch bergigt ist, daß es aber in Vergleichung mit den Alpen und dem Jura beynahe zur Ebene wird, und daß man z. B. von der Dent de Jamon diese Hügel und Berge wenig bemerkt, während daß, am entgegengesetzten Ende, der Jura sich wie eine hohe Mauer erhebt und weit über alles hervorragt, was zwischen *ihm und* den Alpen liegt. Ein solches *Land* ist denn ganz vorzüglich gemacht, weite Aussichten zu gewähren; denn überall, wo man auf die höhern dieser Hügel kommt, übersieht man alles, was ringsumher liegt, und findet sich blos durch den Jura und die Alpen begränzt. Das Land zwischen dem Murter- und Neuenburgersee ist ein solcher Bergrücken, der sich bey Avenche allmählig erhebt und gen Norden gerade über der

Broye (wo sie nämlich aus dem Murter- in den Neuenburgersee läuft,) seine höchste Höhe erreicht. Diese Höhe, die an sich nicht viel sagen will, bestiegen wir den 27 sten und die Aussicht war ausserodentlich. Als wir allmählig auf dem Rücken hinaufstiegen, sah ich die Seen von Murten, Neuenburg und Biel, und auf der höchsten Höhe ohngefähr alles, was zwischen dem Jura und den Alpen liegt. Diese höchste Höhe hat noch das Sonderbare, daß sie auf einmal ohne alle Vorbereitung fällt, denn die ganze Seite, an deren Fuß die Broye aus dem Murter- in den Neuenburgersee läuft, ist an manchen Orten beynahe senkrecht. Das Land aber, daß Sie da gerade zu Ihren Füßen sehen, ist, bis in die Gegend von Anet (Eis) und gegen Cerlier (Erlach) nicht nur ein Thal, sondern eine so niedrige Ebene, daß der größte Strich davon während des größten Theiles des Jahres unter Wasser ist. Ich schließe daher, daß der Murter- und Neuenburgersee sonst mit einander verbunden waren, und mein

Glaube wird durch die Tradition bestätiget, daß der Murtersee bis an die Mauern des alten Aventicum (Avenche) gieng, welche jetzt eine halbe Stunde davon entfernt sind. – War aber der Murtersee, an der Seite von Avenche, hoch genug, um bis an die Stadtmauern zu reichen, so mußte er das ganze niedrige Land, das sich itzt zwischen dem Murter- und Neuenburgersee findet, bedecken. Wir giengen von dieser Höhe nach Motier herab, wo wir ein Boot nahmen und nach Cotterd zurückkehrten.

Den 28sten August machten *wir den* nämlichen Weg zu Wasser, nur weiter bis nach Sugy am Ende des Murtersees, wo wir ausstiegen, und durch die flache Gegend nach Anet giengen, welches denn wieder auf einer Höhe liegt. Anet oder Eis ist auf der Landstraße von Bern nach Neuenburg, und so schickte ich Pferde nach Bern, um den Wagen bringen zu lassen.

Wir giengen noch denselben Abend nach Erlach, wo wir übernachteten. Erlach

liegt am Bielersee am Fuße eines reizenden Hügels, von dessen Seiten man die schönsten Aussichten auf diesen See hat. Auch den von Murten sieht man, und selbst ein wenig vom Neuenburger. Besonders schön ist die Lage des Landvögtlichen Schlosses, wovon Aberli in einem seiner vier großen Blätter die Aussicht geliefert hat. Schon der Weg von Eis nach Erlach ist anziehend, und man sieht von einigen Anhöhen die drey Seen.

Den 29sten fuhren wir auf die St. Petersinsel, die ich nun zum drittenmale noch immer mit Vergnügen sahe. Abends kehrten wir nach Anet (Eis) zurück, wo wir den Wagen fanden, der uns den 30sten August bey guter Zeit nach Neuchatel (Neuenburg) brachte.

Von Neuchatel aus besuchten wir die Thäler von Locle und Chaux de Fonds und giengen dann über Orbe nach Lausanne. Von diesem letztern Orte aus machten wir eine Reise über Romain-Motier an den Lac de Joux und kamen über Nyon und Rolle

nach Lausanne zurück. Ein andermal giengen wir nach Bex, um die dortigen Salzwerke zu sehen.

Sie finden, lieber Freund, daß ich einen ungeheuern Strich der Schweiz gesehen habe, den ich nie kannte, und ich liebe die Natur dieses Landes, besonders die Alpen, mehr als jemals, und vieles ist mir in einem neuen Lichte erschienen.

Von Lausanne gehen wir nach Martinach (in Wallis) und über den großen Bernhardt nach Italien.

Fünfter Brief.

der Paß über den

St. Bernhardt, nach Aosta.

von Martinach über St. Branchier, Orsiere, Lidde und St. Pierre bis auf das Kloster der Augustiner Domherren.

Aosta, in Piemont, den 23. Sept. 1793.

So wäre ich dann, mein liebster Freund, wieder einmal auf der Italienischen Seite der Alpen! Allein ich bin so oft über die Alpen gegangen, daß dieser Paß über den großen Gotthardt nichts Neues für mich hatte, als was

eine Folge der Jahreszeit war. Da ich Zeit in Menge vor mir habe, will ich Ihnen diesen Alpenpaß weitläuftig beschreiben, — nicht um deßentwillen, was ich ausgestanden habe; denn ich habe mir am Ende weder ein Fieber noch einen Cathar erholt; sondern weil er bisher von Reisenden äuserst wenig besucht worden, und weil es besonders etwas ganz neues ist, Kutschen über diesen Berg zu bringen.

Bis vergangenen Sommer *kannte man*, für Wagen, keinen Paß über die Alpen, als den Mont Cenis, zwischen Lanebourg und Novalese, es sey denn, daß man durch das Tyrol gehen wollte. An diesen beiden *Orten ist man* seit vielen Jahren in der Gewohnheit *gewesen*, Kutschen zu zerlegen, sie über den Berg zu tragen und noch den nämlichen Tag wieder zusammen zu setzen. Der Preiß war für alles und jedes genau bestimmt und das plurimum und minimum für die verschiedenen Arten von Gefährten war 6 bis 3 Französische Louisd'or. Die Leute zu Lanebourg sowohl als zu Novalese hatten in diesem Geschäfte eine solche Uebung erlangt, daß ich von Reisenden

weiß, die noch denselben Tag, an welchem ihr Wagen früh zerlegt worden war, von Novaleſe nach Suze giengen. Seitdem aber die Franzoſen Savoyen eingenommen, vermieden die Reiſenden dieſen Paß, und die Engländer, die alles möglich zu machen ſuchen, kamen zuerſt auf den Einfall, ihre großen und ſchweren Wagen über andere Alpenpäße zu bringen. Man machte vergangenen Sommer mit dem St. Gotthardt den Anfang; und als wir vor 2 Monaten dort waren, hatte man 5 oder 6 Gefährte über dieſen Berg gebracht. Ich glaube, das erſte wurde den ganzen Weg von Altorf bis Bellinzona getragen, welches an 15 deutſche Meilen iſt; das nächſte gieng auf einer Axe bis an den Steg; endlich zerlegte man ſie erſt im Urſeren Thal und ließ ſie blos bis Airolo tragen. Vor 3. Wochen aber hat man eine Engliſche Chaiſe ganz über den Gotthardt geführt, ohne ſie zu zerlegen, indem eine Menge Männer mit Stäben und Stricken auf beiden Seiten giengen und ſie bald auf dieſer bald auf jener Seite unterſtützten. Das Gepäcke wurde beſonders getragen und bezahlte

von Altorf bis Bellinzona 19 neue Louisd'or, der Wagen aber 26. Wir besichtigten vergangenen Sommer den ganzen Weg sehr genau, und Lord * * * hatte weder Lust, seine Chaise zu wagen, noch den Preiß zu bezahlen, den man forderte. Wir beschloßen daher, aus dem Pais de Vaud bis nach Schafhausen oder Basel zurück und so durch Tyrol nach Italien zu gehen.

Erst zu Lausanne erfuhren wir, daß man so eben angefangen habe, auch über den St. Bernhardt Wagen zu bringen, und daß zu Martinach (in Wallis) ein Mann sey, der darüber accordire. Zu Vevay traf ich ein Englisches Frauenzimmer, die für den ihrigen 25 Neue Louisd'or bezahlt hatte. Da Lord * * * Pissevache zu sehen wünschte, giengen wir bis Martinach, und hier schloß ich wirklich mit einem Wirthe einen schriftlichen Vertrag, nach welchem er für 18 und 1/2 Neue Louisd'or den Wagen zu Martinach emfangen und ihn zu Aosta mir so wieder einhändigen sollte, wie ich ihm denselben zu Martinach übergeben hatte.

Schon den 19ten Sept. kamen wir bey guter Zeit zu Martinach oder Martigny an, in der Absicht, erst eine Ausflucht auf den Col de Balme zu machen, von welchem man den Mont blanc vortrefflich übersehen kann; allein ich fand, zu meinem Erstaunen, daß es seit 3 Tagen so viel auf den Bergen geschneyet hatte, daß alle die Voralpen, die ich kurz vorher ohne Schnee gesehen hatte, samt und sonders auf ihren Höhen damit bedeckt waren.

Den 20sten schneyete es noch immer auf den Bergen, während daß es zu Martinach regnete. An den Col de Balme war nun nicht mehr zu denken, und so giengen wir des Nachmittags, zu Fuße, nach St. Branchier, 3. kleine Stunden auf der Straße nach dem Bernhardt. Die Kutsche sollte sich erst den folgenden Tag auf den Weg machen.

Den 21sten giengen wir, 4 kleine Stunden, über Orsiere und Lidde nach St. Pierre, noch immer zu Fuße. Hier schneyte es und da die Straße schmutzig und unangenehm war, nahm ich ein Maulthier. Lord * * * war fest entschloßen, den ganzen Weg zu Fuße zu

machen, und er hatte Recht, denn ehe ich eine Stunde geritten war, fand ich es so kalt, daß ich absteigen und im Schnee waden mußte. Indeßen wurde dieser härter und härter, so wie wir höher kamen, und die letzte Stunde, ehe wir das Kloster erreichten, fand ich über einen Schuh tief frischen Schnee, der zwar nicht mehr thauete, der aber darum äuserst unangenehm war, weil der Wind ihn umher trieb, so daß wir öfters ganz und gar keine Bahn sahen. Gleichwohl begegneten wir alle Augenblicke Maulthieren, Fußgängern und Reutern, so daß der ganze Weg mehr der Straße zu einem benachbarten Markte, als einem Paße über die Alpen glich. In der letzten Stunde sahe ich nur sehr wenig von den Bergen um mich her; ich war in den Wolken, die der Schnee noch verdickte. Man rechnet von St. Pierre, wo wir zu Mittage gegeßen hatten, bis auf das Kloster 3 Stunden, allein wir brachten mehr Zeit zu und endeten hier eine Tagereise, deren letzter Theil unangenehm und beschwerlich war.

Ein gutes warmes Zimmer, das wir auf dem Kloster fanden, war uns desto willkommener und wir fiengen nun an, uns aufzuthauen. Meine Seitenhaare waren steif und stellten mir ein Mittelding von Schnee uns Eis dar. Auf der letzten Hälfte des Weges bemerkte ich an den Felsen eine Menge Eiszapfen. Einer der Väter, die bey unserer Ankunft in der Kirche waren, führte uns nun aus dem allgemeinen Zimmer in ein besonderes, wo er ein gutes Feuer machen ließ und wo ich bald in ihm einen angenehmen Gesellschafter fand. Kurz nachher kam auch der Probst, und beide Männer hatten nichts weniger als den Ton und die Sitten von Einsiedlern. In der That haben sie Gelegenheit genug, sich Menschen- und Weltkenntniß zu erwerben, denn im Verlaufe von wenig Jahren sehen Sie auf diesem Berge Menschen aller Stände und von fast allen Europäischen Nationen. Sie rechnen jährlich, im Durchschnitt, an die 20,000 Menschen, die über den Berg gehen, und alle im Kloster einsprechen, weil es innerhalb 6 Stunden Weges das einzige Haus ist. Ich bezweifele indes-

sen diese Zahl, theils, weil man keine genaue Berechnung darüber hält, theils, weil die, welche man auf dem Gotthardt angiebt, nicht größer ist: Und gleichwohl, dünkt mich, müssen weit mehr Menschen über den Gotthardt gehen als über diesen weit beschwerlichern Berg. — Die Väter logieren und nähren ohne Unterschied alle und jede und das umsonst, doch nehmen sie von wohlhabenden Leuten ein Geschenke, es sey, was es wolle, wenn es angeboten wird. Die Menge von Armen, die sie unentgeldlich empfangen, muß einen großen Aufwand verursachen, besonders, wenn Se bedenken, daß diese Gastfreyheit in einer Gegend ausgeübt wird, welche schlechterdings *nichts* hervorbringt, und in welche man *jede* Nothwendigkeit des Lebens auf Pferden oder Mauleseln aus einer beträchtlichen Feren bringen muß. Selbst jedes Stückgen Holz müßen sie ein Paar Meilen weit holen, denn in der Gegend des Klosters wächst weit und breit keine Staude. Selbst der kleine See, der dicht beym Hause ist, ist unnütze; denn sein Waßer ist so kalt, daß kein Fisch darinne leben kann. Im

Sommer halten die Väter etliche und zwanzig Pferde und Maulesel, durch die sie sich mit allen Nothwendigkeiten des Lebens auf den Winter versehen, in welcher Jahreszeit sie sie in die Gegend von Bex im Canton Bern schikken, wo sie Güter haben. Auf diesen verschiedenen Gütern in der Tiefe halten sie auch Rindvieh, Schafe ꝛc. von denen beständig eine gewiße Zahl auf den Berg getrieben wird, wo man sie schlachtet.

Dem allen ohngeachtet stellen Sie sich nicht vor, daß dieses Kloster auf der Spitze des Berges liegt! Kein Alpenpaß geht über die Spitze von Bergen und die höchsten Höhen der Strassen sind noch immer in einem Thale. Gleichwohl ist dieses Kloster, nach Herrn Wild, 7668 französ. Schuhe über der Oberfläche des Meeres, und 7506 nach Herrn von Seaussüre; folglich mehr als zweymal so hoch, als die höchsten Bergspitzen in Großbritannien. Der Snowden in Wallis (in England) ist nicht über 3500 französische Schuh über das Meer erhöht und doch ist er höher als die höchsten Berge im Sächsischen Erzge-

bürge, wo der Fichtelberg, unweit Wiesenthal, den man als den höchsten betrachtet, nicht 3000 französ. Schuhe über die Elbe bey Wittenberg erhöhet ist. Eine der höchsten Spitzen des St. Bernhardt ist 9146 und der Berg Velan, den man aus den Fenstern des Klosters sieht, ist, nach dem Herrn von Seaussüre 10,332 französische Schuhe über dem Meere. Das Kloster auf dem Bernhardt ist mehr als 1000 Schuhe höher als die Capuciner Wohnung auf dem Gotthardt, welche auf der höchsten Höhe der Straße liegt. Schon das Dorf St. Pierre ist, nach Herrn Wild, 4954 Schuhe über dem Meere, folglich höher, als alle Bergspitzen in Deutschland, Großbritannien und Irland.

Die Folge von dieser Lage des Klosters ist, daß fast 10 Monate des Jahres hindurch das Haus mit Schnee umgeben ist, und daß selbst in den wärmsten Sommermonaten gelegentlich frischer Schnee fällt. In den 20 Stunden, die ich da zubrachte, war die Kälte, von 3 bis 5 Grad unter Reaumürs Frierpuncte. Der Probst, der ein verständiger,

beobachtender Mann ist, aber sehr weißlich die Winter zu Martinach zu bringt, sagte mir, daß die höchste Hitze auf dem Kloster 12 Grad über Reaumürs Frierpuncte, die gewöhnliche Temperatur aber des Abends, Morgens und in der Nacht von 3 unter Reaumürs Eispuncte bis 5 Grade drüber sey.

Demohngeachtet wird dieser Paß das ganze Jahr hindurch besucht, selbst mitten im Winter. Man schickt alsdann täglich Leute vom Kloster aus, die einen Theil der Schweizerseite, welche die gefährlichste ist, durchwandern, und die Menschen, die etwa im Schnee sich verlohren haben, oder umgekommen sind, mit Hunden aufsuchen, die besonders dazu abgerichtet werden. Es ist eine eigene Race, die man auf dem Kloster fortpflanzt. Sie sind groß und stark und werden gelegentlich gebraucht, Lasten von 40 Pfund zu tragen; aber sie sind unglücklicher Weiße alle ganz weiß, welches denn für den Schnee eine schlechte Farbe ist. Sie werden nicht alt und bekommen mehrentheils im 5ten oder 6sten Jahre das Podagra und den Rheumatismus.

Ich bemerkte einen derselben, der ganz krüppeligt war und an allen Füßen knotigte Auswüchse hatte. Sie laufen, wenn man in das Kloster kommt, auf die Fremden zu, machen einen großen Lärm, ohne Jemanden Leids zu thun und schweigen, sobald Jemand vom Hause herbeykommt. Mit ihnen und dem Gesinde geht gewöhnlich auch einer von den Vätern aus und sie nehmen gewisse Mittel mit sich, die sie für Erfrorene gebrauchen.

Alles dessen ungeachtet kommen fast jährlich Menschen auf diesem Berge ums Leben und — werden nie begraben. Der Eigenthümer meines Maulthiers führte mich an ein kleines Haus, das eine halbe Stunde vom Kloster dicht an der Landstraße steht, mit einem großen offenen Fenster, durch welches ich eine Menge Todtenköpfe und Knochen unordentlich umher liegen, und unter andern einen Körper sah, der nichts als ein Paar Beinkleider und ein Hemde anhatte — dieß war ein Soldat, der, weil er in Garnison auf dem Kloster gestanden, den Berg zu kennen glaubte und unternommen hatte, ei-

nen Geistlichen hinaufzuführen. Sie kamen beyde ums Leben! den Geistlichen begrub man auf dem Kloster; der Soldat aber hatte das Schicksal, das Lord * * * und ich gehabt haben würden, wenn wir da umgekommen wären. Ich fand die Gewohnheit, die Todten nicht zu begraben, abscheulich; allein mein Führer gab mir einen sehr guten Grund dafür an. Im Winter ist es auf diesen Bergen unmöglich, Jemanden zu begraben, weil man an keine Erde kommen kann, indem da sonst nichts als Felsen sind, und diese noch überdieß viele Klaftern tief mit Schnee bedeckt. Wenn aber im Sommer der Schnee aufthaut, so rührt Niemand gern einen Körper an, der vielleicht schon seit vielen Monaten todt ist. Man wirft sie also lieber sogleich in das dazu bestimmte Haus, und der Todtengräber hat das Recht, ihnen die Kleider abzuziehen, doch so, daß er sie nicht nackt lassen darf. Ich fragte dann, warum dieses Haus so dicht an der Straße stehe? und man sagte mir, daß der Geruch von den todten Kör-

pern selbst im höchsten Sommer fast unmerklich sey, und daß ein solcher Körper auf dieser Berghöhe 6 bis 8 Jahre brauche, ehe er sich ganz verzehre. — Erinnern Sie sich hier, daß ich Ihnen einmal schrieb, daß man in gewissen Eislöchern in der Schweiz todte Körper fast unversehrt gefunden hat, ob sie schon 20 Jahre und drüber gelegen haben mußten.

Dieses Kloster, das im 9ten Jahrhunderte gestiftet wurde, besteht aus einem Probste, einem Prior und einer gewissen Zahl von Vätern, welche wechselt, etwa von 7 bis 11. Gegenwärtig hatten sie nur einen einzigen Bruder. Sie haben mehrere *Pfarreyen*, die sie durch einen Theil *ihrer* Gesellschaft besorgen lassen: wodurch ihre Zahl auf dem Kloster bald größer bald kleiner ist. Sie sind nicht, wie ich immer geglaubt hatte, Bernhardiner, sondern regelmäßige Domherren, die der Regel des heiligen Augustins folgen. Ihre Einkünfte sind 1) einige liegende Gründe in der Tiefe, besonders in der Gegend von Bex und Aigle; 2) ein Wald

bey St. Pierre, in welchem sie ihr Holz hauen lassen; 3) was sie von wohlhabenden Reisenden bekommen; hauptsächlich aber 4) die Colekte, die sie jährlich in der ganzen Schweiz machen, indem sie Jemanden, mit gehörigen Zeugnissen versehen, in alle ansehnliche Orte, und da von Haus zu Haus schicken. Ich erinnre mich, sie oft zu Basel gesehen zu haben, wo die Kaufleute sehr reichlich gaben, weil ihnen daran liegt, daß dieser Paß auch im Winter offen bleibe und wohl besorgt werde. — Wir speißten des Abends und zu Mittage im allgemeinen Speisezimmer, und ich kann den Vätern nicht vorwerfen, daß sie herrlich leben.

Am Sonntage früh hatten wir auf dem St. Bernhardt einen überaus schönen Morgen und ich bemerkte jenes dunkle Blau, unter welchem der Himmel sich auf den hohen Alpen zeigt, wenn die Luft rein ist. Wir hätten gerne einen Spatziergang gemacht, allein es fror hart und aus den Fenstern des Klosters sah ich eine traurige Scene, — den Himmel, die Wände des

Hauses und alles übrige in einem einförmigen weißen Gewande von Schnee. Alle Bergspitzen, alles umher mit Schnee bedeckt und keine Bahn, als die nach Italien, oder ins Walliserland: und selbst diese Bahn hatte nur wenige Fußtrite, weil die Maulthiertreiber an den Sonntagen — zwar mit Fremden reisen, aber keine Waaren transportiren dürfen. Wir blieben also im warmen Zimmer, speißten um 11 Uhr mit den *Vätern zu Mittage* und machten uns gleich nachher auf den Weg, um die Stadt Aosta noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Ich will nun noch einige Anmerkungen über den ganzen Paß machen.

Von Martinach geht man *anfangs* durch ein enges von hohen Bergen eingeschloßenes aber ziemlich fruchtbares Thal. Der Fluß D r a n s e, der auf dem St. Bernhardt entsteht, und durch das Eis und den Schnee der verschiedenen Berge umher genährt wird, macht hier eine ziemliche Figur und stürzt sich schäumend über Felsen und durch sein jähes Bette herab. Er ist und bleibt fast bis ans Kloster

der

der treue Begleiter des Reisenden, der ihn nur hin und wieder auf kurze Zeit aus dem Gesichte oder Gehöre verliert.

St. Branchier ist ein elender Ort, hat aber ein erträglich Wirthshaus, erträglich nämlich für das Walliserland, in welchem wir übernachteten. Die Landsprache ist hier, wie im ganzen untern Wallis, Patois, doch verstehen die mehresten Leute, wenigstens an der Straße, mehr oder weniger Französisch. Ich nahm hier einen armen Bauer; um unser weniges Gepäkke zu tragen, und bemerkte mit Verwunderung, daß er nicht nur vollkommen verständlich, sondern auch ziemlich correct Französisch sprach. Mir fiel besonders auf, daß er alle Conjunctive der vergangenen Zeit, welche die gemeinen Leute selten kennen, vollkommen richtig brauchte, daß er meine Sprache, die denn für einen Bauer oft gesucht seyn muß, durchaus verstund und daß er selbst sich mehrerer Ausdrücke bediente, die ich keineswegen von Menschen der niedrigen Stände gewohnt bin. Ich redete mit ihm von den sogenannten Cretins und ihren verschiedenen Gradationen. Was

die betrifft, walche nicht reden können, statt der Ohren blos Oeffnungen und einen Mund haben, der beynahe bis an diese Oeffnungen reicht, – „oh pour ceux là, sagte er, ce n'est pas des hommes, c'est une masse de chère." Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über seine Sprache, und er sagte mir mit vieler Einfalt, daß er sie aus der Grammatick gelernt habe. „Also leßt Ihr die Grammatick?" – „O ja, in den langen Winterabenden muß man doch etwas *thun*, und da lese ich Bailly und Restout." – In der eigentlichen Schweiz würde mir ein solcher Mann wenig aufgefallen seyn, allein die Einwohner des Nieder-Wollis sind eine race abrutie, die unter der despotischen Regierung ihres Democratischen Souverains und unter dem Einfluße eines traurigen Clima und eines schlechten Wassers nichts von der Schnellkraft haben, welche andere Bergvölker auszeichnet.

Von St. Branchier bis St. Pierre fand ich noch immer eine Menge Dörfer und Häuser, die eine ansehnliche Bevölkerung verrathen; am

eisten fielen mir die Kornfelder auf, die ich
er gar nicht gesucht hätte und die sich hin
nd wieder sehr hoch an den Bergen hinauf
gen. Hoch über uns sah ich kleine Dörfer,
nd Orsiere und Lydde, durch die wir
iengen, sind ziemlich ansehnlich.

Ersteres sollte Oursiere (eine Bärenhö-
) heißen; welchen Nahmen der Ort vermuth-
ich daher bekommen hat, daß sonst viele Bä-
en hier waren; allein seit 20 Jahren finden
ich wenige mehr, und die Wölfe haben auch
ehr abgenommen. Mein Führer sagte mir,
aß man seit einigen Jahren eine neue Erfin-
ung so ziemlich allgemein angenommen habe.
Es ist eine Composition von Fett und andern
Dingen, die der Wolf liebt, die er von weitem
iecht und die ihn in einer beträchtlichen Ferne
nziehen und in das im Schnee versteckte Ei-
en, das darunter liegt, locken.

Dieser ganze Strich ist steil und man steigt
fast ohne Unterlaß, gleichwohl geht man mit
kleinen Wagen bis St. Pierre. Mit diesem
Orte aber hört ohngefähr aller Bau auf, und,
ein Paar elende Hütten ausgenommen, findet

sich keine menschliche Wohnung mehr. Di 3 Stunden von hier auf das Kloster müßen zu allen Zeiten traurig seyn, auch wenn nicht, wie jetzt, das ganze Land und alle Berge mit Schnee bedeckt sind. Kein Baum, kein Gestrippe, keine hohe Staude! nichts als der nackte Felsen, ein wenig kurzes und mageres Gras hie und da und Schnee.

Die Italienische Seite des St. Bernhardt ist nicht so rauh — St. Remy — (Hannibals Weg über die Alpen) Thal und Stadt Aosta.

Die Italienische Seite des Bernhardts ist nicht so rauh und unfreundlich, obschon auch die ersten zwey Stunden höchst unfruchtbar und unbewohnt. Des Schnees fand ich hier ungleich weniger, und auf der Straße hörte er in der ersten halben Stunde auf, nachdem ich das Kloster verlaßen hatte. Der Weg ist äusserst jähe und man wird durch seine eigene Last fortgerißen, daher ist auch das Reuten gefähr-

h. Wir erreichten in weniger als anderthalb
tunden den ersten Piemontesischen Ort St.
emy, eine Strecke, mit der man, wenn man
nauf geht, bis an 3 Stunden zubringt.

Ich weiß nicht, ist es lächerlich oder trau-
, in diesen verlorenen Winkel der Welt, in
sen hohen, unfreundlichen Alpen, wo die
nschen sich freuen sollten, Menschen zu
fen — eine Festung zu sehen! St. Remy
nun wohl nicht eigentlich eine Festung, aber
Eingang in diesen elenden Ort ist durch ei-
Thurm, und durch eine hohe Mauer ge-
rt, die sich weit am unfruchtbaren Berge
uf zieht. So wie wir an das Thor kamen,
uns die Wache den Flintenkolben vor mit
n lauten arrêtez! Hier mußten wir war-
bis der Corporal kam, der uns bis an die
re des commandirenden Officiers führte,
ie Wache uns ebenfalls den Eingang ver-
te, während daß der Corporal unsern Paß-
hineintrug. Sie müßen wißen, daß man
in allen Staaten des Königs von Sardi-
die Paßports aufs sorgfältigste untersucht
nicht selten Reisende wieder zurück schickt,

ohne sie ins Land zu laßen. Ein Englisch Paßport wird überall respectirt, so wie die Nation selbst; ein Franzose aber, ob er schon ein Emigrirter ist, kann jetzt mit keinem Paßport in diese Länder kommen, er habe denn vorläufig einen vom Minister zu Turin erhalten. Ich traf einen Adlichen Emigrirten auf dem St. Bernhard, den man so eben zurückgeschickt hatte und der sich sehr beschwerte, daß man seinen Berner Paßport nicht geachtet hatte. Trauriger war mir der Fall einer Französin, di sich von Valenciennes geflüchtet, um zu ihre Manne zu stoßen, der zu Rom ein Emigr ist, und die man eben so zurück wieß.

Noch ehe man St. Remy erreicht, fä der Lerchen- und der Fichtenbaum wieder a die Seiten der Berge zu bekleiden und un St. Remy zeigen sich viele Spuren mensch cher Cultur. Ein wenig tiefer findet m Kornfelder und für einen solchen Strich, ne Menge Dörfer nicht nur an der Str sondern auch auf den Seiten der Berge. wie man tiefer und tiefer kommt, so me sich auch die Kornfelder und ich sahe steile

hohe Seiten von Bergen ganz damit bedeckt. Indeßen ist man noch immer in den Alpen, deren hohe beschneyte Spitzen überall über die niedern Berge hervorragen. Am meisten fiel mir eine ungeheuere hohe und mit Schnee bedeckte Bergmasse auf, von der ich hörte, daß sie auf der Südsee der Stadt Aosta läge. Ich hatte mir einen falschen Begriff von diesem Orte gemacht, und fand in der Folge, daß er noch mitten in den Alpen liegt, wie denn das beynahe der Fall mit dem ganzen Herzogthume dieses Namens ist. Indeßen liegt die Stadt ziemlich tief; denn vom Kloster geht man die 6 guten Stunden fast beständig bergab.

Ein scharfer Wind, der uns die ganze Zeit über aus Italien entgegen kam und durch unsere wohlzugeknöpften Ueberröcke drang, machte, daß wir viel über uns selbst lachten, und so wie sich ein neuer mit Schnee bedeckter Berg auf der Italienischen Seite zeigte, oder ein frischer Windstoß uns durchschauerte, riefen wir einander zu: Dieß sind die lieblichen Gefielde von Italien, diese die Fauonii und die tepidae aurae, diese die reizenden

Auen und die campi transpadani, die Hannibal seinen Carthaginensern zeigte. —

Die Wahrheit ist, daß Hannibal nie in diesen Gegenden war, und schon Livius will nicht an die Meynung derer glauben, welche sagten: er sey über den Penninus magnus (St. Bernhard) gegangen. Ich gab mir einst einmal viel Mühe, die Sache genau zu untersuchen, verglich den Livius und Polybius mit dem was ich selbst von den Alpen wußte, und ich glaube jetzt mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können, daß er nie die Schweizeralpen gesehen hat, sondern entweder über den Viso oder über den Genebre gieng. Beide liegen südlich vom Mont Cenis. Livius irrt sich in den Flüssen, welches mir aus seinen eigenen Worten ganz klar zu seyn scheint. Hannibal blieb die ganze Zeit über auf der Südseite der Isere; und die insula, von der Livius redet, war nicht die Gegend von Lyon, wo die Saone und die Rhone sich vereinigen, sondern es war viel tiefer, nämlich der Ort, wo die Isere in die Rhone fällt. Von da aus folgte er einige Zeit dem südlichen Ufer

der Isere und gieng dann über den Viso oder Genevre. Der Po entspringt auf dem erstern dieser Berge, und von diesem konnte Hannibal seiner Armee die campos transpadanos zeigen; man nehme auch das Wort trans in welcher Rücksicht man wolle, denn vom Viso kann man beide Ufer des Po sehen. Gestehen Sie mir die einzige Hypothese ein, daß Livius eine Verwirrung mit den Flüssen gemacht hat, und die ganze Stelle wird klar, und alles, was vorher geht und folgt, verständlich. Hannibal gieng dann so weit nördlich, als die Isere, weil er den Römern, die unten in Provence, im Lande der Salyes, waren, aus dem Wege gehen mußte; er gieng aber nicht höher, weil das unnöthig gewesen seyn und seinen Marsch erschwert haben würde. Was mich unter andern in der Meynung bestärkt, daß Livius eine Verwirrung mit den Flüssen gemacht hat, ist, daß er Hannibals Paß über die Dürence (Druentia) beschreibt, nirgends aber mit einem Worte gedenkt, wie Hannibal über die Isere gekommen. — Daraus und aus andern Gründen schließe ich denn,

daß er die Isere niemahls paſſirt hat, ſondern in einiger Ferne von ihrem ſüdlichen Ufer von Weſten gen Oſten marſchirt iſt: welches ihn denn an den Viſo oder Genevre brachten, wo er ſeinen Alpenpaß gemacht haben muß *).

Das Thal Aoſta, iſt überaus ſchön, und ob es ſchon noch immer in den Alpen liegt, ſo zeigt ſich hier der Einfluß eines ſüdlichen Himmels doch ſchon ſehr ſtark. Es iſt unterhaltend, die hohen Berge zu ſehen, die es von allen Seiten einſchließen, und deren Spitzen ſeit einigen Tagen ſamt und ſonders mit Schnee bedeckt ſind, und dann die ungeheure Menge von Weinbergen zu bemerken, die ganz vortrefliche Trauben tragen; die Caſtanienbäume, die bis ziemlich hoch auf die Berge hinaufwachſen, und die Mandel und Feige, die hier im freyem Felde zur Reiſe kommt. Ich habe geſtern und heute verſchie-

*) Ich bin in dieſer Meynung auch durch die Bemerkungen beſtärket werden, die ich in der Folge, im Piemonteſiſchen, über die Lage des Viſo und Genevre gemacht habe.

dene Höhen bestiegen, und überall zeigt sich die Stadt, welche nicht klein ist, überaus artig.

Das Innere der Stadt Aosta entspricht keinesweges dem äußern Ansehen. Die Häuser, obschon nicht unansehnlich, sind schmutzig, so wie die Gassen, und selten sieht man zwey Fenster neben einander, die durchaus Glasscheiben hätten.

Aosta hat einige ansehnlich Römische Ueberbleibsel 1) ein Stück vom alten Amphitheater, das zwar keinen Begriff von diesen Gebäuden giebt, aber doch ansehnlich ist und sich recht gut auf dem Papiere ausnimmt; denn ich hab' es gezeichnet. 2) Eine Römische Brücke, deren Bogen von so ungeheuern grossen Steinen gebaut ist, daß er den Verheerungen der Zeit getrotzt hat und vollkommen unversehrt ist. 3) Ein Paar Bogen, die eins der Stadtthore ausmachen und in dem nämlichen schweren massiven Stile gebaut sind. Vergleiche ich diese Ueberbleibsel mit dem Bogen zu Lincoln, mit den Wasserleitungen zu Augst, den Stadtmauern von Avenche und dem Pfeiler eines Tempels der nämlichen

Stadt, so finde ich ohngefähr überall die nämliche Manier und es scheint durchaus, daß dieses Volk für die Ewigkeit bauete. Das Ansehnlichste aber zu Aosta ist 4) ein Triumphbogen, den die Stadt dem Kayser Augustus errichtet haben soll. Ich maß seine Tiefe und fand ohngefähr 36 Schuh, und aus diesem Mase schloß ich, daß seine Länge über 45 und seine Höhe an die 60 Schuh seyn muß. Der Bogen selbst muß über 40 Schuhe hoch seyn. Die Säulenordnung ist corinthisch, die Friese aber dorisch. Da dieses nun nicht eben sehr correct ist, so bin ich auf den Einfall gekommen, daß die Friese das Werk späterer Zeiten seyn möchte; und eben das könnte vielleicht der Fall mit gewissen kleinlichen Pilastern seyn, welche man im innern Theile des Bogens angebracht hat, und welche der majestätischen Einfalt dieses großen Bogens schaden. –

Hier ist ein Bischoff. Ich begegnete ihm eines Morgens, da er eben zwischen Officieren, obrigkeitlichen Personen und Geistlichen in voller Parade durch eine Gasse gieng. Er ist

Cardinal und der Erste, den ich in seiner eigentlichen Kleidung gesehen habe, ich meyne den Hut, das Purpurkleid und die rothen Strümpfe.

Wider unsern Willen mußten wir uns länger zu Aosta aufhalten, als wir anfangs zu bleiben gedachten. Unser Wagen, der in Martinach zerlegt worden war und hier wieder aufgestellt werden sollte, verursachte uns diesen Aufenthalt. Zwar kamen die 4 Räder und die Koffer auf 5 Maulthieren bey guter Zeit an, und 4 andere brachten einen halben Tag später das Gestelle des Wagens. Allein der Kasten blieb noch 12 Stunden länger zurück. Die Maulthiere, die man anfangs dazu gebraucht hatte, waren zu schwach und sanken unter ihrer Last. Man ließ also den Kasten liegen und holte andere Thiere. Dieser Aufenthalt war uns unangenehm. Denn ob schon das Thal von Aosta, in welchem wir gestern und heute sehr umher gewandert sind, ausserordentlich schön ist, so haben wir doch Ursache, über unser Wirthshaus zu klagen, denn schmutziger und elender hab' ich nie eins gesehen.

Mehr als zehnmal haben wir uns einander zugerufen, was ein Engländer einst an die Wand eines Italienischen Wirthshauses schrieb:

When God Almighty for our ſins,
Did ſend us to Italien Inns etc.

Des Nachts wird Lord *** vom Ungeziefer aufgefressen, und am Tage müssen wir entweder die Luft von den Schneebergen durch die glaslosen Fenster einlassen, oder das Tageslicht durch Fensterläden ausschließen. Das Essen ist indessen noch ziemlich gut und man speißt uns bey jeder Mahlzeit mit Steinbock (bouquetin) Das Fleisch ist schmackhaft und im ganzen übrigen Europa eine ausserordentliche Seltenheit; denn, wie Ihnen bekannt seyn wird, das Geschlecht der Steinböcke ist in unserm Welttheile fast gänzlich verschwunden. In den nördlichen Alpen der Schweitz haben sie schon seit 100 Jahren aufgehört und selbst im Walliserlande findet man seit 30 und mehr Jahren keine mehr. Der einzige Winkel, in welchem sie sich noch aufhalten, ist die Südseite der Savoyischen Alpen und die-

sind wir hier ganz nahe. Die Leute in den Bergen hier nähren sich in dieser Jahreszeit, wie ich höre, fast von nichts anderem. Vielleicht ist die Zubereitung daran Schuld; allein ich ziehe das Gemsenfleisch vor, das Thier, welches dem Steinbocke an Wildheit am nächsten kommt.

Sechster Brief.

Reise von Aosta nach Turin.

Das Herzogthum Aosta: malerisch und romantisch — merkwürdige Straße durch das ganze Herzogthum — Bardo — Yvrea — Köpfe — Posten.

Octob. 1793.

Erst am 25sten September waren wir im Stande, Aosta zu verlaßen. Die Straße durch dieses ganze Herzogthum gehört unter die merkwürdigsten, die ich in Europa kenne und

und nie sahe ich ein erhabeneres Unternehmen. Der ganze Weg geht durch enge Thäler fast beständig an deu Ufern der Dora Baltea, welche, wie alle Bergströme, mit einem donnernden Geräusche ihren schnellen Lauf macht. So hoch auch noch immer diese Berge sind, so hat man doch die Straße so angelegt, daß man das Steigen oder Sinken äuserst wenig gewahr wird. Es sind nicht über 30 Jahre, daß man diese Straße gemacht hat, und diese Thäler müssen vorher beynahe unzugänglich gewesen seyn. Sehr oft läuft sie an einem jähen — fast möchte ich sagen senkrechten Felsen hin, der sich blos im Abgrunde des Flusses endet. Man mußte also die ganze Fläche der Straße erst durch Schießpulver aussprengen, ehe man sie hauen konnte. An vielen Orten sind die Felsen so unzugänglich, daß man gerade nur diese Straße hat, um seinen Weg fortzusetzen An andern Orten ruht sie auf Mauern und Brükken, die man nur wieder abwerfen dürfte, um einem Feinde vollkommen den Zugang zu versperren.

Besonders hat die Natur in der Gegend von Bard oder Bardo alles gethan, um diesen Winkel von der übrigen Welt abzusondern. Mich dünkt, ich sahe hier nichts, als zwey kahle, äuserst jähe Felsen auf beiden Seiten, mit dem Flusse im Abgrunde. Demohngeachtet hielt man es für nöthig, diesen festen Paß durch Kunst noch fester zu machen. Das Städtchen Bard hat auf der entgegen gesetzten Seite ein starkes Schloß und so viele Thore, daß ich ihrer 9 oder 10 gezählt habe, durch die wir kamen. Unter andern fuhren wir durch einen Bogen, welcher nichts anders ist, als ein Theil des natürlichen Felsen; anstatt aber ihn wegzusprengen, ließ man ihn stehen und haute blos den Weg durch. Kurz, *die ganze* Straße ist ein königliches *Unternehmen* und macht dem damaligen Fürsten unendlich viel Ehre. In solchen Dingen wünschte ich, daß Fürsten immer ihren Aufwand machten und nicht in der Vermehrung und der Verzierung ihrer Palläste und Lustschlösser. Während daß Sie in Deutschland an vielen Gegenden auf den ebenen Straßen kaum fortkommen können,

ob man schon alle Stunden dafür bezahlt, so zahlt man auf dieser Straße hier von Aosta bis Turin gar nichts, ein Paar Schiffbrücken ausgenommen, die über den unruhigen und schädlichen Fluß Stara gehen, der sich bey Settimo in mehrere Arme theilt und oft eine ungeheure Strecke Landes überschwemmt.

Daß ein Land, wie das Herzogthum Aosta, äuserst mahlerisch und romantisch seyn muß, können Sie sich vorstellen. Die Eiche der südlichen Länder, ich meyne den Castanienbaum, hab ich nirgends größer und schöner gesehen. Seine Frucht ist eine vorzügliche Nahrung des gemeinen Volks. Am meisten gefiel mir die Gegend von Castiglione, die etwas so ganz eigenes und großes hat, daß ich sie mit nichts zu vergleichen weiß. Unter andern ist hier eine Brücke, deren Bogen wenigstens 100 Schuh hoch seyn muß.

Yvrea ist eine feste und ziemlich ansehnliche Stadt und hat an allem, was der Schwelger wünschen kann, einen Ueberfluß. Aber sie liegt in einer Gegend, die von Reisenden nicht besucht wird, in welcher die Reichen sich nicht

niederlaßen, und wo die Einwohner sehr wenig Ressourcen kennen. Hier erst endigen sich die hohen Berge; und der übrige Theil der Straße nach Turin geht durch ein ziemlich flaches, gemeines Land, das sich bloß durch die Aussichten auszeichnet, welche man zur rechten Hand bis nach Turin in die Alpen hat.

Ein Ungemach muß ich nicht vergeßen, an welchem die Einwohner des Herzogthums Aosta entsetzlich leiden, und das destomehr, je näher sie dem St. Bernhardt wohnen: Sie haben entsetzliche K r ö p f e. Bisher glaubte ich, daß das Land um Martinach das eigentliche und vorzügliche Vaterland der Kröpfe sey; allein ich habe ihrer so viele und von ungeheurer Größe auf der Italienischen Seite gefunden, daß sie wirklich alle Vorstellungen von Kröpfen übersteigen. Manche sind ohngefähr so groß, als der Kopf der Person, die ihn trägt. Ich habe sorgfältig das Wasser in allen diesen Strichen beobachtet, und bin mehr als jemals überzeugt, daß in diesem die vornehmste Ursache derselben zu suchen ist, ohne jedoch die andern Ursachen auszuschließen, welche ich als con-

currirend betrachte, und die Herr Cope weitläuftig untersucht hat. Dieses Wasser führt einen Schleim von Erde, der so fein darinnen aufgelöst ist, daß man ihn nicht eher gewahr wird; als bis man das Wasser kocht oder lange stehen läßt. Dieser Schleim scheint sich in den Drüsen des Halses fest zu setzen.

Ich habe in der Folge auch in einigen Gegenden der Appenninen, so wie im Tyrol, häufig Kröpfe gefunden, und überall fand ich, bey näherer Untersuchung des Wassers, eine größere oder mindere Mischung von jenen fein aufgelößten Erdtheilen, die, wenn man das Wasser kocht, oder stehen läßt, wie ein feiner Schleim auf dem Boden sich setzen. Die Farbe des Wassers ist in allen solchen Gegenden graulich, mehr oder weniger. Man sagt Ihnen gewöhnlich, dieß sey die Farbe des Wassers, welches aus Eis und Schnee entsteht; Allein ich habe in mehreren Strichen der Berneralpen Wasser gesehen, das den nämlichen Ursprung hatte, und doch so klar war, daß ich, wenn es im Glase war, durchsehen konn-

te. Auch bemerkte ich da unter den Einwohnern, wenig oder gar keine Kröpfe.

Da der König von Sardinien vor etwan dreyßig Jahren eine so schöne Straße durch das Herzogthum Aosta hat machen lassen, so war es ein natürlicher Gedanke, auch Posten auf diesem Wege zu errichten. Indessen können diese von keinem großen Gebrauche seyn, weil Niemand auf dieser Straße Extrapost reisen wird, als einige Güterbesitzer, die in diesen Alpen Ländereyen haben, die sie, nach Italienischer Gewohnheit, sehr selten besuchen. Die Zahl der Kaufleute, die gelegentlich Geschäfte dort haben, muß auch äuserst geringe seyn, und am allerwenigsten möchten diese wohl Extrapost reisen. Als eine Durchfuhre hat man diese Straße nie betrachten können, weil der Paß über den Bernhardt etwas ganz neues ist und Lord * * *s Wagen der dritte oder vierte war, der je darüber gegangen ist. Daher kommt es denn, daß diese Straße fast ganz unbekannt ist, auch steht sie nicht in Martyn's Tour through Italy, in welchem sich alle andere Italienische Straßen finden. Ich will sie deßwegen hier geben.

Von	Aosta	nach	Castiglione	Posten			2. 1/4
=	=	Castiglione	=	=	Donnaz	= =	2. 1/2
=	=	Donnaz	=	=	Yvrea	= =	2.
=	=	Yvrea	=	=	Fuys (Folizzo)	= =	2.
=	=	Fuys	=	=	Settimo	= =	1.
=	=	Settimo	=	=	Givas	= =	1.
=	=	Givas	=	=	Turin	= =	1.
							11. 3/4

Diese Posten bestehen, jede aus fünf Piemontesischen Meilen. Martyn berechnet die Piemontesische Meile zu 26[illegible]8. Englische Yards 10 Zollen, folglich beträgt jede etwas mehr als anderthalb Englische Meilen, das heißt, die Post von 5 Piemontesischen Meilen macht nicht ganz 8 Englische und das ist ohngefähr die Länge einer Post durch ganz Italien, etwan 2 deutsche Meilen, wie man sie so gewöhnlich auf den Posten bezahlt, d. h. etwas weniger als 2 deutsche geographische Meilen, deren 15 auf einen Grad des Aequators gehen. Ganz gleich sind sich diese Italienischen Posten nirgends, sondern wechseln nicht nur von einem Lande ins andere, sondern auch im nähmlichen Lande

von einer Post zur andern ab, indem die eine etwas länger, die andere etwas kürzer ist. Wenn man aber hundert Posten zusammen nimmt, wird man so ziemlich finden, daß sie 200 deutsche Postmeilen betragen, besonders wie sie im südlichen Deutschland sind. Der ganze Weg von Aosta nach Turin ist also ohngefähr 24 deutsche Postmeilen, die man sehr bequem in 20 Stunden macht.

Wer nicht sehr frühe Aosta verläßt, und nicht spät in die Nacht hinein reisen will, kann Yvrea den nämlichen Tag nicht erreichen. Da aber zu Donnaz kein gutes Wirthshaus ist, so thut er besser, zu Verrex zu bleiben. Nun ist zu Verrex keine Station; er muß *also vorläufig* mit den Postillons einen *Vergleich* machen und ihnen etwas mehr für das Nachtlager bezahlen, damit sie den folgenden Morgen den Rest der Station bis Donnaz machen. Ich fand sie ziemlich billig, vermuthlich, weil sie an den Handel gewöhnt sind.

In der Gegend von Yvrea kommen Sie endlich aus den Bergen heraus und das Land ist nun weniger schön und weniger interessant.

Sonderbar ist es, daß auch die Straße durch das ebene Land bey weitem nicht so gut ist, als durch den Theil, der mehr in den Alpen liegt. Auch sieht man auf den letzten drey Posten vor Turin nichts, das die Annäherung zur Hauptstadt verkündigte: keinen sorgfältigern Bau der Felder, eher das Gegentheil; keine Gärten, keine Landhäuser, keine Betriebsamkeit, keine Reisenden. Diese Erscheinung aber läßt sich zum Theil durch die Lage von Turin erklären. Nahe bey dieser Stadt erhebt sich aus der großen Ebene der Lombardey eine Bergkette, die etwa 40 Italienische Meilen lang, nirgends sehr hoch und überaus schön ist, und weder mit den Apenninen noch mit den Alpen in der geringsten Verbindung steht. Der Reiz dieser Bergkette ist die Ursache, daß fast alle Landhäuser der Turiner auf oder nahe an diesen Hügeln liegen, da nämlich, wo sie der Stadt am nächsten sind. Man nennt sie die Collina, ein Name, auf den ich mich öfterer beziehen werde.

Die Gegend um Turin — die Collina — die Superga.

Es ist ein herrlicher Anblick, den man in der Nachbarschaft von Turin hat, die ungeheure Menge von Landhäusern auf und an dieser **Collina** zu sehen, die, auf der Turiner Seite, fast durchgehends grün, und theils mit Holzung, theils mit Reben bewachsen oder mit Gärten bedeckt ist. Großes Holz giebt es freylich hier nur wenig, wohl aber kleine Castanienbäume und Gebüsche in Menge, welches in der Ferne die nämliche Wirkung hat, als eigentliches Waldholz.

Ich bin auf mehreren Landhäusern *dieser* Collina gewesen und habe überall *eine* Aussicht auf die Stadt, auf die Ufer des Po, die große Pläne der Lombardey und auf jene ungeheure Alpenkette, welche aus der Schweiz durch Savoyen läuft und dann, nach dem mittelländischen Meere zu, die Gränze zwischen Frankreich und Italien macht.

Wenn man aber den vorzüglichsten Augenpunct sucht, der fast alles vereint, was

man an mehreren Orten von der Collina herab sieht, muß man auf die Superga gehen, welche auf einer der ansehnlichsten Höhen dieser Hügel liegt und 6 bis 7 Italienische Meilen von der Stadt entfernt ist. Ohne Zweifel wissen Sie schon längst, daß dieses prächtige Gebäude von Victor Amadeus erbaut worden ist, der hier im Jahre 1706 mit dem Prinzen Eugen das französische Lager, welches die Stadt eingeschlossen hielt, übersah, und mit diesem berühmten Krieger den Entwurf zum Entsatz machte. Er that hier ein Gelübde, welchem zu Folge er dieses Gebäude errichtete, das 1731 vollendet wurde. Die Zeichnung ist von Giuvara in einem sehr großen Style und größtentheils gut ausgeführt: die Gemälde nur mittelmäßig und die Bildhauerarbeit in Marmor auch nicht von besonderer Wichtigkeit. –

In dem darunter befindlichen Gewölbe sind die Könige von Sardinien seit sechszig Jahren begraben worden. Man verfährt in diesem Begräbnisse nach einer ganz eigenen Etikette, die so recht auf die Natur des menschli-

chen Herzens und den gemeinen Gang der Dinge dieser Welt gegründet ist. So oft ein König stirbt, so setzt man seinen Leichnam nicht etwa neben seinem Vorgänger, sondern an einen abgesonderten und ausgezeichneten Ort, wo sein Grabmal sehr verziert wird. Diesen Platz behauptet er, so lange sein Nachfolger lebt; sobald aber dieser ihm auch im Tode nachfolgt, so wird der erste aus seinem Platze vertrieben und kommt nunmehro erst in seine gehörige Reihe neben seinen Vorgängern, während daß der zuletzt Verstorbene die ausgezeichnete Stelle einnimmt.

Das Vorzüglichste auf dieser Superga ist, für den Liebhaber der Natur, die *Aussicht*, die man von der Laterne der Kuppel *hat*. Sie übersehen da nicht nur die ganze Collina, sondern ohngefähr die ganze Alpenkette der südlichen Schweiz, die Alpen Savoyens und dann die ganze ungeheure Reihe von Savoyen bis an das mittelländische Meer. Es ist sehr interessant, mit Jemanden zu gehen, der die Berge kennt und Ihnen die wichtigsten Alpenspitzen nennen und die Richtung derer zeigen

kann, welche durch andere versteckt sind. Welches ungeheure Theater! Welche Gefühle, die dieses Wunderwerk der Natur in uns erregt! Gen Süden und Südosten zeigen sich die Apenninen. Bis auf diesen Augenblick wußte ich nicht, daß es einen Fleck in der Welt giebt, auf welchem man die Grajischen, Cottischen, Penninischen und Lepontinischen Alpen auf einmal sehen kann. Ich behalte diese Eintheilung der Alten bey, weil sie mich besser dünkt, als irgend eine, die man seitdem gemacht hat. — Der Berg Rosa, nördlich, fällt vorzüglich in die Augen. Ihm der nächste an Größe, wenigstens dem Anscheine nach, der Bernhardt. Roche Melon und der Berg Cenis sind eben sowohl hier zu sehen, als der Genevre. Aber vorzüglich fällt der Viso in die Augen, der sich in einer ungeheuern Pyramide erhebt, und den man überall sieht — nicht sowohl wegen seiner vorzüglichen Höhe, denn er gehört keinesweges unter die höchsten Alpen, als wegen seiner ausgezeichneten Form und der unbeträchtlichen Höhe derjenigen Gebirge, die ihn unmittelbar umgeben.

Man sagt mir, man könne auch den Gotthardt sehen; allein das muß ein Irrthum seyn: und wenn man ja etwas damit meynt, so müssen es die Alpen seyn, die ihn auf allen Seiten umgeben, und deren einige an der Mayländischen und Wallisischen Seite hier wohl sichtbar seyn mögen.

Turin.

Ich wußte es schon von andern Reisenden, auf deren Geschmack ich mich verlassen kann, daß Turin so gar wenig von dem hat, was man in einer Italienischen Stadt erwartet. Die Alten hatten wohl recht, daß *sie die* Apenninen und den Rubicon zur Gränze von Italien machten.

Besonders fiel mir auf, daß diese Stadt sogar wenig von den Werken der Italienischen Kunst aufzuweisen hat. Die **Gemäldesammlung** im Residenzschlosse des Königs ist vielleicht in ganz Turin die einzige, die eine sorgfältige Besichtigung verdient: und selbst

diese kommt den Sammlungen nicht bey, welche mehrere deutsche Fürsten besitzen. Hier ist die berühmte wassersüchtige Frau von Gerard Dow, welche man als das Gegenstück zum Marktschreyer des nämlichen Künstlers zu Düsseldorf betrachtet. Beide werden von Kennern für seine Meisterstücke gehalten, und mir würde es schwer seyn zu sagen, welchem von beyden ich den Vorzug geben sollte. Indessen ist das zu Düsseldorf umfassender.

In dem Innern dieses ganzen Pallastes ist nichts Königliches, nichts Großes, selbst nicht einmal große Zimmer, aber destomehr Vergoldung und veraltete geschmacklose Pracht. Es ist verboten, irgend Jemanden mit einem runden Huthe hinein zu lassen. Wir waren eine zahlreiche Gesellschaft, keiner hatte einen andern als einen runden und so that natürlich die Wache ihre Pflicht. Einer der Lohnbedienten wandte sich an einen Officier und sagte ihm, es wären Engländer. Der Officier zuckte die Achseln, rief die Wache, als wenn er mit ihr reden wollte und unterdessen giengen wir samt und sonders in

das Schloß. Ich führe sorgfältig solche kleine Züge an. Es sind mir ihrer so viele auf dem festen Lande vorgekommen, und sie beweisen samt und sonders, daß man Unrecht hat, es dem Engländer übel zu nehmen, daß er sich so manches erlaubt, was er sich nur darum erlaubt, weil man immer bereit ist, es zuzulassen.

Sie haben überall gelesen, daß Turin eine schöne und regelmäßig gebaute Stadt ist, daß fast alle Gassen Arkaden haben und daß diese Arkaden gegen den obern, darauf ruhenden Theil der Häuser ein schönes Verhältniß haben. Aber wissen Sie, daß diese Größe der Arkadenbogen ganz auf Kosten der niedern Stände erreicht wird? das erste Stockwerk ruht auf den Arkaden, und auf dem Boden sind die Gewölber, Läden, Magazine &c. Da aber die Arkaden sehr hoch sind, so muß zwischen dem Fußboden der Häuser und dem ersten Stockwerke noch etwas seyn: und dieses ist ein entresol, das man also von aussen kaum gewahr wird. Hier wohnen die mehresten Menschen der niedern Stände, die also sehr

dunkle, niedrige Zimmer haben und den Himmel nie zu sehen bekommen.

Ich habe immer bemerkt, daß die allermehresten Städte gegen die Stadtmauern zu gesperrt sind, d. h. daß die Gassen, welche nach den Mauern zu laufen, keine Oeffnung haben, sondern gewöhnlich auf eine Reihe Häuser stoßen, die mit diesen Gassen einen rechten Winkel macht. Dieß hat man weislich in Turin vermieden und mehrere Gassen sind gegen die Wälle offen, so daß man hin und wieder in einer Gasse die Wälle sehen kann. Dadurch bekommt die Stadt einen unabläßigen Zug von frischer Luft, der sehr zur Gesundheit derselben beytragen muß. Freylich hat der Umstand in kaltem Wetter auch seine Unbequemlichkeiten.

Wir ließen uns ein halbes Dutzend der besten Kirchen zeigen, und verloren gar bald das Verlangen, mehrere zu sehen. Für eine katholische Stadt, und dieß eine Italienische und eine Hauptstadt noch obendrein, empfehlen sich die hiesigen Kirchen weder durch ihren Bau, noch durch Reichthum, Pracht, Ge-

schmack, innere Verzierung, oder irgend etwas. Ich habe weit bessere in Frankreich, in den Oesterreichischen Niederlanden und selbst in Deutschland gesehen.

Wir fanden hier keinen Hof! der König und die Prinzen alle sind in der Grafschaft Nizza, nicht weit von der Armee und mit derselben. Die Prinzessin von Carignan ist auf dem Lande, und die Damen von Artois, Provence und ein Paar andere aus der königlichen Familie, die in der Stadt sind, leben jetzt eingezogen und halten keinen Hof. Von dieser Seite also hatten wir hier ganz und gar keine Ressource. Von öffentlichen Lustbarkeiten giebt es nichts als eine Opera buffa, und wenn es nicht um die Häuser von ein Paar Gesandten wäre, worunter eins eine liebenswürdige Italienische Familie ist, so würden wir unsern hiesigen Aufenthalt nichts weniger als unterhaltend finden.

Die Gesellschaft der hiesigen Oper kommt der Londoner nicht gleich; auch bin ich noch nicht Italiener genug, um immer wieder das nähmliche Stück zu sehen, und die nähmlichen

Grimassen, die nähmlichen Possen, die man in einer Opera buffa auskramt, zu belachen. Das Lieblingsstück dieser Jahreszeit sind i due Gobbi, wovon die Musick überaus schön ist. Man spielt nicht im großen Theater, welches schön ist, und für die ernsthafte Oper im Winter aufbehalten wird.

Es ist mir ein Paarmahl begegnet, des Abends zu Fuße in den Gassen zu gehen und ich erstaunte über die todte Stille, die ich um acht, neun und zehn Uhr in dieser Hauptstadt gefunden habe. In einigen Gassen traf ich fast Niemanden und nicht ein einzigesmal bin ich von einem öffentlichen Mädchen angeredet worden. Diese Waare scheint hier wenig gesucht zu seyn, woraus mancher auf die Sittlichkeit von Turin schließen möchte; allein ich habe Ursache zu glauben, daß, da die Profession so wenig zu gehen scheint, die Sache mehr Dilettanten mäßig getrieben wird.

In welchem elenden Zustande die Piemontesische Armee vor diesem Könige gewesen seyn muß, schloß ich unter andern aus dem Anblick, den das Zeughaus uns darboth. Dieß

ist ein ungeheures Gebäude und enthält in seinem Umfange ohngefähr alles, was zum Kriege gehört; aber ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als wir in den Saal kamen, wo die Waffen aufbewahrt werden. Hier hatte man so jämmerlich aufgeräumt, hier waren überall so große Lücken, daß ich wirklich nicht begreifen kann, was für Gewehr die Armee vor dem Kriege geführt haben muß, oder wie stark sie gewesen seyn mag.

Die Aussicht, die man von dem so genannten Weinberge der Königin, einem Landhause nahe bey der Stadt, hat, verdient wohl, daß man einen Spatziergang dahin macht. Sonst ist freylich wenig da zu sehen, und unter den Gemälden, die hier *aufgehangen* sind, giebt es mehrere, die ich *schlechterdings* in keinem meiner Zimmer dulden würde.

Wir giengen eines Morgens, die Universität zu sehen, welches ein weitläuftiges Gebäude ist, wo die bekannte Tafel der Isis, oder Isis-Tafel, allerhand Antiken, Aufschriften ꝛc. gezeigt werden. Aber hievon wollte ich nicht reden, wohl aber von der todten Sille,

die in dem ganzen großen Gebäude herrschte. Ich fragte, ob man jetzt Vacanzen hätte? (zu Anfang des Octobers?) Man gab mir eine kurze Antwort, auf die ich weiter nicht achtete, weil andere Dinge mich beschäftigten. Aber in der Folge fiel mir es wieder ein, und ich redete darüber mit einem Piemonteser, den ich wegen seines hellen Kopfes, seiner ausgebreiteten Kenntnisse und wegen gewisser satirischen Wendungen schon vorher ausgezeichnet hatte. Dieser gab mir denn einen schrecklichen Aufschluß über eine Sache, die sehr wenig Aufsehen erregt zu haben scheint. Der Mann sagte mir: Die Regierung habe die Entdeckung gemacht, daß die Welt nur zu viel schon wüßte, nur zu weise schon sey; sie habe also klüglich beschlossen, dem Uebel Einhalt zu thun, wenigstens so weit, als es von ihr abhieng, und daher schon seit geraumer Zeit die Universität aufgehoben Die Piemontesische Regierung sey militärisch; um ein guter Bürger zu seyn, sey es genug, sich wohl in den Waffen zu üben: und die Zahl der Officiers, die man für eine Armee brauche, sey, verhältniß-

mäßig gegen die Soldaten, nur sehr geringe; und überdieß sey es ganz und gar nicht nöthig, daß selbst diese Officiers eine Universitätserziehung erhielten, weil man doch nie gefunden habe, das die wahre Bravour in diesen litterarischen Gesellschaften gelehrt werde. Leute, die auf der Canzel etwas schwatzen könnten, würden sich immer genug finden und die Klöster seyen zu ihrer Bildung hinreichend; die Rechtsgelehrten wären Verdreher der Gesetze und die Aerzte schickten eine Menge Menschen ins Grab.

Nebenreise von Turin nach Rivolo — Aviliano — St. Ambrogio — Schloß *Veneria.*

Von Turin aus machten wir eine kleine Reise, die nur zwey Tage dauerte, mich aber sehr unterhielt. Da die Franzosen uns nicht erlauben wollten, durch Savoyen und über den Berg Cenis zu gehen, wollten wir uns wenigstens in einer gewißen Ferne diesem Paße

nähern. Wir giengen also bis St. Ambrogio, etwan drey deutsche Meilen auf der großen Heerstraße nach dem Cenis zu, wo wir übernachteten.

Auf unserm Wege dahin kamen wir an ein schön gelegenes königliches Lustschloß, Rivolo. Dieses würde von allen Schlössern des Königes das größte und prächtigste seyn, wenn es nach dem ursprünglichen Entwurf, von dem man dort das Modell zeigt, aufgeführt worden wäre. Was man jetzt sieht, ist nicht die Hälfte davon, und doch ist es ein Gebäude von sehr großem Umfange. Der König hat es kürzlich dem Herzog von Aosta geschenkt, der es eben jetzt ausbessern und die Oeffnung schließen läßt, wo das große Mittelgebäude nach dem ursprünglichen Entwurfe sich anschließen sollte, das denn aber nie gebaut worden ist.

Da dieses Gebäude auf einer ziemlichen Höhe steht, so hat es sehr weite Aussichten, und diese sind, nach allen Richtungen, überaus schön. Turin sieht man am Ende einer langen Allee, die von hier in gerader Linie dahin führt. — Das Städtchen Rivolo ist ein elendes, arm-

seliges Nest, und doch ist es der erste, folglich der auffallendste Gegenstand, den man von diesem Schlosse sieht.

Von Rivolo giengen wir etwan drey Italienische Meilen weiter und kamen durch eine kleine Abweichung von der Landstraße nach Aviliano, einem schlechten aber schön gelegenem Orte, in dessen Nachbarschaft zwey liebliche kleine Seen sind, um derentwillen wir vorzüglich den Umweg machten.

St. Ambrogio etwan 3 deutsche Meilen von Turin und 3 und eine halbe von Novalese, liegt in dem ersten Schlunde, den die hohen Alpen da bilden, oder wo sie, auf dieser Seite, sich recht eigentlich anfangen. Hier erstiegen wir einen Berg, auf deßen Spitze ein merkwürdiges altes Gebäude ist, und wo wir auf der einen Seite die weiten Ebenen der Lombardey, auf der andern aber tief in die Alpen hinein sehen, und den Mont Cenis deutlich beobachten konnten. Dem Roche Melon, einem der höchsten Alpenberge, waren wir noch näher.

Dieses alte Gebäude heißt St. Michael, hat aber das Ansehen eines festen Schlosses aus

den mittlern Zeiten. Zuverlässig scheint es mehr zum Angriffe und zur Vertheidigung gebaut zu seyn als für Gebeth und ein stilles betrachtendes Leben. Für eine Einsiedeley ist es zu groß und zu wichtig; aber einsam genug liegt es: und dieser Umstand scheint so sehr auf die Menschen gewirkt zu haben, daß das Gebäude bisweilen ganz verlassen ist, und selten von mehr als einem oder zwey Geistlichen bewohnt wird. Aber selbst in seinem jetzigen vernachläßigten und halbzerstörten Zustande hat es etwas sehr Großes und Mahlerisches, indem es sich mit seinen Thürmen und mancherley Zinnen auf einer Felsenspitze in die Luft erhebt.

Da der Berg Roche Melon uns hier vorzüglich sichtbar war, erkundigte ich mich genauer nach der berühmten jährlichen Messe, die aber nicht mehr gelesen wird. Es war wirklich ein geistlicher Jahrmarkt, den man mit vieler Beschwerde besuchte, nicht so wohl um eine Messe auf einer Alpenspitze zu hören, als um eine Partie zu machen, die doch für viele in Krankheiten sich endigte, weil wegen der Hö-

he des Berges, ein Theil der Gesellschaft unter freyem Himmel übernachten mußte.

Es war Nacht, als wir nach Ambrogio wieder zurückkamen, und ein Wirthshaus fanden, das auf der Straße von Genf nach Turin unter die besten gerechnet wird. In der That hat man dem Elende hier ein prächtiges Ansehen zu geben gewußt, und über den Thüren der sehr zahlreichen Zimmer laß ich die Namen von London, Paris, Rom und vieler andern Europäischen Hauptstädte. Gleichwohl konnte ich in ganzem Gebäude nicht ein Fenster ausfindig machen, das durchaus Glasscheiben gehabt hätte. Die Gewohnheit, geöltes Papier statt Glasscheiben zu gebrauchen, ist im Piemontesischen so ziemlich gemein, und selbst das schöne Turin ist hier und da dadurch entehrt.

Den 4ten Oct. giengen wir nach Turin zurück, indem wir unsern Weg über die Veneria nahmen, ein Lustschloß, auf welchem sich der König jährlich in der Jagdzeit aufhält. Auch hier haben die Fürsten des Landes ein abgeschmacktes Denkmal ihrer Eitelkeit und

falschen Größe errichtet: auch dieses Gebäude war von einem ungeheuern Umfange. In dem Spanischen Kriege wurde ein Theil davon zerstört, und doch ist noch jetzt Platz genug für den König und einen mäßigen Hofstaat. Die wenigen Gemählde, die hier hängen, sind schlecht, und die Familienportraits abscheulich, und so sind sie in jedem Gebäude seiner Majestät, das ich noch gesehen habe.

Hier sahe ich wieder jene großen und breiten Sandwege, ausgehauene, nackte Plätze und zugestutze, verschnittene Bäume: und das alles in einem heißen Himmelsstriche, während daß der Engländer, in einem kühlen Lande, nichts als Schatten, Grotten und kühle Wege sucht und der sumpfigte Holländer einen Canal um sein Haus gräbt. Allein ich habe schon so lange bemerkt, daß Individuen, so wie ganze Völker, in einem umgekehrten Verhältnisse zu ihren Bedürfnissen arbeiten, daß ich mich nicht mehr darüber wundere, und dem Schweizer vergeben kann, daß er, in der Mitte von allem, was in der Natur groß und schön ist, einen Baum in eine künstliche Form

martert und mitten in der schönsten Landschaft ein elendes Gärtchen sich zustutzt. Die Deutschen haben in dieser Rücksicht, so wie in den mehresten andern, ganz und gar keinen Charakter. Sie machten armselige Französische Gärten, so lange als sie alles, was Französisch ist, nachahmten, und nun machen sie armselige Englische Gärten, weil die Mode sich geändert hat.

Siebender Brief.

Reise von Turin nach Genua.

Die Collina mit ihrer Aussicht — Asti — Novi — die Borchetta mit ihrer weiten und schönen Aussicht — Aeuserst lebhafte und schöne Straße von Campo Marone bis Genua.

October 1793.

Wir verliessen Turin den 6ten October, und giengen nahe bey der Stadt über die Collina, auf deren Rücken ich eine reizende Aussicht hatte, indem ich nicht nur unter mancherley Gesichtspuncten Alles das wiedersah, was ich vorher von der Superga und andern Höhen der Collina gesehen hatte, sondern auch

eine große Mannigfaltigkeit von kleinern Partien, die man auf diesem Bergrücken selbst findet. Indessen bemerkte ich, daß dieses Gebürge nicht überall fruchtbar ist, sondern an manchen Orten sehr wilde Aussichten darbiethet. Es war ein herrlicher Tag und die Luft vollkommen rein. Da sahe ich ganz klar eine Menge der höchsten und merkwürdigsten Alpenspitzen, den Viso, an welchem der Po entspringt, den Genevre, den Cenis, Roche Melon, den großen St. Bernhardt und — den Rosa, der sich an den Gränzen von Wallis und Mayland zu einer ungeheuern Höhe erhebt.

Wir kamen durch das artige Städtgen Chieri und schliefen zu Asti, einer Stadt, deren 56 Kirchen und einsame Palläste mehr anzeigen, was sie gewesen ist, als was sie ist. Es war einer von jenen schönen Sommerabenden, wie ich sie bisweilen am Genfersee in den Monaten July und August gesehen habe; die Luft war rein und stille und eine warme Italienische Abendsonne vergoldete die mannigfaltigen Thürme und Spitzen von Asti. Die Lage dieser Stadt gefällt mir außeror-

dentlich, denn hier wird die große Pläne der Lombardey abermals durch kleine Hügel unterbrochen, von deren freylich unbeträchtlichen Höhen man abermals die Alpen und Apenninen sieht.

Von hier bis Alessandria und von da bis Novi, ist nichts, das diese Pläne unterbricht; sie ist tod und einförmig, und würde unerträglich seyn, wenn man nicht die Apenninen, denen man immer näher und näher kommt, im Gesichte hätte, während daß die Alpen sich noch immer in der Ferne zeigen. Uibrigens sind diese Plänen äuserst fruchtbar und gehören unter die allerbesten Striche von Europa.

Wir giengen nicht mit Postferden, sondern mit einem sogenannten Vetturino, welche Art zu reisen mir in einem schönen Lande sehr gefällt. Der Vetturino fährt mit den nämlichen Pferden, giebt Ihnen also Zeit, das Land zu sehen und eine Stunde in der Stadt umher zu gehen, in der man zu Mittage speißt. So belustigte ich mich

z. B. sehr, zu Alessandria, eine Italienische Messe zu sehen.

Wir blieben die zweyte Nacht zu **Novi** (im Genuesischen) diese Stadt liegt am schroffen Fuße der Apenninen, die sich so auf einmal aus der Pläne erheben, daß man dicht an der Stadt zu steigen anfängt; und dann geht man fast 5 deutsche Meilen beständig auf und ab, doch so, daß man die ganze Zeit über immer mehr bergauf, als bergab gehet. Die höchste Höhe, wo wir über die Apenninen giengen, heißt die **Bocchetta**, die einzige Fahrstraße, durch die man in das Genuesische Gebiete kommen kann. Als wir die höchste Höhe der Landstraße erreicht hatten, erstieg ich in etwa 10 Minuten die Spitze des Hügels, um *eine* Aussicht zu genießen, die ich nie vergessen werde. In der Mitte der Apenninen sah ich die mannigfaltig geformten Spitzen dieser Gebirge um mich, eine weite Aussicht auf die Ebenen der Lombarden, an deren Ende ich noch immer die Alpen entdeckte. Gegen Mittag zeigte sich unumgränzt das mittel-

ländische Meer, über welches hinaus ich dem Dey von Dunis gerade in sein Seraglio hätte sehen können, wenn es nicht um die Krümmung der Erdkugel und die Schwäche unserer Organen wäre. Was mich am meisten wundert, war, daß ich die Stadt Genua, oder wenigstens einen Theil derselben, mit blosen Augen sehen konnte, von der ich doch, wie ich wußte, noch auf 4 deutsche Meilen weit entfernt war. Mit einem grossen Glase konnte ich die höhern Häuser, die Thürme und Kuppeln unterscheiden. Die Reinigkeit einer Italienischen Atmosphäre ist freylich außerordentlich! Allein ich war nicht so weit von Genua, als ich dachte. Die Straße geht über diese steilen Berge durch so außerordentliche Krümmungen und Wendungen hinab, daß die 4 Meilen in gerader Linie nicht 2 betragen würden.

Zu Campo Marone kommt man wieder in die Ebene, und von da bis Genua geht man durch einen Auftritt, der schwerlich seines Gleichen in Europa hat, und den ich hier, in einer Republick, am wenigsten er-

wartet hätte. Sie wissen, wie oft ich Ihnen von der Lebhaftigkeit der vielen Landsitze und allem dem geschrieben habe, was die Nähe von London ankündiget, und wie mir, in Vergleichung damit, die Nachbarschaft aller andern Hauptstädte immer tod und arm vorkam, selbst Paris nicht ausgenommen. Nur diese Straße hier, die nach Genua führt, ist noch lebhafter, als irgend eine um London, hat eine weit größere Zahl von Landhäusern, besonders aber von großen Pallästen und kündiget eher die Hauptstadt von Europa an, als die einer Republick, die etwa 400,000 Seelen zählt. Der Umfang, die Höhe, die Pracht, mit der diese Landhäuser gebaut sind, geht über alles, was ich je gesehen habe und wird nur von den Pallästen in der Stadt selbst übertroffen. Die Straße selbst ist breit und so vortreflich angelegt und unterhalten, daß sie ihres Gleichen kaum hat. Sonst mußte man alle Viertelmeilen über einen Fluß gehen, der bisweilen den Paß ganz unmöglich machte. Diesem mußte man also zuerst sein Bette anweisen und mit Brücken belegen,

und alles das geschah auf Kosten der einzigen Familie Cambiaso.

Genua.

Ich kenne keine Stadt in Europa, deren Lage so prächtig ist, als die von Genua. Das Land, auf welchem diese Stadt gebaut ist, macht mehr als einen halben Zirkel. An den beyden Enden laufen große steinerne Dämme in das Meer, die mit starken Batterien versehen sind, und also den Eingang in den Hafen leicht sperren können. Allein was nützen alle diese Vestungswerke der Natur und der Kunst, wenn man sie nicht durch wesentliche Macht unterstützen kann! Vor 14 Tagen lief hier eine größere Zahl von Englischen und Spanischen Kriegsschiffen ein, als die Republick, welche im gegenwärtigen Kriege neutral ist, es hätte erlauben sollen. In so große Verlegenheit indessen diese ausländischen Kriegsschiffe die Stadt und den Rath setzten, so haben sie für uns viel Interessantes gehabt. Nachdem wir

uns mit dem Beschauen derselben einen Vormittag sehr angenehm unterhalten, und den Englischen und Spanischen Admiral auf ihren Schiffen besucht hatten, stachen wir in die See, um diese prächtige Stadt in ihrem ganzen Umfange zu sehen. Nur der Boden am Hafen ist ganz flach; er erhebt sich aber sogleich auf allen Seiten und das an vielen Orten so steil, das kein Haus das andere dem Auge verbirgt, sondern eins steigt immer hinter dem andern empor, bis auf eine beträchtliche Höhe hinauf. Es ist ein höchst majestätischer Anblick!

Diese Lage ist auch Ursache, daß es mehrere Häuser giebt, aus deren 2ten oder 3ten Stockwerke man ebenes Fußes in den Garten gehen kann. Auch sind fast alle Häuser der Grossen und Reichen so gebaut, daß sie künstliche Terrassen haben, entweder ganz oben statt des Daches, oder auf einem niedrigern Nebengebäude, so daß man aus dem 3ten und 4ten Stockwerke auf die Terrasse gehen kann. Manche haben beydes. Auf diesen Terrassen hat man Springbrunnen von Marmor, kleine

Grotten, Zitronen- Orangen- und Feigenbäume, Myrthen; einige wenige haben auch ziemlich große Cypressen. Es ist sonderbar genug, wenn man so über dem 6sten, 7den und selbst achten Stockwerke oben auf einem Hause umher geht, Schatten genießt und frisches Wasser neben sich rieseln hört, welches durch Wasserwerke von den Bergen in die Stadt geleitet und so durch alle Stockwerke hinauf getrieben wird, daß manche Häuser es an 10, 11, 12 Orten haben.

Mrs Piozzi wendet eine Stelle aus der Bibel sehr richtig auf Genua an: „das Silber wurde für nichts geachtet in den Tagen Salomons" – dieß kann man hier mit Wahrheit vom Marmor sagen. Eine Menge Kirchen sind inwendig ganz von Marmor; fast alle haben einen marmornen Fußboden. Selbst viele Häuser der Privatleute sind von Marmor; die Fenster- und Thürenstöcke, die Fußböden in den Vorsälen, die Treppen und die Vorsprünge der verschiedenen Stockwerke sind in sehr vielen Häusern durchaus von Marmor.

Die Höhe der Zimmer muß auch einem jeden, der von der andern Seite der Alpen kommt, auffallen. Zu London ist 14 Schuh eine gute Höhe für ein Zimmer und sehr wenige haben mehr als sechszehn. Hier giebt es wenig Zimmer in den Häusern der Großen, die nicht 20 Schuh hoch wären, und manche haben 24 bis 25 Schuh. Das Haus eines der Durazzo hat 25 Fenster in der Länge.

Bey dem allen ist doch nichts hier ganz vollständig, und ich stoße ohne Unterlaß an etwas, das mir sagt: In England würde das nicht so seyn. In den untern Theilen dieser prächtigen Palläste wohnen *oft Leute* von niedern Handwerken und *in dem* Durchgange unten sitzt häufig, zwischen marmornen Säulen und marmornen Statuen auf einem marmornen Fußboden – ein Schuflicker mit einem elenden Tische vor sich und zerlumpten Schuhen um sich her. Auch sind die prächtigen Treppen gewöhnlich bespuckt und nicht selten schmutzig, während, daß die Treppen in England durchaus rein

und oft mit Teppichen bedeckt sind. Und doch ist Genua vielleicht die reinlichste Stadt in ganz Italien. Die Architektur ist auch nichts weniger als correkt.

Die grössten Werke in und um Genua sind von Privatpersonen gemacht worden, und das auf einen Fuß von Größe, der der Zeit der Römer würdig ist. Hier ist unter andern ein Krankenhaus, in welchem jetzt über vierzehn hundert Personen sind, und welches von Privatpersonen gestiftet worden ist. Was mir besonders daran gefällt, ist, daß man ohne weiteres einen jeden Kranken darinne aufnimmt, er sey, aus welchem Lande und von welcher Religion er wolle. Das Ganze ist vortrefflich eingerichtet und wird mit Reinlichkeit unterhalten.

Der Adel von Genua ist noch immer ausserordentlich reich, und ganz wider die Gewohnheit des Adels anderer Länder, macht er nicht nur keine Schulden, sondern legt noch ansehnliche Summen zurück. Da nun dieses Land nicht Mittel und Auswege genug hat, um so vieles Geld anzulegen, so hat man es

in die Französischen Fonds gethan. Was die Summe ohngefähr seyn mag, hab ich nicht erfahren können, denn man redet sehr verschieden darüber. Einige rechnen sie auf 200 Millionen Livres.

Mich dünkt, wir sind drey oder vier Wochen zu früh hieher gekommen; denn es ist jetzt (in der Mitte des Octobers) hier noch so heiß, daß ich am Tage mich äuserst ermüdet und in der Nacht keine Ruhe gefunden habe. Ich bin gerade so, wie im July und August, gekleidet und habe mehrere Nächte hindurch unter dem blosen Bettuche geschlafen. Auch hab' ich häufig Kopfschmerzen gehabt: ein Uebel, über das fast alle meine *ausländischen* Bekannte klagen. Indessen ist es *eine* herrliche Stadt, und die nähmliche Hitze, die uns Nordmännern so beschwerlich ist, reifet in den Feldern die Olive, Citrone, Granate u. s. w.

Weiter sage ich Ihnen von der Stadt Genua nichts! Sie erwarten kein Verzeichniß von der so großen Menge vortrefflicher Gemählde, die ich in einigen Kirchen, und weit mehr noch in 8 oder 10 Pallästen gesehen ha-

be, so wenig, als eine Beschreibung von der unbeschreiblich prächtigen und mit Reichthum und Verzierungen beladenen Kirche St. Ambrogio und ein Paar andern, die ihr so gar viel nicht nachgeben. Nur ein Wort von van Dyck. Außerhalb England habe ich nirgends eine solche Menge von Gemälden dieses Meisters gesehen, als hier, und zwar mehrentheils sehr große und vortreffliche Gemälde. Es giebt einen Pallast hier, in welchem er Jahrelang gearbeitet und wo man ohngefähr noch alles hat, was seine Hand damahls hervorbrachte.

Die Pracht, mit der das Innere mehrerer Palläste meublirt und ausgeziert ist, geht vollkommen Hand in Hand mit dem übrigen. Palläste, Meublen, Verzierungen und Gemälde ist der hauptsächlichste Aufwand eines Genuesers von Adel. Auch empfangen sie öfters Fremde mit Pracht, aber ihre gewöhnliche Lebensart scheint sparsam zu seyn, und eine Menge Artickel von Aufwand, womit mancher Englische Große sich zu Grunde richtet, als Menge von Pferden, Kutschen, Rennpferden,

Jagdhunden, sorgfältige Unterhaltung mehrerer Landsitze und eine gastfreye Tafel, die selten mit einem ungeheuern Aufwande, aber nie dürftig und immer so besetzt ist, daß mehrere Bekannte uneingeladen Platz daran finden, kennt der Genueser gar nicht.

Der Landhäuser haben wir mehrere besucht; ich kann aber nicht sagen, daß irgend eins einen solchen Eindruck auf mich gemacht hätte, daß ich Ihnen eine umständliche Beschreibung davon zu geben wünschte. Wer an Englische Landsitze gewöhnt ist, findet auf dem festen Lande, in diesem Puncte, wenig Befriedigung. Auch hat man keinen Begriff hier von dem, was man eigentlich in England einen Landsitz nennt. Was ich hier gesehen habe, sind mehrentheils Gartenhäuser, oder, wenn Sie wollen, mehr oder minder prächtige Palläste in einem Garten.

Die Gärten selbst sind so, daß sie für einen, der sich zum erstenmale auf der südlichen Seite der Apenninen findet, immer viel Anzügliches haben müssen, wenigstens im Anfange. Es macht uns Bewohnern des kältern

Nordens Vergnügen, den Lorbeer, die Myrthe, die Aloe auf dem Felde stehen und die Granate, Citrone, Pomeranze, Olive ꝛc. unter freyem Himmel reifen zu sehen. Außerdem aber habe ich in der Gegend um Genua wenig Gärten gesehen, an denen ich den guten Geschmack rühmen könnte. Am merkwürdigsten war mir noch der Garten der Familie Lommelini, der größte von allen, die ich kenne. Er ist größtentheils im Englischen Geschmack, und es machte mir viel Vergnügen, Englische Anlagen mit Italienischen Producten ausgeführt zu sehen. —

Ich sagte weiter oben, daß wir den Englischen und Spanischen Admiral am Bord ihrer Schiffe besucht hätten. Wir besahen auch ein Französisches, eins von denen, die sich zu Toulon an Ludwig XVII ergeben, und das die Engländer nebst ein Paar andern mit sich hieher gebracht hatten. Dieß war eine gute Gelegenheit, die Kriegsschiffe von drey grossen Kölkern an einem und dem nähmlichen Orte mit einander zu vergleichen. Das Spanische Admiralschiff war von 120 Canonen, eine

Größe, die dieses Volk zuerst eingeführt hat, und welche die Engländer ungern und nur sehr langsam nachmachen; und wenn sie auch gelegentlich ein Schiff für 120 Canonen bohren lassen, so findet man nicht leicht mehr als 110 darauf: und selbst von diesen bauen sie äußerst selten eins. Die Spanier aber scheinen zu glauben, daß diese ungeheure Größe und diese Menge von Canonen ihren Schiffen ein Uebergewicht gebe; da ich hörte vom Spanischen Admiral, daß man jetzt ein Kriegsschiff *von* 130 Canonen bauete. Es fiel mir auf, daß dieser Admiral zugleich auch ein General ist: eine Sache, von der man in England durchaus nichts weiß, wo diese beiden *Professionen* sehr ausgezeichnet von einander *unterschieden* sind.

Ich glaube man empfieng uns ungerne auf dem Französischen Schiffe, welches wir besuchten! Ein seltsameres Gemische von Kleidungen ist vielleicht nie auf einem Kriegsschiffe gesehen worden! die Zahl der Officiers war außer allem Verhältnisse mit den Gemeinen, und von diesen Officiers trugen die mehresten

Ueberröcke von allen Farben; die wenigen Uniformen aber, die ich bemerkte, waren Uniformen der Republick, welche denn unter der weißen königlichen Flagge ihres Schiffes und mitten unter ihren Verbündeten, den Engländern und Spaniern, eine sehr erbauliche Figur machten.

Noch ein anderer Umstand belustigte mich. Die Matrosen erhielten eben ihr Mittagsessen, als wir am Bord des Französischen Schiffes waren. Da hörte ich denn etlichemal ein lautes Freudengeschrey mit vive le roi. Die Engländer kennen die Gewohnheit, ihren König so oft anzuschreyen, ganz und gar nicht, und hier fiel sie mir um so mehr auf, da diese sämmtlichen Truppen nur ganz kürzlich aus dem Dienste der Republik kamen, deren Uniform sie noch trugen.

Alle diese Kriegsschiffe liegen, innerhalb des Hafens, längs dem neuen Damme hin; allein die Engländer haben auch zwey Feuerschiffe mitgebracht und diese liegen weiter in den Hafen hinein und also ganz dicht an der Stadt. Außer der schmäligen Beleidigung,

die einem neutralen Freystaate dadurch zugefügt ist, setzt auch dieser Umstand die Genueser in die äußerste Unruhe, und die Engländer müssen sammt und sonders mit einem übeln Auge angesehen werden. Indessen mindert das nicht im geringsten die Achtung, die der Staat selbst Individuen erzeigt, wovon ich Ihnen hier einen auffallenden Beweis geben will. Wir wünschten vor einigen Tagen das Schauspiel vor dem Thore zu sehen; Lord *** bat also vorläufig um Einlaß in der Nacht: eine Erlaubniß, die nur der Doge selbst geben kann, weil bey ihm die Schlüssel abgehohlt werden müssen. Als wir in der Nacht das Thor erreichten, kam ein Soldat, (vermuthlich ein Hesse, der in Amerika gedient hatte) an den Wagen und fragte in Englischer Sprache, ob Lord *** darinne sey? Auf die bejahende Antwort wurden die Thore geöffnet und die ganze Wache stand unter dem Gewehr.

Achter Brief.

Reise durch die Herzogthümer Mayland, Piacenza, Parma und Modena nach Bologna.

Pavia — Kloster Certosa — fruchtbares Land zwischen Tortona und Mayland.

Den 18den October verließen wir Genua und übernachteten zu Tortona, einer unbeträchtlichen Stadt im Piemontesischen. Bis Novi mußten wir den nämlichen Weg zurück machen, den wir gekommen waren, weil das die einzige Fahrstraße im ganzeu Lande ist. Zwar kann man eine Strecke um Genua herum gegen Osten

und Westen fahren, allein diese Straße hört bald auf und verliert sich in einen Weg, der nur für Pferde oder Maulthiere ist. Auf diese Art geht man nach Nizza und Lucca.

Den folgenden Tag giengen wir bis Pavia. Hier fand ich in dem großen und schönen Universitäts Gebäude eine Naturaliensammlung, die an Vollständigkeit und systematischer Ordnung ihres Gleichen kaum hat. Die Sammlungen des Sir Aschton Lever's zu London und die im Haag sind größer und reicher, schöner und zierlicher, aber gewiß nicht nützlicher und beßer eingerichtet. Spalanzani ist an der Spitze und Lehrer in diesem Fache. — Die anatomischen Präparate gehören auch unter die vollständigsten und best eingerichteten, die ich irgendwo gesehen habe.

Ich wollte das Collegium des Pabstes Pius sehen, fand es aber mit Soldaten angefüllt. Eben so hatte man 450 Soldaten in das Seminarium, wo die jungen Geistlichen erzogen werden, gelegt, während daß man die Studierenden, einen jeden in seine Heimath ge-

geschickt hat. Ein Paar Kirchen waren mit Dragonern und Pferden angefüllt.

Da wir den dritten Tag nur wenige Posten bis Mayland hatten, besuchten wir Certosa, das berühmte Cartheuser Kloster, ein Paar Stunden von Pavia. Dieses Kloster, welches ursprünglich für 200 Mönche gestiftet war, deren Zahl endlich bis auf 50 herabkam, ist jetzt von 14 Mönchen des Cisterzienser-Ordens bewohnt. Als eine Carthause betrachtet war es vielleicht die vollständigste in der Welt. Jeder Vater hatte nicht nur, wie gewöhnlich, seine eigene Zelle, sondern ein ganzes eigenes Haus, das aus einem obern und untern Stockwerke bestand, jedes von mehreren Zimmern und dicht daran einen kleinen Garten. Alles das ist nun jetzt leer. Aber das sehenswürdigste ist die große Kirche, von deren Pracht und Schönheit die sämmtlichen Beschreibungen, die wir haben, keinesweges zu viel sagen. So viel Marmor, so viele Statuen und Basreliefs, so viele Edelsteine, Gold, Silber, eingelegte Arbeit und Gemälde von guten Meistern! die westliche Ausenseite hat Arbeiten in

weißem Marmor, deren viele sehr gute Cabinetstücke seyn würden.

Das Land zwischen Tortona und Mayland hat an Fruchtbarkeit seines Gleichen nicht. Es kann ohngefähr überall unter Wasser gesetzt werden und die Wiesen waren, nach einem Monate anhaltenden trockenen Wetters vom schönsten Grün. Auch ist dieß das eigentliche Reisland, ein Product, das beständiges Wasser erfordert, ja das so zu sagen unter dem Wasser wächst.

Der Unterschied der Wärme zwischen Genua und der Nordseite der Apenninischen Gebürge ist sonderbar auffallend. Während daß wir zu Genua schmachteten und selbst des Nachts vor der Hitze nur halb unsere Ruhe genossen, fand ich zu Tortona, Pavia und Mayland eine angenehme Temperatur, kurz das, was Sie in Sachsen an einem schönen Septembertage empfinden würden. — Den 31. Aug. hatten wir Caminfeuer zu Chaux-de Fonds (in der Schweiz) und den 20. und 22 Septemb. Schnee an und auf dem St. Bernhardt.

Mayland.

Ueber diese Stadt, mein lieber Freund, habe ich Ihnen nicht viel mehr zu sagen, als daß sie mir jetzt keinesweges das ist, was sie mir einst vor vielen Jahren war. Als mir einst Jemand sagte, daß Meyland unter diejenigen Städte Italiens gehörte, die am wenigsten Gemälde und Kunstwerke aufzuweisen habe, so wollte ich es nicht glauben; es hat aber seine gute Richtigkeit damit, und ein Reisender, der blos die Merkwürdigkeiten der Stadt sehen will, kann diese wirklich in 5 bis 6 Tagen sehen. Die hiesigen Häuser, Kirchen und Gemäldesammlungen, die man in einigen Pallästen sieht, sind für einen, der so eben aus Genua kommt, unbedeutend. Die sehenswürdigsten Gebäude zu Mayland sind, außer dem Dohme, der Erzherzogl. Pallast, das Opernhaus und die Wohnung des Fürsten von Belgioso.

Daß der alte Dohm noch immer nicht geendiget ist, wissen Sie, weil er wegen des Einkommens, das daran hängt, nie geendiget werden wird. Ich wunderte mich also auch

nicht über diesen Umstand, wohl aber darüber, daß in den vielen Jahren, seitdem ich ihn zuerst sahe, so gar wenig gethan worden ist. Der westliche Theil, welcher griechische Baukunst seyn sollte, wird nun wieder abgeändert und soll im gothischen Stile geendiget werden, um mit dem Ganzen nicht zu sehr abzustechen; doch läßt man die Fenster und ihre Verzierungen, welche auf griechisch sind, damit das Ding doch immer eine bunte Jacke bleibe, oder vielmehr, weil die Arbeit daran zu schön ist, um sie zu vernichten. So sagt wenigstens die Aufschrift, die man unten angebracht hat.

Ich habe das berühmte **Abendmal** von Leonardo da Vinci im Speisesaal von Maria delle Grazie auch wieder besucht. Ich fand einen Maler, der es eben copirte und sich ein Gerüste hatte errichten lassen. Natürlich ergriff ich diese Gelegenheit, um dieses berühmte Gemälde genau zu untersuchen. Es ist vollkommen richtig, daß diese Arbeit mehr als einmahl wieder übermalt worden ist, und das von Händen, die keinesweges des Leonardo würdig waren. Die alte Geschichte von den 6

Fingern wurde mir auch vollkommen klar. Entweder Leonardo selbst, oder ein anderer, der ihn zu verbessern dachte, änderte die Lage der Finger. Die Farbe, mit der man einen der ursprünglichen fünf Finger bedeckt hatte, ist wieder verschwunden, der verurtheilte Finger wieder zum Vorschein gekommen, und so ist es ganz natürlich, daß diese Hand ihrer sechse hat. –

Sie wünschen, lieber Freund, daß ich Ihnen mehr über Menschen sagen möchte, als ich zeither auf dieser Reise gethan habe! Damit müssen Sie nun wohl warten, bis wir nach Rom kommen, wo wir uns am längsten aufhalten werden, denn bis hierher sind wir noch nie ganze vierzehn Tage am nähmlichen Orte geblieben. Hätten wir uns aber auch viel länger an den Orten, die wir seit sechs Monaten besucht haben, aufgehalten, so würde ich doch noch immer nur wenig von Menschen geschrieben haben. Von den mannigfaltigen Abstufungen der bessern Mittelstände sehe ich äuserst wenig. Wir haben Briefe an Fürsten, Cardinäle, Minister, Gesandte, Mar-

quise, Grafen ꝛc. Dem einen machen wir unsere Aufwartung, bey einem andern bringen wir den Abend zu, und bey einem dritten speisen wir allenfalls zu Mittage, welches sich noch überdieß in Italien sehr selten zuträgt und zutragen wird, da dieses Volk nichts weniger liebt, als Mahlzeiten zu geben.

Auf alle Fälle ist die Menschenclasse, von der ich rede, diejenige, die sich auf dem festen Lande von Europa in allen Reichen am meisten ähnlich ist, und die Schattirungen, die sich doch hin und wieder finden, sind von der Art, daß sie nicht eben ein guter Gegenstand der Beschreibung sind, besonders, wenn man nicht lange genug unter ihnen lebt. Das wird Sie wohl wenig interessiren, daß die Großen hier früher speisen und früher in Gesellschaft gehen, als in England; daß die Damen zu Mayland und Genua Partitos oder Cicisbeos haben, zu Turin aber nicht; daß die Versammlungen des Adels zu Mayland zahlreicher sind, als die zu Turin; daß die gesellschaftliche Belustigung in einem Hause wirklich blos in Unterredung besteht,

und daß im andern wieder gespielt wird; daß man hier zu Mayland, so wie in ganz Italien fleißig in die Oper geht, und seine Bekannten, d. h. vorzüglich die Frauenzimmer, in ihren Logen besucht; daß die Logen der jungen und schönen Frauenzimmer einen grössern Schwarm von Mannspersonen haben, als die Logen derer, die es nicht sind; daß man zu Mayland sich mit seinen Bekannten auf dem Corso unterhält, wohin man Abends fährt, während daß man zu Genua lieber an gewissen Orten auf dem Lande einander trifft; daß ich zu Genua einmahl bei dem Englischen Minister speißte, wo sich Menschen von eilf verschiedenen Nationen beysammen fanden, die aber alle sich so wohl betrugen, daß ein aufmerksamer Beobachter hätte glauben können, sie wären alle aus dem nämlichen Lande; daß die Häuser der Gesandten so gar oft angenehmer sind, daß ein freierer Ton, eine größere Mischung von französischen Sitten darinne herrscht, als in den Häusern der Eingebohrnen; Und daß da es zu Mayland keine Gesandte giebt, ich die Gesellschaft der

Hauptstädte der zu Mayland vorziehe, obschon diese Stadt Italiens vorzüglich unter die geselligen gehört; daß ich immer noch nicht Italiener genug bin, um alle Abende die nämliche Oper mit Vergnügen zu hören, und nicht Bekanntschaften genug habe, um dieser Existenz durch die Menge der Logen, die man durchläuft, Mannigfaltigkeit zu geben. — — Uiber alles das könnte ich ihnen freilich umständlicher oder kürzer schreiben; aber ich glaube nicht, daß Sie viel Unterhaltung darinne finden würden, um so mehr da ein so ganz eigener Pinsel dazu gehört, die mancherlei verschobenen Carricaturen zu *malen*, die einem denn freilich in ziem*licher Menge* in Italien vorkommen.

Es muß iedem Menschenfreunde wehe thun, daß die Coltellata (Messerstich) die im Mayländischen einst ziemlich abgeschafft war, seit einigen Jahren ausserordentlich wieder in Gang gekommen ist. Viele glauben, es sey schlechterdings unmöglich, den Italienern das Morden abzugewöhnen; allein das Beispiel von Toscana zeigt, daß es doch mög-

lich ist, denn dort hört man nichts mehr von der Coltellata und noch weniger vom Erschiessen, welches zu Genua vorzüglich im Gebrauche ist. Ich erstaunte über die Menge der Verwundeten, die ich im grosen Hospitale zu Mayland fand, und erfuhr bei der Gelegenheit, daß man seit einigen Jahren diese Verbrechen nicht mehr so hart straft, wie ehemals.

Uibrigens fand ich dieses Hospital nach allem, das ich in dieser Art in andern Ländern gesehen habe, vortrefflich. Man sagte mir, sie hätten jetzt 1900 Kranke und für diese wären 27 Aerzte und 30 Wundärzte angestellt. — Auch hat man ein öffentliches Haus für venetische Krankheiten, wo Jedermann für 4 Paoli oder 3 Milanesische Lire, (etwan 13 Groschen) täglich seine Wohnung, Nahrung, Arzt und Arzneyen findet.

Als wir Carl Boromeo's groβes Lazareth besahen, bemerkte ich, daß sein Begräbnißort sehr gebraucht werde, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, eine von Josephs des Zweiten weisen Verordnungen. Dieser Fürst

hat alle Todten aus der Stadt verbannt und den verschiedenen Theilen derselben verschiedene Gottesäcker ausserhalb den Mauern angewiesen. –

Nicht weit von Monza hat der Erzherzog einen hübschen Sommerpallast, den er selbst gebaut hat, in einer überaus angenehmen Gegend, mit einem Garten, der theils Englisch, theils Französisch ist. Das Gebäude ist in einem sehr guten *Geschmack*, ohne Prätension, die Zimmer heiter und angenehm, ohne Pracht, ohne Vergoldung. Man sagt mir, daß vor 16 Jahren auf diesem ganzen Platze nichts als Felder *waren*. Dieß ist, wenn man spät speißt, *eine* angenehme Vormittagsexcursion, *und* man hat auch dabei Zeit, auch die Merkwürdigkeiten von Monza zu sehen.

Fruchtbares Land zwischen Mayland, Piacenza und Parma. — Lodi — Piacenza.

Den 27sten Oktober verließe wir Mayland und kamen gegen 3 Uhr zu Piacenza *an*.

Das ganze flache Land, durch welches wir giengen, kann freilich keine malerische Schönheit haben; aber unmöglich kann man mit Gleichgültigkeit eines der fruchtbarsten und angebautesten Länder von Europa sehen. Bis gegen Marignano sind die Reisfelder noch das wichtigste, deren sumpfigter Boden jezt, da die Stoppeln blos zu sehen sind, den Augen nicht eben den schönsten Gegenstand darbietet, besonders wenn man weiß, was mir ein Mayländischer Arzt sagte, daß die Sümpfe, welche der Reis erfodert, und welche man durch Kunst macht, das Leben des Anbauers verkürzen und daß die Bevölkerung in den Reisgegenden ohne Unterlaß abnehmen würde, wenn man sie nicht immer wieder aus den bergigten Theilen des Landes ersetzte. Bald nachher aber verliert sich das alles in die schönsten und reichsten Weiden von Europa.

Sie können sich nichts schöners denken, als das Grün der Triften und Wiesen viele Meilen um Lodi herum. In diesem Striche und nicht zu Parma, wird der berühmte Parmesanische Käse gemacht. Da man

aber in Europa unendlich mehr Parmesanischen Käse ißt, als dieser Strich hervorbringt, so folgt daraus, daß man ihn in vielen andern Strichen nachahmt, und so werden alle Käse, die man in den anstosenden Provinzen verfertiget, in das Ausland für Parmesan verkauft. Dieß ist denn, wie überall. Es ist eine wohlbekannte Sache, daß die einzige Stadt London mehr Portwein trinkt, als ganz Portugall hervorbringt. Aber dafür hat man Cyder, Brandewein und Schleensaft. Ein Lehrbursche eines großen Londner Weinhändlers sagte, er sey gewiß, sein Herr müsse in kurzem zu Grunde *gehen*, denn er kaufe beständig ungeheure *Lasten* von Cyder, und gleichwohl sähe er *doch* nie, daß er ein einziges Faß verkaufe.

Das hiesige Rindvieh gehört unter das schönste, das ich in Europa gesehen habe und ist ungleich größer, als das in der Schweiz. Gleichwohl zieht man aus diesem Lande eine große Menge desselben, das in diesem fetten Lande wächst und sich bildet, schöner und größer, als was man in der Schweiz sieht.

In diesem Striche und so weiter fort, durch die Herzogthümer Piacenza und Parma sahe ich wieder, was ich ausser England nirgends gesehen habe, — zahlreiche Heerden von Rindvieh, die in schönen fetten Grasfeldern weiden. Alle diese Felder können unter Wasser gesetzt werden, wozu die vielen Flüsse der Lombardey besonders vortheilhaft sind.

Lodi selbst ist keinesweges eine verächtliche Stadt, ob sie wohl nichts hat, das die Aufmerksamkeit des Reisenden an sich zieht.

Piacenza, das etwan 30,000 Einwohner haben mag, gefällt mir überaus wohl, ob man schon überall sieht — mehr was diese Stadt gewesen, als was sie jetzt ist. Wenn man auf einem großen Platze das schöne neue Kaufhaus, das majestätische alte Rathhaus, und die beiden Statuen des Alexander Farnese und seines Sohnes sieht, so denkt man an die Hauptstadt eines ansehnlichen Landes, oder an einen großen Handelsort; Piacenza aber ist weder das eine noch das andere und mehrere der hiesigen sehr großen

Palläste haben ein verlassenes Ansehen. Die beiden Farnese sind von Bronze, beide zu Pferde, über 20 Schuhe hoch und herrliche Arbeit von Johann von Bologna. — In dem Opernhause wird nur sehr selten gespielt.

Der Pallast des Fürsten ist rein ausgeräumt. Dieses weitläuftige, von Vignola angelegte Gebäude hat eine schlechte Wirkung von außen, und zeigt keinesweges von dem Geschmack dieses großen Baumeisters. Man muß hineingehen, um es groß und schön zu finden, aber dann wird man wieder durch die leeren Wände beleidiget; denn als der letzte König von Spanien Carl der 3te, der *als Don* Carlos Herzog von Parma war, *König* von Neapel wurde, nahm er alles *weg*, was ihm in den Gebäuden der beiden Herzogthümer gehörte und nicht *gehörte*. Und so haben denn die fürstlichen Palläste von Piacenza und Parma fast gar nichts aufzuweisen; in dem erstern ist weder eine Tapete, noch ein Tisch, noch ein Stuhl, und der letztere, welcher denn doch die eigentliche Stadtresidenz des jetzigen Herzogs ist, ist so armselig versehen, daß die-

ser beynahe das ganze Jahr hindurch zu Calorno wohnt, einem Landsitze, 10 italienische Meilen von Parma.

Zu Piacenza sahe ich das erste große Fresco-Gemälde in der Cathedralkirche. Wenn Jemand auf der andern Seite der Alpen ein Stück vom göttlichen Guercino hat, so hängt er einen Vorhang drüber und kündigt seinen Reichthum mit Pomp an. In der hiesigen Cathedralkirche ist die ganze Kuppel von Guercino gemalt, und die Farben erscheinen noch im schönsten jugendlichen Glanze, obschon das Ganze hin und wieder gelitten hat. — — So ist der Mensch! Ich glaubte, ich könnte meine Augen von dieser Kuppel zu Piacenza nicht abwenden und — sieben Tage später habe ich eine solche Menge Fresco-Gemälde von den größten Meistern gesehen, daß ich schon daran gewöhnt bin. Noch giebt es in dieser Kirche und in verschiedenen andern mehrere gute Gemälde, die sich aber besser sehen als beschreiben laßen.

Der Po, der nahe bey Piacenza vorbey fließt und hier freylich eine ganz andere Figur

macht, als zu Turin, hat blos eine fliegende Brücke und diese war jetzt beschädigt und unbrauchbar. Man setzte unsern Wagen auf ein so kleines, elendes und verdächtig aussehendes Boot, daß wir selbst uns in einem andern übersetzen ließen.

Den 28sten Octob. verließen wir Piacenza. Die Straßen in der ganzen Lombarden sind fast durchaus gut und die Postpferde laufen sehr schnelle. Die 38 oder 40 *Italienischen* Meilen bis Parma giengen wir in fünf Stunden.

Parma.

Ich weiß nicht, warum so *viele Reisende* mit Verachtung von *Parma* reden. Freilich sind die prächtigen Kunstwerke, die die Farnese einst sammelten, jetzt zu Neapel; aber in den Kirchen hier ist noch immer viel Schönes und Großes zu sehen. Hier sind nicht weniger als 2 Kirchen, deren Kuppeln von Corregio gemalt sind; unglücklicherweise sind sie beide sehr beschädigt. Ich sahe noch einige andere Freskos von diesem unsterblichen Meister, die ebenfalls mehr oder

weniger gelitten haben; aber seine Madonna della Scodella und die noch berühmtere heilige Familie in der Akademie sind in ihrer ganzen Herrlichkeit zu sehen. Der Director der Akademie nennte das letztere Stück ausschließlich Corregio's Meisterstück! Ich erinnerte ihn an die Notte zu Dreßden; er antwortete: „quello è la notte, questo il giorno." Der Mann war zu sehr für sein Gemälde eingenommen, als daß ich ihn hätte fragen mögen, ob er wirklich meynte, daß der Unterschied sey wie zwischen Tag und Nacht. Vom Dreßdner Corregio sahe ich nachher eine sehr schöne Kopie im Schlosse des Herzogs von Modena.

Die Akademie zu Parma ist sehr gut eingerichtet, die Zimmer reinlich und in grosser Ordnung, und mit einer Menge sehr guter Preisstücke geziert. Hier sind mehrere gute Gemälde von neuern Meistern und, außer andern Antiken, mehrere ganze Figuren von Marmor und griechischer Arbeit, die man vor nicht gar langer Zeit zu Velleii im Parmesanischen gefunden hat. Die Zimmer

der Akademie sind, nebst manchen andern Dingen, in einem Theile des herzoglichen Pallastes, den man den Pallast Farnese nennt.

Alles, was die Farnesi thaten, hat ein Gepräge von Größe, das weit, weit die Kräfte dieser kleinen Herzogthümer übersteigt. Hier muß ich denn vorzüglich das große Opernhaus anführen, nicht, um es zu beschreiben, denn Sie müssen von seiner ungeheuren Größe, von der besondern Anlage, und von seiner vortreflichen Architektur oft gelesen haben – sondern als einen Beweis der Eitelkeit kleiner Fürsten, und *wie alle* Dinge früher und später ihr niveau *finden*. Nach einer leichten Berechnung und Vergleichung, die ich mit andern Schauspielhäusern, die ich genauer kenne, machte, glaube ich gerne, daß es 12,000 Menschen halten kann. Zwölftausend Menschen für eine Stadt, die nicht 40,000 Einwohner hat! die Folge davon ist, daß man seit der Regierung des letzten Herzogs nie hier gespielt hat, daß keine einzige Couliſſe mehr übrig

ist, daß die Sitze entstellt sind, das Holz verfault, die Decke zum Theil offen, und die Gallerien und Treppen so, daß ich es für nöthig hielt, die obern Theile mit der größten Vorsicht zu besteigen. – Und nachdem nun diese Farnesi dieses Gebäude vollendet hatten, baueten sie ein anderes ganz kleines dicht daran. Diese Thorheit hab ich so gar oft in der Welt gesehen, kenne so gar viele, welche Palläste bauten und dann eine Hütte neben an, um darinne zu wohnen.

Jetzt spielt man weder im großen noch im kleinen Opernhause, sondern in einem dritten, wohin ich Abends auf eine Stunde gieng und die due gobbi fand, an denen ich mich schon in Turin müde gesehen hatte.

Die Gesellschaft, die ich in dem Parterre sowohl als in den Logen hier sahe, hatte nichts von der Zierlichkeit oder dem Glanze einer Residenzstadt; die mehresten Mannspersonen waren in Mänteln und die besser Gekleideten sehr einfach. Das Gebäude selbst, obschon vom großen Palladio, ist

schlecht, und ein großer Theil der Zuschauer kann nichts sehen, weil die beiden Seiten keine Chorde sind, sondern in geraden Linien mit den Coulissen fortlaufen.

Der Benedictiner, eines großen und schönen Klosters, muß ich mit Ehren gedenken. Sie haben seit einiger Zeit Del Turchi, einen jungen Maler von Verdienst, angestellt, alle Gemälde, die sich vom Correggio zu Parma befinden, zu copiren. Sie bezahlen ihm etwas für seine Arbeit und lassen ihm seine Copien, die er stechen lassen wird. Dieses nennt man public spirit in England: eine Tugend, die sich gewöhnlich nicht unter Mönnchen findet. Diese Väter haben selbst einen schönen Correggio, eine Abnahme vom Kreutze, an der ich den Maler beschäftiget fand.

In der Hauptkirche wurde ich durch ein kleines Denkmahl überrascht, welches ich hier nicht suchte, denn ich hatte vergessen, daß Petrarca hier begraben liegt. Er war Erzdechant von dieser Kirche.

Kein Reisender muß vernachlässigen, den sogenannten Giardino oder Garten zu sehen. Der Garten ist unbedeutend so wie das darinne stehende leere Gebäude, aber in diesem letztern sind noch einige sehr schöne Frescogemälde von L. Caracci, welcher hier starb, ehe er dieses Werk vollendete. Er liegt in der Cathedralkirche, dem Petrarca gegenüber begraben und hat eine kleine Kupferplatte mit einer Aufschrift. Cignani endete dieses Werk, das sehr gut erhalten ist; alle übrige Frescogemälde, womit mehrere Zimmer geziert waren, sind entweder zu Grunde gerichtet oder ganz ausgewischt.

Wir besuchten Bodoni, diesen unter den Liebhabern schöner Ausgaben so berühmten Buchhändler, oder vielmehr Buchdrukker. In England sind seine Prachtausgaben sehr bekannt und gesucht, und vielleicht giebt es kein Land, daß so viele seiner Ausgaben besitzt, als England. Seine Typen sind vortrefflich, ohne gerade die Englischen zu verwerfen; aber seine Druckerschwärze geht an Schönheit, d. h. an Schwärze, über alles,

das ich aus diesem und dem vergangenen Jahrhunderte kenne. Nur die Schwärze einiger sogenannten Ausgaben von 1400 oder Principes, kommt ihr vielleicht bei. Die Schwärze, deren man sich seit einigen Jahren in England für Macklin's Bibel, Boydell's Shakespeare und in der Clarendonischen Presse zu Oxford bedient hat, ist auch sehr schön; allein Kenner ziehen noch immer die Bodonische vor. Nur ganz kürzlich, *ehe ich* England verließ, erfand Jemand eine neue Schwärze, von der man hoffte, daß sie der Bodonischen gleich kommen, wo nicht sie üebrtreffen werde. Die Zeit wird das *weitere* lehren.

Zu bedauern ist es, daß das Papier, dessen Bodoni habhaft werden kann, nicht an die Vollkommenheit der übrigen Zweige seiner Druckerei reicht. In Deutschland wird es immer für sehr schön gelten; aber ich kenne mehrere unbedeutende Englische Werke, die auf besseres Papier gedruckt sind, als einige von Bodoni's besten Ausgaben. Er klagte mir, daß man ihm aus England seit eini-

ger Zeit kein velum-paper (französisch papier-velin) mehr schicken wollte; das aber, welches man in Frankreich macht, kommt dem besten Englischen bei weitem nicht bei.

Wie sehr man in England Bodoni's Ausgaben liebt, und wie viel wohlfeiler der Mann seine Bücher muß geben können, schliesse ich daraus, daß die Engländer ganze Ausgaben bei ihm haben machen lassen. So ist z. B. der größte Theil seiner Ausgabe von Grays Gedichten an einen Englischen Buchhändler gekommen, der diese Ausgabe bestellt hatte. Auch läßt jetzt Herr Trevor, der Englische Gesandte zu Turin, seines Vaters, Lord Hampden's lateinische Werke, in einer prächtigen Ausgabe bei Bodoni drucken.

Dieser Mann hat eine Pension vom König von Spanien, ich glaube von 1000 Scudi oder Speciesthalern. Gleichwohl soll er keinesweges ein reicher Mann seyn, wodurch es also ziemlich klar wird, daß er durch seine schönen Ausgaben nur wenig gewonnen hat.

Ich besinne mich nicht, irgendwo ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Prachtausgaben gesehen zu haben; da dieses gleichwohl vielen Lesern sehr angenehm seyn möchte, will ich dasjenige ins Enge ziehen und hier einrücken, das er mir selbst gegeben hat. Das Geld ist in Dukaten und Paoli, deren 20 einen Dukaten machen.

1	Amadulii Epist. ad I. B. Bodonium qua emendatur et suppletur Comment. de Anacreontis genere eiusque Bibliotheca 8.	0	15
2	Ανακρεοντος τηιου μελη etc. 8.	3	—
3	Idem carta real-fina levigata	2	—
4	Ανακρεοντος τηιου μελη 16	1	—
5	Ανακρεοντος τηιου μελη, Odi di Anacr. tradotte in versi Italiani da Eritisco Pilenejo	3	—

6	Anacreonte, le Odi tradotte da Eritisco Pilenejo etc. 8	o 10
7	Arteaga Lettera a G. B. Bodoni intorno alla censura publicata da Cav. Vannetti contro l' edit. Parm. d' Orazio del 1791	o 15
8	Clemente Bondi, la Giornata Villereccia, 8	o 5
9	Catulli, Tibulli et Propert. Carm. foglio gr.	15 —
10	Idem Carta real-fina levigata	10 —
11	Corn. Taciti Opera, Vol. II. picciol. fogl.	10 —
12	Idem carta real-fina levigata	6 —
13	Comaschi, Vincenzo, Saggio sopra l' epigramma Ital. 8. gr.	o 10
14	De Imit. Christi, libri IV. fol. gr.	12 —
15	Idem, carta real. fina lev.	6 —

16	Επικτητε Εγχειριδιον, trad. da Erit. Pilenejo, 4. gr.	3	—
17	Idem, in 8. picc,	1	—
18	Enforbo Melesigenio, Omaggio poet. alla S. A. di G. di L. princ. di Carignano etc.	1	—
19	Idem carta real. fina lev.	0	10
20	G. Faerni, Cremon. Fabulae centum etc. et ejusd. Carm. varia; 4. gr.	2	—
21	Faoniade, Inni ed Odi di Saffo, tradd. del gr. da S. T. I. A. 8. picc.	0	10
22	Gray, Poems, in lingua Ingl. 4. gr.	3	—
23	Idem, 4 picc.	2	—
24	Gray, Elegia inglese Sopra un cimitero campestre, trad. da G. Torelli	1	—
25	Guarini, Pastor fido; in picc fogl.	5	—
26	Idem, carta real. fina lev.	3	—

27	Hampden, Roberti vicecomitis, de Britannia Lathmon, villa Bromhamenſis etc.	20	—
28	Idem, carta real. fina lev.	10	—
29	Καλλίμαχȣ Κυρηναιȣ υμνοι τε και επιγραμματα etc.	12	—
30	Idem, carta real. fina lev.	6	—
31	Καλλιμαχȣ Κυρ. υμνοι, τε και επιγρ. colla ſua verſione toscana etc.	6	—
32	Idem, il Solo testo gr.	—	12
33	Καλλιμαχȣ etc. Inni di Callimaco etc. 4. gr.	2	10
34	Κεβιτος Θεβαιȣ πιναξ, La Tavola di Cebete Tebano. 8. gr.	1	—
35	Lines addreſſed to victory in conſequence of the ſucceſs of Lord Cornwallis and his army against Tippoo Saib, di Miſs Corn. Knight etc.	0	10

36 Λογγινϐ, Διονυσιϐ, περι υψϐς, fogl. gr.	12	—
37 Idem, carta real. fina lev.	5	—
38 Λογγινου, Διονυσιϐ 4. gr.	3	—
39 Λογγινϐ, Διονυσιϐ etc. il Solo teſto gr. 8. picc.	o	15
40 Longo Soſiſta, degli Amori di Dafni e di Cloe traduz. dal gr.	1	—
41 Lucini P. Mediolan. Opticae juxta Newtonianas leges lat. verſ. expoſitae l. IV.	—	15
42 Manfredi E. Poeſie, con un riſtretto della ſua vita etc. 8. gr.	1	—
43 Μουσαιϐ του γραμματικου τα καθ ηρω κ. λεανδρον etc. trasportate in verſi ital. da G. Pompei 4. gr.	1	—
44 Olivieri, Maur. Ben. de Sacro Ebraico textu disputatio. 4.	o	5

45 Parini, Gius. le Odi già divolgate; 8. picc. o 10

46 Pasta, Gius. Protofisico di Bergamo, del coraggio nelle malattie etc. 1 —

47 Poliziano, Ang. le Stanze, di nuovo publicate, 4. gr. 2 —

48 Idem, carta real. fina lev. 1 —

49 Irandi, P. D. Girol. differtaz. intorno al Sublime, 4. gr. 1 —

50 Publ. Virgil. Maronis Opp. Vol. II. gran. fogl. 40 —

51 Idem, carta real. fina lev. 20 —

52 Q. Horat. Flacci Opp. gr. fogl. 50 —

53 Idem, carta real. fina lev. 25 —

54 Idem, 4. grande, carta real. fina lev. 3 —

55 Roncalli, C. cento epigrammi lat. trad. in versi ital. 8. 1 —

56 San Raffaele, Disgrazie di Donna Urania etc. 8. o 15

57 Tasso, Torqu. Amenta; gr. fogl.	10	—
58 Idem, carta real. fina lev.	4	—
59 Thomson, James, the Seasons, inglese, in picc fogl.	5	—
60 Idem, in 4. carta real. fina lev.	5	—
61 Titi Lucret. Cari, de rerum nat. libr. IV.	0	15
62 Idem, carta real. fina lev.	0	10
63 Θεοκριτȣ, Μοσχου, κ. Βιονος ειδιλλια παντα etc. a Bern. Zamagna Rachus. lat. vers. expressa, 8. gr.	2	10

Reggio - Modena.

Den 29sten Octob. Abends verließen wir Parma und giengen noch bis Reggio (im Modenesischen) wo wir übernachteten. Auch hier sind mehrere schöne Kirchen, einige gute merkwürdige Denkmäler und einige Gemälde. Das alles aber kann man in weniger als zwey Stunden sehen, denn die besten Gemälde sind

nicht mehr hier, wie ich Ihnen in der Folge sagen will.

Den 30sten gegen Mittag, kamen wir zu Modena an, eine Stadt, in der ich ungleich mehr fand, als ich erwartete, und die mir ganz vorzüglich gefällt, vielleicht darum so sehr, weil ich sie so ganz anders, als die Reisebeschreiber, die ich gelesen hatte, sie vorstellen. Statt der engen, niedrigen und dunkeln Arkaden, von denen Büsching und andere reden, fand ich sie geräumig, helle und wenigstens größtentheils gerade so hoch, als die verhältnißmäßige Höhe der Häuser es zuläßt. Die Gassen sind hier nicht so breit, und die Gebäude nicht so riesenförmig, wie die zu Turin; aber dafür ist das kleinere Modena ungleich reinlicher, gefälliger und selbst lebhafter. Wenig Orte haben mir so wohl gefallen, als dieser, und ich bemerkte so manches, das mir ohne Unterlaß sagte, ich sey nicht in Italien.

Auch fand ich hier nicht die stille Oede, die mir in den mehresten kleinern Städten Italiens auffällt, wo alles stille zu stehen scheint, und wo die grosen Gebäude und die ansehnli-

chen Palläste Ihnen ohne Unterlaß sagen, daß sie aus bessern Zeiten herrühren und zu groß für die gegenwärtigen Besitzer sind. Man hat hier einige Fabriken, treibt etwas Handel und selbst die Juden werden hier geduldet und machen eine ziemliche Kolonie aus, die mehrentheils aus wohlhabenden Familien bestehen soll.

Hier ist ein artiger öffentlicher Spatziergang, ein wohl unterhaltener Garten, der für jedermann offen steht und eine *niedliche* Citadelle, die ein so martialisches Ansehen hat, in der so viel Kanonen zur Schau stunden, und in der die Soldaten so *thätig* zu seyn schienen, daß mir das Ganze *mehr wie* die Gränzvestung eines großen Landes *vorkam*, während daß sie nichts anders *als* das Spielwerk eines kleinen unbedeutenden Fürsten seyn kann.

Das herzogliche Schloß, welches in einem guten Theil der Stadt steht, hat ein neues, frisches Ansehen, wird durchaus sehr reinlich gehalten und ist so groß, daß es für einen weit wichtigern Fürsten noch ansehnlich seyn würde. Auch ist es ein sehr gutes Gebäude, und ich würde es unter die besten rechnen,

nen, die ich gesehen habe, wäre die vierte Seite des Vierecks in der nämlichen prächtigen Architektur geendiget, in welcher die übrigen drei Seiten es sind. Indessen ist doch der architektonische Geschmack in diesem Gebäude keinesweges rein. Der Herzog bewohnt nur einen sehr kleinen Theil desselben.

Das beste in diesem Schlosse ist für den Fremden eine vortrefliche Gemäldesammlung. Sie wissen, daß das Vorzüglichste aus dieser Gallerie für etwan 300,000 Thaler nach Dreßden verkauft wurde, und seit der Zeit hat man sie als unbedeutend betrachtet. Allein der Herzog hat Mittel gefunden, sie zu rekrutiren, ausserdem, daß schon damals, als das beste nach Dresden gieng, noch manches gute Gemälde hier blieb. Wodurch sie sich aber am meisten wieder erholt hat, ist, daß der Herzog seit einiger Zeit eine Heimsuchung in den sämtlichen Kirchen und Klöstern seines Landes angestellt, die besten Gemälde herausgenommen und in seine Gallerie verpflanzt hat. Dies ist denn eine rechte fürstliche Art, seine Liebhaberei zu be-

friedigen! Indessen sind Reisende und Künstler ihm gar sehr dafür verbunden; denn ausserdem, daß man nun so viele gute Gemälde hier beisammen sieht, hängen sie in einem bessern Lichte und werden ungleich reinlicher gehalten, als es gewöhnlich in den Kirchen der Fall ist. Hier sind nicht weniger als funfzehn Stück von Guercino, mehrentheils sehr groß, und einige derselben bekannte Meisterstücke. Alle diese Gemälde hängen in einer Reihe von Zimmern, *die* besser meublirt und samt und sonders bewohnbar sind, als die besten zu St. James.

In dem nämlichen Pallaste, sind noch allerlei sehenswürdige Dinge, *worunter ich* blos die Bibliothek *anführen will*, nicht nur, weil sie zahlreich und sehr gut eingerichtet ist, sondern weil sie täglich für Jedermann offen steht, 5 Stunden im Winter und 6 Stunden im Sommer.

Wenn dieser Pallast und einige andere Dinge zu prächtig für diesen kleinen Herzog sind, so kann ich ihm in andern Dingen

keinesweges den nämlichen Vorwurf machen. Ich sah ihn, eben da er von seinem Landsitze ankam. Seine Kutsche sowohl als die seines Gefolges, Bediente, Kutscher, Reitknechte waren samt und sonders so, wie in England kein Mann, der 2000 Pf. jährlich Einkünfte hat, sie um sich dulden würde.

Man muß zu Modena auf den sehr hohen Thurm der Hauptkirche gehen, von dem man eine schöne Aussicht hat, besonders auf die Apenninen, die nicht so gar weit entfernt sind, und von denen man hier eine schöne Kette sieht.

Sollten Sie es wohl glauben, daß man in einem sehr stark verwahrten Gewölbe dieses Thurmes noch immer mit äusserster Sorgfalt aufbewahret und mit vieler Parade zeigt — den Eymer, den die Modeneser 1352 den Bolognesern abnahmen und welcher den Anlaß zu Ariosto's Secchia rapita gab? Das lächerlichste dabei ist, daß die Leute, die das Ding zeigen, und der Lohnbediente, der Sie begleitet, noch diese Stunde auf

die Tapferkeit ihrer Vorväter sich etwas zu Gute thun und die Kühnheit preisen, mit der sie in ihren Kriegen diesen Eymer von den Stadtthoren von Bologna abnahmen und als ein Zeichen ihres Triumphs zurück brachten.

Die Mühe, die sogenannte Academie der Künste zu Modena zu sehen, kann man sich ersparen. Sie ist noch in ihrer Kindheit und in ihren Sälen ist nichts zu sehen als Preisstücke, und einige wenige Gemälde von verschiedenen Meistern und einige Abgüsse von Antiken, und diese nicht die wichtigsten.

Des hiesigen Schauspielhauses, obschon merkwürdig durch seine Form, indem es gerade das Gegentheil von andern, nämlich mehr breit als lang ist, würde ich schwerlich gedenken, wenn wir hier nicht ein ernsthaftes Lustspiel oder eine Art von Drama gesehen hätten, über das wir recht herzlich gelacht haben. Die Scene liegt in England, und die Namen waren Englisch: das ist aber auch alles, denn das übrige war so

wie die Sprache, vollkommen Italienisch. Es war sehr unterhaltend für uns, einen Obersten zu sehen, der, in England, einen jungen Menschen mit Gewalt für sein Regiment wegnimmt, und einen Lord, der mit bewaffneten Soldaten in das Haus eines Bürgers einbricht. In einem andern Auftritt zieht der Oberste seinen Degen gegen einen Bedienten, und schlägt sich nachher mit dem Lord, im Beyseyn eines Frauenzimmers. Doch dies ist nicht mehr und nicht weniger, als was ich auch in deutschen Stücken gesehen habe, deren Verfasser ihre Scene an irgend ein Land, in irgend einen Welttheil legen, und dann weiter nicht daran denken. Man möchte ihnen zurufen, was ein Universitätspedant in einem Englischen Schauspiele ausruft; als ein Officier Englische Worte mit einem ganz falschen und affectirten Accente ausspricht und es für Griechisch ausgiebt. Der Pedant schreyt: it is all English, rank English.

Wir blieben noch den größten Theil des folgenden Tages hier und giengen dann nach

Bologna, welches nur drei Posten oder 24 Italienische Meilen entfernt ist.

Bologna.

Bologna oder Bononien ist eine ausserordentliche Stadt; ich könnte sehr viel darüber schreiben, habe aber gleichwohl beschlossen, nur sehr wenig davon zu sagen. Alles, was den Fremden hier interessirt, und uns täglich von 9 bis um 4 Uhr beschäftiget, ist von solcher Art, daß es einen entfernten Freund schlechterdings *nicht interessiren* kann; dnnn die größte *Herrlichkeit* dieser Stadt bestehet in einer so ungeheuren Menge von Gemälden der besten Meister, daß ich viele Bogen mit einem Verzeichnisse der besten und merkwürdigsten anfüllen könnte. Was ich hier sehe, geht weit, weit über meine Erwartung, und ich habe jetzt erst verstehen gelernt, was ich freilich oft schon vorher gehört hatte, nämlich daß nach allem, was man aus Italien in andere Länder gebracht hat, einige Städte

noch immer so viel haben, als man in den größten Ländern auf der andern Seite der Alpen zerstreut findet.

Um Ihnen nur einigermaßen einem Begriff von dem ungeheuern Reichthum zu geben, den diese Stadt an Gemälden hat, will ich ihnen sagen, daß unter den 215 Kirchen, die sich in dieser Stadt befinden, keine einzige ist, die nicht wenigstens ein Gemälde habe, und daß es unter den 215 nicht 30 giebt, die nicht wenigstens eins von einem Maler besitze, dessen Name in der Geschichte der Kunst bekannt ist. Reisende besuchen von allen diesen Kirchen gewöhnlich nur 30 bis 50 in welchen man das beste und wichtigste findet. Manche derselben haben so viele Gemälde, daß man jede wie eine Gallerie betrachten könnte. Was einmal da aufgestellt ist, kann nicht wieder herauskommen, und so könnten Sie 20 der vornehmsten Gallerien von Europa durchwandern, ohne nur halb so viel Meisterstücke der Bolognesischen Schule zu sehen, als hier. Viele dieser Gemälde sind auch blos für Kirchen, indem manche

20 und 30 Schuhe hoch sind. Auch findet sich hier sehr viel aus andern Schulen, und von ganz alten Meistern giebt es manches trefliche Stück.

Ausser den Kirchen sind hier zwischen 30 und 40 Palläste, die ebenfalls Gemäldesammlungen haben, deren mehrere überaus wichtig sind. Die Häuser selbst oder Palläste, wie man sie mit Recht nennen mag, sind von ausserordentlichem Umfange, und in einem sehr großen Stil gebaut. Sie rühren größtentheils aus Zeiten her, in denen der Bolognesische Adel reicher und prächtiger war, als er jetzt ist. Mir, der ich die Einkünfte so vieler Engländer kenne, kommt es höchst sonderbar vor, wenn ich diese ungeheuern Gebäude mit allen ihren Gemälden sehe und dann höre, daß Prinz oder Fürst A. Graf B. und Marquis C. nicht 20,000 Thaler jährliche Einkünfte haben, und daß es so viele vom ersten Adel hier giebt, die nicht 10,000 ja nicht 7000 jährlich verzehren können. Auch leben sie sehr ökonomisch und entschädigen sich durch äussere Pracht für das,

was ihnen im Innern ihres Hauswesens abgeht. Man führte uns in die Remisen des Grafen von Tanari, wo ich nicht weniger als 8 Kutschen zählte, von denen drei überaus reiche Staatskutschen waren. Und für alle diese Wagen hat mancher nicht 10 Pferde. Auch sind die vielen und großen Zimmer entsetzlich arm an Meubeln, und ich glaube, daß manches Haus in London, das nicht den sechsten Theil eines hiesigen ausmacht, nicht nur mehrere hat, sondern auch daß die letztern von ungleich größerm Werthe sind. Selbst die besten Meubeln sind hier mehr prächtig als elegant und bequem, und während daß ich Sammt und Gold an den Wänden umher und auf den Betten und Stühlen sehe, muß ich auf einem elenden kalten Boden von Ziegelsteinen gehen, weil der Gebrauch der Bodenteppiche hier noch ganz unbekannt zu seyn scheint.

Der Cardinal-Legat (der päbstliche Gouverneur) wohnt in einem ungeheuern Pallaste, in dem die breiten Treppen so angelegt sind, daß man sehr bequem auf- und abreiten

kann. Aber alles sieht alt, dunkel und traurig aus. Besucht man ihn, so muß man erst durch eine Reihe von Schweizergarden wandern, dann durch lange Säle, hohe, breite Treppen ꝛc. Endlich kommt man in einen traurigen Vorsal, wo ein Dutzend Soldaten von seiner Garde zu Pferde theils schlafen, theils an einer schmutzigen Tafel mit schmutzigen Karten spielen. Ich schreibe Ihnen *hier nichts*, als was ich gesehen habe. Dann kamen wir noch weiter in ein anderes Zimmer, wo eine Art von Kammerjunkern, in voller Kleidung, mit Degen und Hut unter dem Arm, gegen die geistlichen Bedienten abstachen, deren ich etwan auch ein Dutzend sahe.

Der Cardinal hatte uns die Zeit bestimmt, wir fanden ihn aber noch in der Messe und hatten so Gelegenheit, alles zu beobachten. Endlich kam er mit seinem Gefolge, wovon einige ihm sein rothes Kleid trugen, gieng bey uns vorbey und wir folgten ihm durch zwey Zimmer. Sobald er mit dieser Parade in das letzte Zimmer gekommen war, entließ er sein Gefolge, drehte sich um und empfieng uns mit

aller Höflichkeit und aller Leichtigkeit eines Hofmannes. Wir sprachen französisch, und ich fand ihn angenehm und unterhaltend. Er heißt Andrachi, und ist Gesandter in Polen und Rußland gewesen. Beym Weggehen sah ich abermals eine besondre Edikette! Sobald wir von unsern Sitzen aufstanden, eilte er vor uns, ging vor uns aus dem Zimmer, und so weiter bis an die zweyte Thüre, wo er stille stund und sich tief verbeugte.

Diese Legaten werden alle drey Jahre abgeändert oder bestätigt. Der gegenwärtige ist schon seit 8 Jahren hier und scheint geliebt zu seyn. Man sagt mir, dies sey von allen Stellen, die der Pabst zu vergeben hat, die beste.

Uebrigens hat Bologna seine eigene Regierung, die aus 50 Adlichen besteht, welche Senatori heißen. Die Stadt hat noch immer eine Menge Vorrechte, und der Pabst zieht nur sehr wenig von ihr.

Einige Tage, nachdem wir bey dem Cardinal-Legaten gewesen waren, der uns, wohl zu merken, in dieser Zeit zu keiner Mahlzeit eingeladen hatte, kam einer seiner Bedienten

und bat um ein Trinkgeld. Wer auf dem festen Lande irgendwo speißt, muß für seine Mahlzeit bezahlen; aber daß ein Bedienter Geld fordern sollte, weil ein Fremder seinem Herrn einen Besuch gemacht hatte, war mir in der That etwas Neues.

Ueber das so oft beschriebene **Institut** zu Bologna sage ich Ihnen weiter nichts, als daß es seit Lord Cowper's Tode einen *schönen* und beträchtlichen Zusatz erhalten hat. Schon vorher hatte jede Wissenschaft ihren eigenen Saal, wo sich die ihr nöthigen Instrumente befinden. Nun hat man noch die ganze Sammlung von Lord Cowper's *astronomischen, physischen und mathematischen Instrumenten* dazu gekauft, die größtentheils *Englische* Arbeit sind.

Dieses Institut war schon längst wegen der anatomischen Wachswerke, und ganz vorzüglich im Fache der Hebammenkunst berühmt. Diese Sammlung findet sich hier vielleicht vollständiger, als irgendwo in Europa, und ist nun noch durch die Wachsarbeiten aus Lord Cowper's Cabinet ansehnlich vermehrt worden,

welche zu Florenz gemacht worden und eben so schön gearbeitet als elegant und geschmackvoll aufgesetzt sind. Die ältere Sammlung, die man schon vorher in diesem Institute hatte, wurde größtentheils von der Hand eines Frauenzimmers verfertiget, A. Morandi Manzolini. Sie war eine Bologneserin und starb 1740.

Für Lord Cowper's Sammlung hat man 1500 Sechinen (Dukaten) bezahlt; eine wahre Kleinigkeit, wenn man bedenkt, was für eine Sammlung es ist. Man sagt mir, er habe in seinem Testamente verordnet, daß diese Sammlung an Niemanden, es sey ein Individuum, Gesellschaft oder Stiftung, zu Florenz verkauft werden sollte: und dieß war sein Wohnort, die Stadt, in der er einen großen Theil seines Lebens zugebracht hat, und durch deren Souverain er zum deutschen Reichsfürsten gemacht worden war.

Wenn wir hier Abends nicht irgendwo versprochen waren, so mußten wir unsere Zeit auf unserm Zimmer zu bringen; denn der heilige Vater hat beschlossen, daß er in seinen sämtlichen Staaten weder Schauspiele irgend

einer Art noch öffentliche Belustigungen gehalten werden sollen, so lange die Kirche nicht in ihre Rechte und Besitzungen in Frankreich wieder eingesetzt ist. Die Kirche ist also jetzt in Trauer, und wird es, fürchte ich, noch lange seyn!

Ich habe die Alpen vergangenen Sommer aufs neue so sehr lieb gewonnen, daß die milden und fruchtbaren Gegenden und die Apenninen Italiens mich doch nicht ganz schadlos halten. Eines Tages, als es sehr helle war, gieng ich auf den Stadtmauern zu Bologna spazieren, und Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Vergnügen mir ihre Erscheinung machte. Als wir von hieraus nach Florenz giengen, hätte ich sie wieder sehen können, und das nicht gar weit von Florenz. Auf der höchsten Höhe der Apenninen, wo ich den zweyten Tag auf unserer Reise von Bologna nach Florenz des Morgens paßirte, sind sie, wie ich nachher hörte, sehr deutlich zu sehen. Allein das Wetter war so, daß wir oft nicht 100 Schritte weit sahen.

Neunter Brief.

Reise von Bologna nach Florenz.

Paß über die Apenninen — Unterschied des Clima auf beiden Seiten dieses Gebürges — Italienische Bäume, Früchte u. s. w.

November 1793.

Mein Paß über die Apenninischen Gebürge von Bologna nach Florenz war sehr schlecht und ich hatte die ganze Zeit über eine lebhafte Erinnerung von Livius Beschreibung, als Hannibal über dieses Gebürge gieng, wo der Sturm und das Wetter so waren, daß man kein Zelt aufschlagen konnte, daß die Soldaten oft Halte machen und sich vom Winde wegdrehen muß-

ten, um zu athmen; daß Hannibal hier sein Auge und den Rest seiner Elephanten verlor rc. Diese Beschreibung, welche übertrieben scheint, will ich jetzt gerne glauben Denn auf den höchsten Höhen dieses Gebürges hatten wir an die 18 Stunden lang ein Wetter, wie ich mich kaum eines gleichen zu erinnern weiß. Wir schliefen, oder vielmehr, ich wachte den größten Theil der Nacht zu Cuvillaio, einem einzeln gelegenen Hause, gegen welches der Sturm so wüthete, daß ich öfters, um *mich zu beruhigen*, bedenken mußte, daß das Haus neu, von Steinen und sehr stark gebaut war. Es ward dunkel, ehe wir Abends ankamen, und das Feuer, das aus dem *Volcano zu Pietra mala* steigt, machte in der Schwärze der Nacht eine schauerliche Erscheinung. Gewöhnlich raucht blos dieser Vulkan, allein im starken Regen oder Sturm giebt er ein helles Feuer. Auch den folgenden Tag dauerte dieses Wetter noch einige Stunden fort, und um so mehr fiel es mir auf, daß die höchsten Höhen dieses Passes so öde, so traurig, unfruchtbar und schauervoll sind, als die wildesten Theile der Alpen.

Von

Von Bologna aus kommt man anfangs eine halbe Stunde lang durch ein schönes, äusserst fruchtbares Land; alsdann aber fängt man an zu steigen, und so wie man höher kömmt, wird das Land wilder und wilder. Vierzig Italienische Meilen lang geht man mehrentheils bergauf, und auf den obersten Höhen findet man weder Häuser noch menschliche Kultur. Etwan 30 Italienische Meilen von Florenz fängt man an, wieder bergab zu gehen, und dann geht es diesen ganzen Weg größtentheils bergab. Der Himmel heiterte sich auf und ich sahe mit Vergnügen, wie so gar schnell wir uns den schönen und fruchtbaren Gegenden auf der Florentinischen Seite der Apenninen näherten. Der Kontrast zwischen den beiden Seiten ist auffallend. Wir waren noch ziemlich hoch, als ich schon Kastanien- und andere Fruchtbäume fand, und bald nachher Cypressen, Reben, Oliven und Feigen. Der Unterschied zwischen der nördlichen und südlichen Seite der Alpen ist nicht so groß.

Nur auf dieser Seite der Apenninischen Gebirge ist das eigentliche Italien und alles, was zwischen diesem Gebirge und den Alpen liegt, ist ein anderes Land. Wie groß der Unterschied im Klima und in den Naturprodukten ist, hab' ich Ihnen schon von Genua aus geschrieben, wo ich in einem andern Welttheile zu seyn glaubte, sobald ich über die Apenninen gegangen war. *Der Kontrast* fiel mir damals doppelt auf. Denn im September war ich in Schnee und Eis erstarrt, und drei Wochen später fand ich die Hitze zu Genua äusserst beschwerlich. *In einem* geringern Grade, aber doch *immer auffallend*, war mir der Unterschied bei *meiner* Rückreise, als ich von Genua nach Mayland gieng; denn sobald ich wieder in die Lombardey gekommen war, fühlte ich die schärfste Kühle der herbstlichen Jahreszeit. Bologna ist schon ein feineres Klima, aber wir hatten doch in dieser Stadt alle Abende unser Feuer, welches mir sehr willkommen war; sobald ich aber zum zweitenmale über die Apenninen gekommen und das Toskanische erreicht

hatten, fühlte ich die schöne Temperatur eines Englischen Sommers, und ich sitze hier Morgens und Abends, ohne das Bedürfniß eines Feuers zu fühlen. Die Alten hatten also vollkommen Recht, wenn sie das eigentliche Italien innerhalb der Apenninen einschlossen.

Diesen grosen Unterschied bemerke ich auch in allen Bäumen,u Gewächsen und allen Naturprodukten. Statt der Tannen und Fichten sehe ich hier die ihnen nicht unähnliche Cypresse; unsere nördliche Eiche hat dem Kastanienbaum und der Italienischen immer grünen Eiche Platz gemacht, und statt der mannigfaltigen Bäume unserer nördlichen Länder, der wilden sowohl als der Fruchtbäume, sehe ich hier alle Felder und Hügel mit Oliven bedeckt. Eben so ist es in den Theilen des Genuesischen Gebiets, welche am Meere hin liegen. Die Schönheit des Landes gewinnt indessen keineswegs durch den Wechsel, und der kleine, krüplichte Olivenbaum ist ein schlechter Ersatz für unsere majestätischen Eichen, Ulmen und Buchen im kältern

Norden. Indessen will ich nicht sagen, daß diese letztern Bäume ganz aus Italien verbannt seyen; man sieht sie hin und wider, aber äusserst selten und gewöhnlich klein und unansehnlich. Dafür aber hat man hier wieder den prächtigen Pino, der in den nördlichen Himmelsstrichen ganz und gar nicht wächst.

Die Ulmen scheinen blos für die Weinreben gehalten zu werden, welche *man so* an ihnen hinauflaufen läßt, daß sie den ganzen Baum, welcher freilich mit dem unsrigen verglichen, nur sehr klein ist, bedecken. Man baut also den Wein noch immer wie zu den Zeiten des Horazes und Virgil's

--- Ulmisque adiungere vites

oder:

vitesque maritat Ulmis.

In der Weinlese steigt der Winzer auf den Baum und ist ganz in den Weinblättern versteckt. Es scheint, daß sie in dieser Lage den Vorübergehenden allerhand Sottisen zuriefen:

Tum Praeneſtinus ſalſo multumque
fluenti
Expreſſa arbuſto regerit convicia,
durus
Vindemiator et invictus, cui ſae-
pe viator
Ceſſiſſet, magna compellans voce
cucullum.

Dieſe Art den Wein zu bauen iſt indeſ-
en ſchon in der Lombardey gebräuchlich, und
eſonders im Parmeſaniſchen, Modeneſiſchen
ınd Bologneſiſchen ſehr gemein. Aber hier
m Toskaniſchen ſieht man gar keine Wein-
erge mehr, und die mehreſten Reben wach-
en auf den Bäumen. Dies erſpart nicht
ıur die mühſame Arbeit, mit der man in
veniger glücklichen Himmelsſtrichen den Wein
auen muß, ſondern macht auch das Feld
oppelt und dreifach nutzbar; denn überall,
vo man hier Reben ſieht, iſt das Feld ge-
aut und mit Korn beſäet oder mit Garten-
rüchten bepflanzt.

Eben ſo iſt es mit den Olivenbäumen,
ie das ganze Land um Florenz herum ſo

bedecken, daß man nur wenig andere Bäume sieht. Der Baum ist nicht sehr dichte, und seine schmalen Blätter, gleichen denen unserer gemeinen Weiden. Uiberall also, wo ein Olivenbaum ist, da wächst unter den Bäumen Korn, Kohl, Kraut, Bohnen, Rüben, Artischocken, Broccoli, Gurken u. dgl.

Ich muß bei der Gelegenheit erinnern, daß es unmöglich ist, ein besser angebautes Land zu sehen, als die Gegend um Florenz und das Bolognesische, so weit ich es gesehen habe. Uiberhaupt kann ich auf dem Lande weder die Faulheit noch das Elend des Landmannes finden, von dem man so oft in Büchern liest. Die ganze Lombardey ist sehr gut gebaut; so sind es die Herzogthümer Parma und Piacenza: und was das Modenesische betrifft, so halte ich dieses für eines der angebautesten und fruchtbarsten Länder in Europa. Wie weit die Landleute in Armuth leben, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß alle diejenigen, die ich bemerkt habe, keine äussere Merkmale von Elend zeigen, daß sie, für ein so mildes Klima, mehr

als hinlänglich gekleidet sind, und daß ihre Häuser, die ich von der Straße sahe, oder in der Nachbarschaft mehrerer Städte besucht habe, unendlich besser sind, als die des Landvolkes in Irland oder auch in vielen Theilen von Frankreich. Was nun vollends den Toskanischen Bauer betrifft, so ist er mehrentheils wohlhabend, und steht in einem Ansehn, in welchem die Landleute anderer Länder nicht stehen. Der in der Nachbarschaft von Florenz ist mehrentheils wohlhabend, und seine Weiber und Töchter, die des Sonntags in die Stadt kommen, sind mit Bändern, Ohrengehängen, Armschlingen u. s. w. bedeckt, daß sie mehr aufgeputzten Coquetten als Landleuten gleichen. Mit meiner gewöhnlichen Thätigkeit bemühe ich mich überall, so viel vom Lande zu sehen, als möglich, und wenn ich des Morgens 4, 5 Stunden und darüber in Kirchen, Pallästen, Gallerien u. s. w. umhergewandert bin, gehe ich, so oft es das Wetter erlaubt, auf das Land und komme erst gegen Abend zurück. Dadurch, daß

wir sehr späte zu Mittage speisen, gewinne ich in dieser Jahreszeit (November) fast den ganzen Tag; und mein Mittagsessen bei Lichte ist keinesweges unangenehm.

Alles nun, was ich von dem Lande um Florenz herum gesehen habe, gefällt mir außerordentlich. Mich dünkt, die Lage dieser Stadt gehört unter die schönsten, die ich je gesehen. Zwar liegt Florenz ganz in den Apenninen; aber die Hügel, welche die Stadt zunächst umgeben, sind alle nur *niedrig* und bis auf die Spitze vollkommen angebaut. Da wandere ich denn unter Oliven, Kastanien und Feigenbäumen, gemischt mit Ulmen, von denen die Rebe herabhängt und genieße bald einer weiten Aussicht über das Thal des Arno, oder sehe den *Arbeiten* der Landleute zu. In kurzem wird die Oliven-Erndte ihren Anfang nehmen und diesmal höchst reichlich ausfallen. Es ist eine schöne Frucht, von einem dunkeln Blau, und mich dünkt ohne Unterlaß, ich müsse einige pflücken und essen. Ein einziger Versuch hat mich indessen begnügt, denn sie sind schon ganz Oel, haben einen abscheulichen Ge-

schmack und lassen eine Schärfe im Halse zurück, die man Stundenlang nicht los wird. Diejenigen, die man in Flaschen verschickt, und in ganz Europa beim Nachtisch ißt, werden viele Wochen früher gepflückt, während daß sie noch grün und unreif, folglich auch hart sind. Die, welche ich jetzt versucht habe, sind schon sehr weich und enthalten reines Oel. Gegen Ende dieses Monats (November) pflückt man sie, legt sie in Haufen zusammen und läßt sie 8 Tage liegen. Hierauf werden sie in einem Behälter gepreßt, ohngefähr wie die Weintrauben, da denn das Oel ohne weitere Zubereitung abläuft.

Da ich von Italienischen Producten rede, so muß ich der Eiche nicht vergessen, die auf der Nordseite der Apenninen gar nicht zu sehen ist. Sie ist nicht so groß und ansehnlich wie die unsrige, behält aber ihre Blätter und bleibt auch im Winter grün. In den Eicheln finde ich keinen Unterschied, die Blätter aber sind ganz und gar anders. Im Bolognesischen sahe ich die Bauern Eicheln schlagen, wie man bei uns die Nüsse schlägt,

um sie für ihre Schweine nach Hause zu bringen.

Uiberhaupt ist man in diesen fruchtbaren Provinzen gar sehr für die Nahrung des Viehes verlegen; auch hält man dessen nur wenig. Die Mandel, die Feige, die Olive, die Kastanie u. dgl. sind einträglicher als Haser und Heu, und ihre Frucht wird mit weniger Mühe gewonnen, und so sieht man von diesen äusserst wenig. Die Kühe und Ochsen werden mit den Blättern von Reben, Feigen und Maulbeerbäumen gefüttert und in den Ställen des Großherzogs bemerkte ich, daß die Hauptfütterung der Pferde in Stroh bestand. Dies giebt denn den Bäumen ein trauriges Ansehen, in einem Lande, wo es ohnedies so wenig schattenreiche Bäume giebt. Wer Maulbeerbäume hat, vermiethet sie und mit ihren Blättern füttert man im Juni oder May die Seidenwürmer und, den übrigen Theil des Jahres, das Vieh.

Die Pini, die einzigen großen und majestätischen Bäume, welche Italien eigen sind, geben auch nur wenig Schatten, weil ihre Blätter nadelartig sind und der Baum,

~~um sie für ihre Schweine nach Hause zu tra-
gen.~~

nach der Behandlung, die ihm mehrentheils wiederfährt, nur oben seine Zweige und Aeste hat, so daß er vollkommen einem Regenschirme gleich sieht. Es ist aber doch ein schöner Baum, und seine Zapfen, welche wenigstens zweymal so groß als Tannzapfen sind, tragen eine sehr wohlschmeckende Frucht; welche pigne heißt und in Deutschland wohl bekannt ist; und wenn man diese herausgenommen hat, braucht man den Zapfen statt kleinen Holzes, um Feuer anzuzünden. Uibrigens sieht man auch von diesen Bäumen nur wenige.

Florenz: Schätze der Kunst — Wenig Caminfeuer — Mücken — Sprache — Fiesole — Kunstfabrick der Pisani.

Es ist eine alte Bemerkung, daß es uns oft weit leichter ist, Gedanken und Bilder zu finden, als eine Auswahl unter ihnen zu treffen. Gerade so ist es mit Orten, von denen sich sehr viel sagen läßt.

Wundern Sie sich also nicht, lieber Freund, wenn ich Ihnen nach einem fast drey wöchentlichen Aufenthalte zu Florenz nur sehr wenig von dieser Stadt zu sagen habe, von der es leichter ist, ein Buch, als einen Brief zu schreiben. Jedermann hat eine Beschreibung von Florenz gelesen, und ich habe ihrer so manche durchlaufen; gleichwohl hat diese Stadt meine Erwartung weit übertroffen.

Welche Schätze der Kunst enthält Italien auch jetzt noch, nachdem fast alle Völker von Europa mehr als 200 Jahre lang ohne Unterlaß mit dessen Produkten sich bereichert haben! Ich gestehe willig, daß ich in dieser Rücksicht in einem großen Irrthume gewesen bin. Wenn ich so in England den Reichthum von Italienischen Gemälden sahe, die im ganzen Lande zerstreut sind, wenn ich bedachte, daß es keinen Fürsten von Europa giebt, und keine große Stadt, die nicht Italienische Gemälde habe — so konnte ich mir unmöglich vorstellen, daß noch sogar viel zurückgeblieben sey. Noch hab ich nur einen Theil von diesem Lande gesehen; aber

ich glaube wircklich, daß die guten Gemälde, aus der Italienischen Schule, welche Bologna und Florenz allein enthalten, beynahe allem gleich sind, was ich in meinem vorhergehenden Leben, in den verschiedenen Ländern von Europa gesehen habe.

Zu Bologna thaten wir 9 Tage lang fast nichts anders, als daß wir, von Morgen bis Abend, Gemälde besahen; wir wurden es am Ende müde, und verließen die Stadt, die sonst keine Mannigfaltigkeit hat, ohne alles gesehen zu haben, das ein Kunstliebhaber sehen sollte. Zu Florenz ist es nun ganz anders, denn hier hat man Abwechslung genug! Wer der Gemälde müde ist, geht zu den Statuen, und von diesen zu den Kostbarkeiten aller Art, die diese Stadt in so reichem Maase aufzuweisen hat. Welche Schätze liegen nicht blos in den Gebäuden aufgehäuft, die dem Großherzog gehören! und es sind Schätze aller Art. Wie arm erscheint alles, was die Könige von England und Frankreich haben oder hatten, wenn ich es mit dem einzigen Florenz

vergleiche! Eine Familie, wie die Mediceer, saß vielleicht nie auf einem Throne; und ich muß den Fürsten aus dem Hause Oesterreich die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie alles wenigstens vortreflich unterhalten und zum Theil besser eingerichtet haben. Manches haben sie auch vermehrt.

Etwas fällt mir vorzüglich auf, weil ich es noch nirgends gefunden habe: es ist, daß alles, was dem Großherzog gehört, täglich fast den ganzen Tag offen steht und von Leuten besorgt wird, die es mit Gefälligkeit und wircklich unentgeldlich zeigen. Auch stehen alle diese Gebäude einem *jeden offen*, der anständig gekleidet ist und *keine Livrey* trägt. Ich habe Bauern *darinnen* angetroffen und gesehen, daß *man* ihre Fragen mit Höflichkeit beantwortete.

Sie wißen, daß man von den Schätzen des Großherzogs ein Werk in 10 Bänden hat, Museum Florentinum. Urtheilen Sie also, ob ich es unternehmen will, Ihnen einen Begriff davon zu geben. Das Museo allein soll fünf und dreyßig Zimmer

enthalten; im Palazzo Pitti, der eigentlichen Stadtresidenz des Fürsten zeigt man 14 oder 15 Zimmer, und die Gallerie hat an die zwanzig, ohne die Säle oder vielmehr den Saal, welcher in drey Seiten über 1000 Schuh lang ist. Diese Gallerie ist es, welche die vorzüglichste Aufmerksamkeit erfordert und ich bringe täglich einige Stunden darinne zu.

Das Vergnügen, das ich besonders in einem Zimmer finde, ist so groß, daß ich mich nicht enthalten kann, wenigstens etwas darüber zu sagen, da es vermuthlich wohl das reichste Zimmer in Europa ist. Dieß ist die sogenannte Tribuna, wo sich die fünf Griechischen Meisterstücke, von denen man in ganz Europa Abgüsse sieht, von weisem Marmor finden: 1) Die Mediceische Venus, 2) der Arrotino oder Schleifer, 3) der Apollino, 4) der tanzende Faun, und 5) die zwey Klopffechter. Ob dieß die nämliche Venus ist, von der die Alten an verschiedenen Orten reden und welche sie dem Praxiteles zu schreiben, will ich nicht

untersuchen; so viel aber ist gewiß; daß die besten Kenner aller Länder und aller Zeiten sie für die schönste Venus erklärt haben, die uns von den Griechen übrig ist. — In dem nämlichen Zimmer hängen Meisterstücke von Rafael, Corregio, Quercino, Titian, Guido uud andern.

Mir ist es wirklich begegnet, daß ich schon dreimal diese Tribuna besucht hatte, ehe ich gewahr wurde, daß sie schon an sich selbst ein sehr schönes Zimmer ist. Aber ihre seidenen Tapeten, ihre reiche Vergoldung, ihr eingelegter marmorner Fußboden und ihre Decke von Perlmutter werden für den wahren Liebhaber der Kunst, der sich blos an die Meisterstücke der Bildhauerkunst und der Malerei hält, unmerklich. Sie wissen, lieber Freund, daß alles, was sonst in der Villa Medici zu Rom war, unter Leopolds Regierung nach Florenz gebracht wurde. Rom wurde dadurch einer seiner schönsten Zierden beraubt; aber alle die zu Rom gewesen sind, sagen mir, daß diese Stadt

allein

allein wenigstens so viel enthalte, als vom ganzen übrigen Italien die Hälfte. —

Nach allem aber, was ich von der Gallerie zu Florenz gesagt habe, glaube ich doch keinesweges, daß sie die vornehmste und wichtigste Gemäldesammlung in Europa enthält. Der Mensch läßt sich gerne blenden und vermengt sogar gern Dinge, die an einander gränzen. Wir sagen: Die Gallerie von Florenz!" und denken alsdann weder an die Gemälde, noch an die Statuen, noch an die geschnittenen Steine, noch an irgend etwas ins besondere; der Gedanke von allen den Herrlichkeiten, die in verschiedenen Zweigen der Kunst hier aufbewahret werden, überströmt uns: und so denken wir immer an die ganze Gallerie, auch dann noch, wenn wir blos von einem Theile derselben reden. In der Tribuna ist freilich alles vortrefflich, aber in dem Saale hängt so manches Gemälde, das nichts weniger als ein Meisterstück ist. Ich habe oft die Florentiner Gallerie der Dreßdner vorziehen hören! damit könnte man denn nichts

anders meynen, als eine Vergleichung zwischen den Gemälden der beiden Gallerien. Allein ich vermuthe, daß diese Vergleicher gewöhnlich nicht nur an die Gemälde zu Florenz, sondern an alles dachten, was sich in den Gebäude befindet. In der Niederländischen und deutschen Schule ist die Dreßdner Gallerie der Florentinischen bei weitem überlegen, und ich zweifle sehr, ob die Florentiner in ihrer eigenen Schule, d. h. in Italienischen Gemälden, die Dreßdner wirklich übertrifft.

Eben so ist es mit den antiken Statuen! Der Apollo zu Rom, der Lakoon, Merkur (oder Antinous) die Centauren, der Klopffechter, der Hermaphrodit und einige andere haben, zusammengenommen, gewiß einen höhern Werth, als alle Statuen, die in der Florentiner Gallerie stehen; allein hier steht alles beisammen, während daß man dort an drei verschiedenen Orten diese Meisterstücke aufsuchen muß. In den Gemälden ist der Vorzug, den Rom vor Florenz hat, noch weit auffallender, allein sie

sind in einer Menge Pallästen und Kirchen zerstreut, und eine Tribuna giebt es zu Rom nicht, so viel Schönes auch einige Meisterstücke haben, die in diesem oder jenem Saale des Museo Pio-Clementino und selbst auf dem Capitol aufgestellt sind.

Die Natur sorgt überall für die Bedürfnisse ihrer Kinder, und in einem Lande, in welchem es weder Kohlen noch Brennholz giebt, braucht man wenig oder gar kein Feuer. Schon zu Bologna mußten wir für ein Caminfeuer täglich fünf Paoli (etwan 18 Groschen) bezahlen, und hier, zu Rom und Neapel hat der Arme fast niemals ein Caminfeuer. Aber auch selbst der wohlhabende Italiener ist weit weniger frostig, als der nördliche Deutsche, und selbst zu Bologna, wo wir etlichemahl ein Feuer machen liessen, hatte kein Eingebohrner welches. Hier zu Florenz sehe ich ohne Unterlaß Zimmer, welche ganz und gar kein Camin haben. Gleichwohl soll es auch hier bisweilen kalt seyn, und dann gebrauchen diejenigen, welche keine Camine haben, heiße Asche, die

die man in großen Gefäßen in die Zimmer stellt, und allenfalls eine Pfanne mit Kohlen.

Mir behagt dieser milde Himmel ausserordentlich; aber dieses schöne Clima hat auch seine großen Unbequemlichkeiten, denn man wird von den Insekten, denen der milde Himmel auch behagt, fast aufgefressen und unsere Zimmer schwärmen von unzählichen Fliegen und Zenzare, *welche hier* den ganzen Winter hindurch thätig sind, während daß sie im Norden verschwinden. Die Zenzare sind eine Art sehr kleiner Mücken, deren Stich äusserst beschwerlich ist, juckt und viele Tage lang *ein Zeichen* läßt. Ich hielt es anfangs für *weibisch und* weichlich, mich des *Mittels* zu bedienen, das die Einwohner des Nachts gegen dieses Ungeziefer brauchen, fand aber in den zwey ersten Nächten mein Gesicht so bezeichnet, daß ich bald meine Zuflucht dazu nahm. Dies ist ein feines Netz oder vielmehr ein starker Flor, der von oben bis unten um das ganze Bette herumgeht, und im Grunde

statt der Vorhänge dient, nur mit dem Unterschiede, daß es sich nicht wie diese, öffnen läßt, sondern von allen Seiten geschlossen ist, so daß man, um in das Bette zu kommen, den Flor aufheben muß, der auch durch eine Schnur gezogen werden kann.

Es ist ausserordentlich, wie wenig Provinzen es in der Welt giebt, in denen man die jedesmalige Landessprache auch nur erträglich spricht. In den allermehresten Provinzen Deutschlands spricht man schlechtes Deutsch, und in Sachsen, wo man zwar die geschriebene Sprache redet, ist die Aussprache verderbt und fehlerhaft. In Italien ist dieß vielleicht der Fall mehr, als in irgend einem andern Lande. Denn das eigentliche Italienische, die geschriebene Sprache, wird blos in Toskana geredet, und höchstens, und das nur theilweise, zu Rom. alle übrigen Sprachen dieses weitläuftigen Landes, sind entweder Provinzial oder Patois. Zu Genua spricht man genuesisch, zu Venedig venetianisch, und das Mailändische

ist ein Gemisch der lateinischen, und französischen Sprache. Zwar kann der, welcher wirklich italienisch spricht, sich überall verständlich machen, aber andere zu verstehen, besonders gemeine Leute, ist mir oft schwer bisweilen unmöglich gewesen.

Also nur im Toskanischen spricht man wirklich italienisch; aber dafür ist die Aussprache abscheulich. Das c, das qu, das gh sind samt und sonders guttural, gerade wie unser deutsches ch in den Wörtern lachen, stechen, brechen u. s. w. Das t sprechen sie mit einer so starken Aspiration aus, daß es so ziemlich dem englischen th gleicht. Das c vor Vokalen klingt in dem mehresten Worten wie ein h. *Guadagnare qualche cosa* wird in einem ganz toskanischen Munde abscheulich und klingt: chwadanchiare chwalche hosa. Der ganz niedrige Pöbel hat das Gutturale und die Aspiration so stark, daß ich bisweilen zu Zürich oder Bern zu seyn glaubte. In Deutschland betrachtet man die gedruckte oder sächsische Sprache als die einzig wahre. —

Nicht so in Italien, wo die verschiedenen Mundarten auch auf die Bücher zum Theil ihren Einfluß haben, und wo die toskanische Sprache keinesweges die einzige gedruckte ist. Und so ist es denn mit allen Dingen dieser Welt; nichts ist vollkommen unter dem Monde.

Von Florenz aus besuchte ich Fiesole, einen reifenden Hügel, auf welchem Galileo seine astronomischen Beobachtungen anstellte und sein berühmtes Gespräch über das Copernikanische System schrieb. Ich ließ mir sein Haus zeigen, welches noch jetzt steht. habe auch sein marmornes Denkmal in der Kirche Santa Croce zu Florenz gesehen. Dies ist ihm aber erst in gegenwärtigen Jahrhunderte errichtet worden, während daß seine Schrift noch immer im dem Index librorum prohibitorum steht. In dieser Kirche ruhen beisammen und haben, jeder sein respektives Denkmal — Galileo, Macchiavelli, Aretino, der satyrische lateinische Dichter und M. A. Buonarotti. Fiesole war eine von den alten zwölf Etru=

rischen Städten und noch zeigte man mir einen Theil ihrer Mauern. Während daß wir auf einem Felde umher giengen, und von den alten Etrurischen Denkmälern sprachen, las unser Führer einige cubisch Stückchen von lapis lazuli auf, die zu einem Mosaick gehört haben müssen.

Bei den Brüdern Pisani, die in der Nähe von Florenz wohnen und die ich etlichemal besucht habe, habe ich viel Unterhaltung gefunden. Sie betreiben die Kunst Fabrikenmäßig, und lassen theils in Marmor, noch mehr aber in weißem Albaster die bekantesten Meisterstücke der Alten kopiren, die zu Florenz und Rom und auch noch an andern Orten aufbehalten werden. Ihre Niederlage von Statuen, Säulen, Vasen, Büsten, Lampen u. s. w. ist überaus beträchtlich; aber sie nehmen auch Bestellungen an und kopieren in jeder Größe, die man ihnen vorschreibt. Ja sie kopieren auch einzelne Figuren nach Gemälden in Albaster. So habe ich z. B. die bekannte Venus von Titian in Albaster gesehen; etwa

8 Zolle lang und 5 bis 6 hoch. Es kostet 6 Dukaten. — Zu Livorno ist auch eine solche Kunstfabrik, wo man die nämlichen Dinge beinahe um die Hälfte wohlfeiler bekommt. Aber der Albaster ist weder so weiß noch so rein; auch ist die Arbeit nicht ganz so vollendet.

Zehnter Brief.

Nebenreise von Florenz über Prato und Pistoria nach Lucca, Pisa und Livorno. —

November 1793.

Nachdem ich Ihnen meinen letzten Brief von Florenz aus geschrieben hatte, machten wir eine kleine Nebenreise nach Prato, Pistoria, Lucca, Pisa, Livorno und kamen den achten Tag wieder zurück, um dann unsere Reise nach Rom anzutreten.

Wenn ich Zeit hätte, könnte ich Ihnen manches Interessante über diesen achttägigen Ausflug, von der Schönheit dieses ganzen Strichs, den ich durchwandelt habe, und von der herrlichen Anbauung dieses Landes schreiben. Auch könnte ich allerley über Prato und Pistoria sagen, Städte, die man ausserhalb Italien kaum nennt, und die doch, besonders Pistoria, so manches Große und Schöne haben.

Die kleine Republik Lucca, die kaum so groß ist, als der Kanton Zürich, ist eins der besten und glücklichsten Länder, die ich je gesehen habe. Die zahlreichste und würdigste Klasse des Menschengeschlechts, der Landmann, scheint hier im Wohlstande und Glückseligkeit zu leben. Das Land ist nicht nur ausserordentlich angebaut, sondern auch so angebaut, daß alles auf das Beste benutzt zu seyn scheint, und weit mehr hervorbringt, als man es hin und wieder von der Natur des Landes erwarten sollte.

Mir fiel jene Geschichte von dem Vater ein, der ein kleines Gut hatte, es mit

seinem ältesten Sohne theilte und von seiner Hälfte noch mehr erhielt, als vorher das Ganze ihm trug. Um einen zweiten Sohn auszustatten, gab er abermals die Hälfte weg, und der nun übrigbleibende Theil trug abermals mehr, als vorher das Ganze. Wer ein kleines Gärtgen hat, kann alle seine Sorgfalt und Arbeit darauf verwenden: und dies ist gerade, was Ihnen einen Begriff von dieser Republik geben mag: *Es ist mit der Sorgfalt eines kleinen Küchengartens angebaut und zeigt mehr Arbeit, Sorgfalt und Vollendung, als ich sonst nirgends gefunden habe.*

Für die Stadt bin ich nicht so sehr eingenommen, obschon die *allermehresten* Reisebeschreiber mit Entzücken davon reden.

Pisa hat noch immer sehr viel Großes und Schönes; am schönsten ist der Theil, der an den beiden Seiten des Flusses so liegt, daß die Häuser nicht an den Ufern stehen, sondern die Gasse zwischen dem Ufer und den Häusern ist, di. Franzosen nennen es einen quay und die zu Pisa sind, wenn man das

Ganze zusammennimmt, so schön und prächtig, daß ich in Europa ihres Gleichen nicht weiß.

Von dem hängenden Thurme reden alle Reisebeschreiber, sagen, daß er funfzehn Schuh von der senkrechten Linie abweicht ꝛc. Aber auch dies verdient bemerkt zu werden, daß dieser Thurm, auch wenn er gerade stünde, ein schönes, grosses und prächtiges Gebäude ist, ganz von weisem Marmor, von innen und aussen nicht incrustirt, sondern solid. Man kann sicher hinaufgehen und ich genoß von oben eine schöne Aussicht auf das Land umher, welches eine ungeheure Ebene ist, in deren Mitte Pisa liegt, und die auf einer Seite von den Apenninen, auf der andern vom Meere begränzt wird.

In dieser Ebene, dicht an den Bergen, liegen auch die Bäder von Pisa, die so berühmt sind; ich bin dort gewesen, konnte aber in ihrer Lage keine ausserordentliche Schönheit sehen.

Sonderbar kommt es uns Ultramontani doch vor, wenn wir auf der Straße von Lucca nach Pisa ganze Wälder von Oliven wild wachsen sehen und bemerken, daß die Hecken, welche die Felder von der Straße absondern, oft von Lorbeerbäumen, Bux und Myrthen sind. Ich habe hohe Lorbeerbäume von einer sehr beträchtlichen Dicke gesehen. Eben so sonderbar kam es mir vor, wenn man mir gelegentlich in meinem Camine ein Feuer von Lorbeer machte.

Wir besahen die Cashine des Großherzogs, ein Ding, daß man in England Dairy nennt und das doch nicht ganz durch einen deutschen Meyerhof sich erklären läßt. Sie haben viele Meilen im Umfange und sind weder schön noch merkwürdig, ausgenommen durch die Camele, deren Zahl sich auf vierhundert belaufen soll und die hier gewissermaßen wild und unter freyem Himmel leben. Etwan hundert davon sind gezähmt, werden in Ställen gehalten und als Lastthiere für den Großherzog gebraucht; die übrigen sind wild und leben im Holze ohne Obdach und

ohne besorgt zu werden. Ich sahe ihrer vielleicht an die zweihundert und fand sie so zahm, daß sie uns bis auf einige Schritte an sich kommen ließen. Die Natur dieser Thiere ist also vollkommen der Natur eines Toskanischen Clima angemessen; indessen dünkte es mich doch, daß diese Europäischen Camäle nicht so groß sind, als die Asiatischen, die ich hin und wieder in Häusern gesehen habe, wo man ausländische Thiere zeigt. Unter dem Großherzog Leopold mußten mehrere dieser Toskanischen Camele gelegentlich eine Reise nach Wien machen und wieder zurück. —

Ein Seehafen ist mir allemal ein interessanter Anblick: und Livorno ist einer der interessantesten. Unter den verschiedenen Merkwürdigkeiten zogen die Lazaretti meine Aufmerksamkeit vorzüglich an sich. Es sind ihrer drey, ich besahe aber nur eins ganz, nämlich das, wo die Menschen und Waaren Quarantaine halten, die nicht wircklich die Pest haben, sondern blos verdächtig sind, wie denn alles verdächtig ist, was aus der

Levante kommt. In die Zimmer, in welchen die Leute Quarantaine halten, wird Niemand geführt; auch hatte ich nicht eben große Lust, hineinzugehen; aber an den Ort gieng ich, wo diese Leute hinter Gittern stehen und wo ihnen erlaubt ist, Besuch zu empfangen. Auch ließ ich mir die Waaren-Niederlagen zeigen; die Art, wie sie behandelt werden, und den Ort, wo man die Briefe und Papiere empfängt. Für die Waaren hat man hier große Niederlagen, welche nach allen Seiten zu offen sind, so daß der Wind frey durchstreichen kann. Sie werden geöfnet, umhergelegt und auf mancherley Art der freyen Luft ausgestellt. Die Arbeiter, die sich damit beschäftigen, werden als unrein betrachtet und dürfen nicht aus dem Lazaretto herauskommen, ohne vorher Quarantaine gehalten zu haben, Eben das ist der Fall mit dem, der die Briefe empfängt. Man sagt mir daß es Arbeiter hier giebt, die seit vielen Jahren nie herausgekommen sind; daß sie wohl bisweilen den Entschluß gefaßt, und also die Quarantaine ange-

angefangen haben, daß ihnen aber gar bald die Zeit zu lang geworden und sie wieder an die Arbeit gegangen sind.

Die Briefe sah ich in einem kleinen Häuß-chen räuchern, in das wir aber nicht gehen wollten, weil es uns enge und ängstlich schien. Aber in dem zu Genua bin ich gewe-sen. Es steht so dicht am Meere, daß man mit einem Boote an dasselbe fahren kann. An der Wasserseite hat es eine Oeffnung mit ei-nem eisernen Gegitter. An dieses geht oder schickt der eben angekommene Hauptmann sein Gesundheitscertificat, welches mit einer eiser-nen Zange empfangen und dann in einem dik-ken Wachholderrauche eine Zeitlang gehalten wird. In gewissen Fällen werden die Papiere auch in Essig geworfen.

Das Ganze ist ein großer Platz mit vielen Gebäuden und von außen mit Wasser umgeben. Man muß sich in acht nehmen, nichts anzu-rühren und nicht etwan an einen von den Leu-ten stoßen, welche die Waaren handhaben, denn sonst wird man nicht wieder heraus gelassen, sondern muß bleiben und Quarantaine halten.

Das blose Anstoßen meines Kleides gegen das Kleid eines dieser Leute ist genug, um mich dort zu behalten; so gar genau ist der Befehl.

Die übrigen beiden Lazaretti sahe ich nur von außen; alle dreie sind in einer beträchtlichen Entfernung von einander.

Von Livorno muß man den nähmlichen Weg nach Pisa zurück kehren, den man gekommen ist. Hier aber nahmen wir eine andere Straße und giengen über la Scala und Empoli nach Florenz zurück.

Reise von Florenz über Siena und Viterbo nach Rom. — Wüste im Kirchenstaat, besonders zwischen Viterbo und Rom.

Die mehreste Zeit der Reise von Pisa über la Scala und Empoli nach Florenz waren wir beständig in den Apennischen Gebürgen, in denen man sich herum windet, ohne je über einen Hügel zu kommen. Nicht so von Florenz nach Siena, wo die Straße ohne Unterlaß bergauf, bergab geht. Die Hauptmasse der Apenninen

ist hier in so viele kleine Berge und Spitzen gebrochen, daß man nicht um sie herumfahren kann, sondern mehrentheils auf dem Rücken der Berge geht. Auch dieser ganze Strich ist schön, reich und gut angebaut.

Siena liegt ganz in den Gebürgen und die Gegend umher ist gar viel unebener als selbst um Florenz. Noch immer hat Siena sehr vieles, welches zeigt, daß sie einst eine reiche und mächtige Republik war. Die Hauptkirche hat ihres Gleichen nicht, und so manche andere Dinge waren auch für mich, der ich schon längst angefangen habe, schwierig zu werden, sehenswerth.

Weiter hinaus über Siena ist das Land anfangs an die 10 italienische Meilen immer noch gut und schön, und 10 andre Meilen weit wenigstens erträglich. Bis hieher war ich sehr viel zu Fuße gegangen, so wie auch auf der ganzen achttägigen Reise, denn wir hatten unausgesetzt das schönste, reizendste Wetter.

Um Ricorsi herum wird das Land schlecht, und Radicofani acht italienische Meilen weiter, liegt in der traurigsten

Einöde, die sie sich nur denken können: und so geht es fort, mehr oder weniger, bis an das Ende von Toskana. Indessen sieht man hier überall, daß es weder die Schuld der Einwohner, noch der Regierung ist. Das ganze Land besteht aus ausgelöschten Vulkanen und der Verlauf von so vielen tausend Jahren, eine Zeit, die weit über alle unsere Kenntniße von Geschichte hinaus geht, ist noch nicht im Stande gewesen, diese Verzuckungen der Natur mit einer Rinde zu überziehen, die für menschliche Hände brauchbar wäre. Lord *** lachte über die vielen und langwierigen Kriege, die die Römer mit den Etruriern führten, und sagte, daß dieses Land niemals werth gewesen wäre, dafür zu streiten. Aber *so ist es von* Anbeginn gewesen und wird auch *so* seyn, bis ans Ende der Zeit. Arme *elende* Länder haben sich zu allen Zeiten vertheidigt und für jeden Schutz ihres unfruchtbaren Bodens gefochten, während daß reiche und große Länder immer der Raub des ersten barbarischen Kriegers sind, der sie angreift.

So viel von dem unfruchtbaren Theile von Toskana! Aber was soll ich von der Wüsteney sagen, durch die ich im Kirchenstaat gewandert bin! Das Land ist größtentheils gut, und der Reisende fragt mit Erstaunen, wo die Menschen und die reichen Fluren und Gefilde hingekommen sind, die einst dieses Land bedeckten. Das päbstliche Gebiet fängt bei Ponte Centino an, und so kam ich durch Aqua pendente, St. Lorenzo nuovo, Bolsena, Monte Fiascone, Viterbo. Alle diese Orte sind schlecht, wenig bevölkert und arm, und zwischen denselben giebt es weder vielen Anbau noch Dörfer.

Die Gegend am See von Bolsena ist überaus schön, und etwan von der Größe des Bieler Sees. Er hat 2 Inseln und schöne Eichenwälder an seinen bergigten Ufern. Zu Monte Fiascone kann man ihn besonders schön übersehen. Da ich einmal hier ausgestiegen war, suchte ich das Denkmal unsers Landsmannes auf, der sich durch ein dreifaches est etc. hier zu Tode trank Allein ich konnte es

nicht finden, ob ich schon den Kirchhof wußte, und hielt es nicht der Mühe werth, den Küster holen zu lassen.

Wenn mir der so eben genannte Strich in vielen Betrachtungen auffiel — hilf Himmel! wie so ganz anders fiel mir der auf, der zwischen Viterbo und Rom liegt! Es ist buchstäblich wahr, daß ich von Ronciglione bis Rom auf einem Striche von 30 Meilen nicht ein einziges Dorf und an der Straße nicht 20 Häuser gesehen habe, die letzten zwei Meilen ausgenommen, auf welchen es sich von selbst versteht, daß die Römer da, dicht bey der Stadt, wenigstens einige Landhäuser haben müssen; aber auch diese sind sehr dünne gesät.

Wo keine Häuser und keine Menschen sind, da giebt es auch keinen Anbau! Aber Bäume könnte man doch sehen, die hier ohne alle Sorgfalt wachsen und doch sehr einträglich sind? Vergebens! Hier ist kein Castanienbaum, keine Olive, keine Nuß, keine Eiche, keine Pini, kein Frucht- oder wilder Baum von irgend einer Art zu sehen, eben so wenig als Reben,

Kohl, Kraut, Erdäpfel und Korn. Ich forderte zu Storta, einem elenden, einzeln gelegenen Wirthshause etwas Obst. O Santissima virgine! qui non n'abbiamo mai! (O heilige Jungfrau! wir haben nie welches!) Haben Sie nicht gesehen, daß es in der ganzen Gegend keinen Baum giebt?" — „Aber warum pflanzt man keine?" — „Es sind keine Leute hier zum Pflanzen." — „Und warum nicht?" — „O die Malaria!" *) „Und

*) Malaria nennt man jene schädliche, verderbliche Luft, mit der im Sommer einige der schönsten Gegenden Italiens angesteckt sind. Sie entstehet hauptsächlich aus einer verdorbenen Luft, aus Erdausdünstungen, halbverfaulten Vegetabilien und Sümpfen, die durch die Sonne zu Gift werden. Die Malaria findet sich nicht nur in solchen Gegenden, in denen faule, stehende Wasser sind, (denn dies ist der Fall bey Aorta nicht) sondern auch in denen, die nie angebaut werden. Es scheint, daß es an manchen Orten genug ist, um Malaria zu haben, daß der Boden sehr uneben ist, und also der Regen nicht gehörig ablaufen kann. Das Gras, oder kurz, alle Vegetabilien, die in solchen feuchten Orten wachsen, geben im Sommer eine ungesunde Ausdünstung. Bisweilen scheinen auch Bäume, die in einer gewissen Richtung stehen, diese Wirkung hervorzubringen, weil sie den freien Zug der Luft

warum pflanzt der Eigenthümer dieses Haases nicht?" – „O die Leute würden sogleich von allen Seiten herkommen und die Früchte rauben: chi planta, non raccoglie mai. (Wer pflanzt, erndtet nie die Früchte). Dies waren die letzten ausdrücklichen Worte eines einfachen aber verständigen Mädchens. Sie sanken tief in meine Seele, so wie die ganze kurze Unterredung, die mir so ganz und auf einmal [illegible] Bild des Landes gab, daß ich sie der N[illegible]erschreibens werth hielt.

hemmen. Dieß, sagt man mir, ist der Fall mit der Villa Borghese bey Rom, wo im Sommer niemand eine Nacht zubringt. Der ganze Strich der Pontinischen Sümpfe hat im Sommer die Malaria, und die ganze herrliche Gegend am Meerbusen von Baia bey Neapel bis nach Cuma hinauf ist im Sommer verlassen. Kein Reisender besucht alsdann diese Striche, und Niemand bleibt da, als die ärmsten Menschen, die keinen andern Zufluchtsort haben. Der schönen Villa Albani bey Rom w[illegible] Sommer auch niemand schlafen, ob man sie schon, so wie die Villa Borghese, am Tage besucht. Es giebt der Malaria verschiedene Grade, im allerschlimmsten Grade derselben können weder Menschen noch Thiere lange bestehen.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXX (2 Bde) VII, 89

Belgie
6/15

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Küttner, Carl Gottlob, 1755-1805

Wanderungen durch die Niederlande, Deutschland, die Schweiz und Italien in den Jahren 1793 und 1794

Bd.: 1

Leipzig 1796

It.sing. 511 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467214-0
VD18 11051485-003